Emmi Lewald
(Emil Roland)

Der unverstandene Mann
Ein spätes Mädchen
Der Salonphilosoph
und andre Typen aus der Gesellschaft


Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt 1906





Bibliothek
zeitgenössischer Autoren

Emmi Lewald
(Emil Roland)

Die Heiratsfrage

Der unverstandene Mann

Ein spätes Mädchen

Der Salonphilosoph

und andre Typen
aus der Gesellschaft



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1906

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Inhalt

Am Strand von Rimini


ber das grünschillernde Adriatische Meer ziehen in der Ferne weiße Segel, und am Strande rüsten die Fischerbarken zur nächtlichen Ausfahrt.

Nach heißem Tag holt die Welt Atem, und eine frische Brise weht vom Wasser, das wie Lagune riecht.

Rückwärts am Land heben sich vom gelbroten Abendhimmel die Türme von Rimini ab, Villen mit flachen Dächern und Böcklinschen Zypressen, Kursäle, Zelte und Logierhäuser.

In Klappstühlen, behaglich nebeneinander hingestreckt, liegen zwei hübsche, ein wenig bleichsüchtige Blondinen am Strand in gutgemachten, weißen Wollkleidern mit Ledergürteln und Matrosenhüten.

Sie wirken wie Typen von der großen Reiseroute Italiens, die durch einen Zufall an diesen stillen, noch nicht von der allgemeinen Herde abgegrasten Strand geworfen sind.

Elisa d'Aresa, geborene Else Immerhof, Tochter einer Präsidentenwitwe aus Görlitz, ist Gattin eines Capitano in Rimini.

Adele von Stein, ihre beste Schulfreundin in alten Zeiten, ist zum erstenmal in Italien und hat von Florenz aus einen Abstecher nach Rimini gemacht, um aus eignem Interesse und im Auftrag von soundsoviel Görlitzern die Aresasche Ehe zu interviewen.

Else (in den Abend hineinträumend): „Ja, ja! Die Malatesta waren schon eine famose Familie!"

Dele: „Aber etwas roh. Sie mordeten doch, wo sie konnten."

Else: „Das gehörte in ihr Charakterbild. In der einen Hälfte ihrer Seele waren sie roh — in der andern ästhetisch — so wie die Wappen an ihren Särgen sind, in denen der Elefant und die Rose nebeneinander stehen. Mir imponieren jene großen Herren, die, wenn sie etliche Widersacher ins Jenseits befördert haben, sich fein säuberlich die Hände waschen und dann beim Anblick eines neuen Kunstwerks vor Rührung Tränen ins Auge bekommen."

Dele schielt die Freundin etwas befremdet von der Seite an: „Wirklich ..."

Else: „Ich wollte, ich wäre Isotta gewesen ... wie schön sie begraben liegt da drüben im Dom unter der nachdenklichen Devise: ‚tempus loquendi, tempus tacendi' — und der Erzengel darüber, der ihre Züge trägt ..."

Dele: „Du hattest immer schon solches Interesse für Geschichte — schon in der Stunde bei Berndt ..."

Else (faltet mit Wohlbehagen die Hände hinter ihrem vollen blonden Haarknoten): „Ja, und darum ist Italien auch das rechte Land für mich. Ich liebe es, zwischen so großartigen Kulissen zu leben, unter einem genius loci, der über eine Phalanx solcher Erinnerungen verfügt! Ich liebe dies Rimini, wo fast jeder Platz den Namen eines Cäsar trägt und heidnische und christliche Kunst sich so seltsam vermählen! Und wird man selbst

einmal von hier weg versetzt, so ist's auch nicht schlimm! Analogien zu Lyck oder Mörchingen gibt's ja unter den italienischen Garnisonen gar nicht. In jedem noch so kleinen Nest sind historische Gemäuer und reizende Fassaden, und Kirchen gibt's überall, in die ein Pittore was Schönes gemalt hat — und ich habe eine Phantasie, die das alles so genießt. Und dann noch etwas, was mich an diesem Land immer wieder entzückt — diese weiche Wärme überall, die Fülle von Sonne! Gott, wie greulich war Görlitz im Winterschnee und Herbststurm — wie schrecklich überhaupt der Norden mit dem langsam anrückenden Frühling! Als ich zum erstenmal nach Italien kam, aus tausend Scherereien in Görlitz heraus, und mir in Ala — Tante und ich fuhren nachts hinein — zum erstenmal diese süße, schmeichelnde Luft entgegenwehte, da wußte ich's: Hier ist gut sein! Hier möcht' ich Hütten bauen. Du warst doch früher auch solch frostige, anämische Natur wie ich — da muß dir das Klimatische allein doch auch wie ein Glück erscheinen —"

Dele: „O ja — das schon! Aber mit dem Hüttenbauen gelingt's nicht jedem — Bei dir klappte es ja unglaublich schnell — so recht genau hab' ich eigentlich nie gehört, wie es kam . . . nur so bruchstückweise von dritten —"

Else: „Eine Blondine hat hier immer leicht Erfolg, selbst eine verblühte, wie ich's damals war — und dann verpfuscht einem die dumme Kautionsfrage nicht alle Romane. Einen preußischen Leutnant zu heiraten, ist ja leider so sehr expensiv! Das bißchen, was man hat,

genügt für die nie — und hier ist die gleiche Summe, wie ich sie habe, eine schöne Zugabe."

Dele: „Ja — aber ... man muß doch jemand kennen lernen ... Wo sahst du ihn denn zuerst? Wohl in Rom? Das soll ja überhaupt solch guter Heiratsmarkt sein ..."

Else: „Da überschätzt du Rom — ein guter Markt ist es wohl nur für enorm reiche Amerikanerinnen, die einen jener stolzen, schönen Familiennamen aufheiraten wollen, wie sie von eleganten Epigonen in den Salons der ‚Schwarzen' noch herumgetragen werden. Eine junge Malerin, mit der ich mal diese Seite von Rom besprach, sagte mir: ‚Ach was — von Heiratsmarkt nicht die Rede! Wofür es ein guter Markt ist, das sind — Skelette! Wer so was für sein Atelier oder für ärztliche Zwecke — oder sonst als Memento mori braucht — der kann hier Einkäufe weit unter dem Preis machen.' — Als Tante Else diese Expektoration hörte, wurde ihr ganz schlimm, und sie mußte gleich bei Aranjo einen Vermouth einlegen ..."

Dele (die der Tante ihr Entsetzen gar nicht verdenkt): „Ja, aber wir sind abgekommen ... wo lerntest du denn deinen Mann kennen?"

Else: „Eben vor Torschluß, als es gerad' wieder herausgehen sollte aus dem gelobten Land. Weißt du, der Winter, als Tante Else mich auf die Reise mitnahm, war doch Linas und Minas erster Ausgehwinter, wo ich zu Hause zu viel wurde. Na, Tante Else ging mir ja immer schon etwas auf die Nerven — außerdem mußte ich ihr die Strümpfe anziehen, und etwas euro-

päisches Sklavenleben war's überhaupt mit ihr. Zudem argwöhnte ich, daß ich definitiv an Tante Else abgegeben werden sollte — und Tante Else lebt, wie du weißt, in Schmalkalden ... Auch fand ich immer das Gegenteil von dem, was Tante Else fand — gerade das Reisen bringt alle Kontraste so heraus. Sie verabscheute die Borgias, die mir ausnehmend gefielen. Sie fand Michelangelo roh, den ich vergötterte — sie liebte Raffael, der mir zu glatt und süßlich ist. Mit dem schrecklichsten Reisepack band sie an, und alle interessanten Typen, die mich verlockten, hielt sie für verdächtig. Und wenn ich mal — ich war ihr in der Dialektik über — allzu lebhaft meine Meinung verfocht, machte sie mir klar, daß Rechte zum Widerspruch in meiner Situation überhaupt nicht lägen, daß die älteste von drei Töchtern nicht sehr bemittelter Eltern, die bereits vier Winter erfolglos ausgegangen sei, überhaupt Gott danken könne, wenn — und so weiter. Na, auf der Fahrt nach Verona war gerade wieder ein solcher Dialog von Stapel gegangen, und wie ich im Hotel ihre Reisekolli die Treppe herauf schleppte — sie sparte gern Trinkgelder und betrachtete mich überhaupt als Gratisfacchino —, da kam ein junger Offizier plötzlich hinter mir her und bat, ob er mir das Ding nicht abnehmen dürfe? Ich war erst erschreckt, dann choktiert — schließlich angenehm berührt. Letzteres Gefühl hielt an ...

„Wir aßen dann an der Etsch zu Abend — denke dir, Dele, in der Stadt des Romeo! Tante grummelte, weil ihr der Risotto zu hart war. Am Nebentisch, im Rücken der Tante, saß er. Mit Blicken hielt er bereits

an dem Abend an — mit Worten drei Tage später, nachdem er diese drei Tage in gemessener Entfernung hinter uns durch Verona getrabt war. Wie sein Dienst ohne ihn auskam, war mir schleierhaft — und ich sagte natürlich ganz unbesehens ja."

Dele: „Und hast du dich denn gar nicht genau erkundigt?"

Else: „Nein — denn ich hätte ja Ungünstiges erfahren können."

Dele: „Ja — aber —"

Else (energisch): „Und ich wollte doch — ich wollte weg von der Tante und sicher sein vor Schmalkalden."

Dele: „Ich bewundere dich."

Else: „Ich sagte mir: alles ist besser als das, was dich jenseits der Alpen erwartet! Jetzt gestehe ich selbst, es war ein Sprung ins Dunkle — aber er ist ja geglückt."

Dele: „Und deine Eltern?"

Else: „Erst streikten sie. Denn Tante hatte Ausdrücke geschrieben, wie ‚Operettenmilitär', ‚hübscher Räuberhauptmann' und so weiter. Dann wurde auf ihr energisches Beharren hin der Konsul um Auskunft aufgekriegt. Die Wonne, mich zu versorgen, kam dazu — das Romanhafte, was der Fall hatte — ich bitte dich: Ignatio d'Aresa — so heißt man ja eigentlich nur in Büchern! — Mama machte zwar Schwierigkeiten wegen des Katholizismus — auch baldowerte sie aus, daß Süditaliener — und er stammt aus Salerno — nichts so Feines wären wie Oberitaliener. Ferner war ein kleiner Knacks in Ignatios Karriere, den er sich mal

durch unzeitiges Säbelziehen zugezogen hatte ... Heftig ist er eben. (So ein Döſel wie Willich III kann sich natürlich besser beherrschen!) Uebrigens hat er's mit enormem dienstlichen Schneid längst wieder ausgewetzt. Und schneidig ist er. Der sprengte, wenn es sein müßte, Pulvertürme in die Luft mit sich und mir darauf. Der ist aus dem Holz, woraus die Cocles geschnitzt waren und die großen Kondottieri ... Bloß gegen Probe- und Wartezeit sträubte er sich aufs äußerste. Einmal war es schon nahe daran, daß er in seinem südlichen Furor die Sache ganz aufgeben wollte — aber ich blieb fest und setzte meinen Willen durch! Denn von allen Assietten, in die ein weibliches Wesen heutzutage geraten kann, ist die unerfreulichste wohl, ‚spätes Mädchen‘ in Deutschland zu sein ...

„Im übrigen (mit Betonung) schwärmte ich für ihn ...“

Dele: „Und wenn man denkt, wie nahe du mal daran warst, Willich III zu heiraten! Der steht nun in Kosel. Ja, es ist schon was andres, in Rimini zu stehen! Aber sag mal, die andre Rasse! War dir denn das gar nicht ungemütlich?“

Else: „Nein, Dele, nicht die Spur — siehst du, einen regulären Mohren hätte ich nicht gern geheiratet, obgleich (mit amüsiertem Lächeln über Deles entsetzten Seitenblick) — wer weiß, wozu ich nicht angesichts von Schmalkalden gekommen wäre?! Aber die romanische Rasse ist mir immer lieber gewesen als die bei uns! Geh mal in Berlin durch die Straßen! All die ungesunden Blaßgesichter, das Müde, das Nervöse, das

Gehetzte! Und dann der schöne warme Elfenbeinton der Kinder dieser Sonne! Die weiche Grazie ihrer Bewegungen! Diese Glut, wo bei uns Kälte ist! Natürlich sind in Deutschland breitere Schichten gebildet. Hier ist der Gebildete mehr Ausnahme. Aber glaube mir, Dele: der Italiener — und gerade der aus dem Süden! wenn er sich über das Niveau erhebt, ist er das denkbar beste Menschenmaterial — er hat das Unverbildete einer gesunden Intelligenz, die nicht durch ererbten Ballast beschwert ist — und jene Naivität im besten Sinn hat er, von der man wohl behauptet, daß nur Genies und Kinder sie besäßen. Und wer ihm vorwerfen will, daß ihm der Ehrgeiz nach äußerlichen Erfolgen fehle — mein Gott, sind denn Streber was Schönes?! — Diese Art unter meinen jetzigen Landsleuten erinnert mich an die prachtvollen, in glücklichen Lichtverhältnissen gereiften Früchte dieses südlichen Bodens, an die vollen Oleanderblüten in den Gärten von Amalfi, neben denen das, was in Deutschland wächst und sich ebenso benennt, nur kümmerliches Zeug ist — und dann fühle ich mich manchmal versucht, zwischen den Leutnants zu Hause, mit denen wir dereinst tanzten, und der Soldateska von hier ähnliche Vergleiche zu ziehen ... und daß es hier nicht ‚Rrement' heißt, sondern so hübsch klangvoll ‚Regimento', ist auch eine Wohltat ..."

Dele: „Ja, ich muß sagen, die Tafelrunde heut bei euch hat mir auch imponiert. Ich zog auch allerhand Parallelen, und der hohe Palastsaal dazu ... und die schönen Organe ..."

Else: „Ja, die Organe sind auch etwas wert. Willich III krähte eigentlich wie ein Hahn."

Dele: „Du hast doch immer noch einen rechten Bittern auf Willich III."

Else: „O nein, ich denke oft monatelang nicht an ihn. Nur wenn jemand von zu Hause kommt, dann steigt er mit all den alten Gespenstern auch wieder auf. Na, er hat mir ja auch genug zu schaffen gemacht dereinst. Eigentlich ist sie eine furchtbare Institution, diese vielgepriesene erste Liebe! Wie vielen Mädchen nimmt sie den ganzen Rahm von der Gefühlsmilch — und wen man heiratet, der kriegt dann oft nur mehr die Molke — das heißt, was Ignatio betrifft, so muß ich sagen, daß ich ihn mit jedem Jahr nur mehr schätze. Alles Schwere war zuerst."

Dele (neugierig): „Also, es war doch Schweres dabei?"

Else: „Aber natürlich, Dele! Man sagt doch, jede Familie habe ihren Drawback, ihr Skelett, ihren wunden Punkt, oder wie man's nun bezeichnen will — Ignatios Familie hatte das sogar im Plural. Na, nach Hause meldete ich ja alles nur mit Auswahl — aber ich sage dir! meine Hochzeitsreise nach Salerno zu den neuen Verwandten, die hatte 's in sich!"

Dele: „Ach, erzähl mal!"

Else: „Alle zeigten sie mir mit Begeisterung einen Turm, der auf einer jener prachtvollen Höhen zwischen Limonenwäldern stand — das Stammschloß der Aresi... Diese hatten einst mit Vehemenz gegen die Sarazenen gekämpft, Normannenangriffe abgeschlagen — sie waren

mitten darin, als ein Doria die Flotte Karls des Fünften schlug, und zu Robert Guiskard hatten sie auch mal ganz nahe Beziehungen gehabt — sie deuteten an, daß ihre Familie einen Papst geliefert habe, aber wenn man genau nachgraste, blieb dieser Nachfolger Petris aus dem Stamm der Aresi doch etwas undefinierbar. Na, kurzum: ihre Glanzepoche lag in der Vergangenheit, und heraufgekommen waren sie seit den Tagen Karls des Fünften nicht mehr. Jetzt besitzen sie ausgedehnte Orangeplantagen und sind Marmeladefabrikanten in großem Stil — weißt du, die Sache in den geribbelten Töpfen mit Schale in Gelee. Daher stammte auch Ignatios Geld. Seine Eltern gingen übrigens. Ihr Horizont reichte zwar nicht über den Golf von Salerno hinaus — aber bei der wirklich idealen Schönheit dieses Golfes tat das ja nichts. Aber die Großeltern! La Nonna rupfte selbst Hühner, und zwar setzte sie sich dazu vor die Tür des Hauses und schwatzte mit den Nachbarinnen; sie sah dann zwar ganz wie ein echter Tizian aus — aber ich dankte doch dem Himmel, daß Görlitz sie nicht sah! Der Nonno war an sich ein liebenswürdiger Greis, aber ich hatte die Vermutung, daß er zuweilen an die Kathedrale von Salerno ging und neugierigen Fremdlingen das Grab des Papstes Hildebrand gegen einige Soldi zeigte. Und Onkels hatte Ignatio! Dio mio! Abends verschwanden sie regelmäßig in die Berge. Sie nannten es ganz einfach und harmlos ‚Abendspaziergang' — aber weißt du, Dele! ich lese nie eine Zeitung, in der was von Banditenüberfall steht, ohne zu fürchten, daß mal einer dieser

Onkels mit daran beteiligt ist, und dann habe ich Angst, es kommt in deutsche Blätter, und Tante Else liest es in Schmalkalden — und Willich III in Kosel."

Dele: „Aber das kann dir doch eigentlich egal sein!"

Else: „Freilich! Aber es ist Point d'honneur, daß man nicht zu schlecht abgeschnitten haben will — gerade weil meine Heirat so viel angezweifelt wurde. Darum drapiere ich auch alles, was ich nach Hause melde. Dir gegenüber bin ich jedoch vollkommen offen. Erstens weiß ich von früher her, daß du verläßlich bist und keine Mitteilung mißbrauchst — und dann kommt noch ein zweiter Grund dazu ..."

(Sie sieht Dele forschend von der Seite an, die plötzlich etwas verlegen auf die Adria starrt ...)

„Weißt du, daß mir dein Tischnachbar heut — Capitano Achilleo — im besten Zug schien, sich an dir die Flügel zu verbrennen? ..."

Dele, die diese Wendung des Gesprächs schon seit langem erhofft, aber nicht gewagt hat, sie selbst herbeizuführen, schweigt, jedoch ohne Erröten, da sie zu bleichsüchtig ist, um das zu können.

Else (enthusiastisch): „Es wäre doch zu nett, wir beide in einem Regiment! Wenn sich das, was wir einst vergebens von Preußen erhofften, in Italien verwirklichte ..."

Dele (befangen): „Er erzählte mir, daß seine Ehe aus seltsamen, romantischen Gründen annulliert sei ..."

Else (etwas hautaine): „Du mit deinen norddeutschen Bedenklichkeiten ..."

Dele (mutiger): „Ich kann ja auch nicht leugnen,

daß mir dieser Achilleo gewissermaßen Eindruck gemacht hat... er ist ja ein ganz regelrechter Adonis, gegen den Stietencron seligen Andenkens ja gar nicht ankann. Er hat ja aber drei ihm im Prozeß zugesprochene Kinder."

Else: „Nun, das ist doch besser, als wenn sie ihm abgesprochen wären! Dies Moment empfiehlt ihn doch besonders. Es sind übrigens bezaubernde Rangen, das Schönste, was man in der Art sehen kann — Und Geld hat er auch."

Dele (sehr nachdenklich, den Genuß des welschen Abends, der so lind und leise niedersteigt, voll empfindend): „Es ist ja himmlisch hier..."

Else (energisch): „Siehst du, Dele, ich kann dich und deine Lage ja gar nicht recht beurteilen! Sechs Jahre haben wir uns nicht gesehen. Meine ganze Heirat, mein ganzes Schicksal liegt dazwischen. Nun kommst du gestern angefahren — Ignatio saß bisher immer dabei, deutsche Mädchen interessieren ihn so! Dann heut die Tischgäste. Dies ist doch unser erstes Tete-a-tete. Sage mir nun einmal ganz offen: was hast du denn eigentlich in der Heimat noch für Chancen? Seit dein Vater a. D. ist und ihr auf euerm Gut wohnt, sind doch wohl die Pforten der Welt so ziemlich hinter dir zugeschlagen? Und daß du, von dem üblichen Tatendrang der heutigen Mädchen angesteckt, auf die Idee gekommen bist, diesen Frühling einer Pension in Florenz vorzustehen, beweist mir doch, daß dir irgendwas zu Hause nicht passen muß."

Dele (tief aufseufzend): „Ach, liebe Else, ich wollte

dich eigentlich mit diesen Miseren verschonen — aber nun du so freundlich fragst. — Siehst du, Lilly ist eine Schönheit geworden — und ist nun neunzehn — und alles dreht sich um sie. Die Eltern fahren immer mit ihr in der Umgegend herum, und ich sitze in dem furchtbar langweiligen alten Haus und züchte Kücken. Mama hat nämlich neuerdings einen Raptus auf Landwirtschaft und ist auf die unselige Idee gekommen, eine Musterwirtschaft für Federvieh einzurichten. Sie hat sich einen ganzen Stapel Bücher darüber verschrieben, und ich soll ‚einen Beruf haben' — das ist ja die Losung heutzutage — und der Sache vorstehen. Außerdem muß ich noch die Mildtätigkeit besorgen und zu den vielen armen Leuten in die Hütten — und dazu liebt mich der Pastor — und mir ist er greulich. Nach wie vor mit einer Zähigkeit, die fast ans Rührende grenzt, bin und bleibe ich militärblind — aber wenn Leutnants kommen, machen sie bloß Lilly den Hof ... (ihre Stimme sinkt, sie fährt sehr ägriert fort) Und du glaubst nicht, wie einen diese ewigen Kücken bosen können und das ganze Gewese um sie! (in Schluchzen ausbrechend) Ach, und man war doch auch einmal jung und erwartete so viel, so viel vom Leben ..."

Sie reißt ihr Taschentuch aus dem Gürtel und weint heftig und nervös auf das gestickte Steinsche Wappen.

Else betrachtet sie teilnehmend. Für sich: „Ja, so könnte ich nun auch dasitzen, wenn ich damals in Verona nicht nach dem Motto: ‚Halte, was du hast,' gehandelt hätte ..." Sie schaudert in Gedanken.

Dele (fährt gefaßter fort): „Und dann zankte ich mich mit Lilly ... und dann starben aus angeblichem Mangel an Empressement von meiner Seite etliche Kücken ..."

Else: „So, so! Da paßt du ja als Mörderin ganz schön in die Stadt der Malatesta!"

Dele: „Ach, scherze nicht! Mir wird gräßlich elend, wenn ich an all die Szenen denke! Nun, und schließlich hatte ich das Gefühl, eine Trennung wäre für alle Teile das beste — denn selbst Papa hatten sie aufgekriegt, der Kücken wegen mich zu schneiden — und da ergriff ich die zufällige Gelegenheit mit Florenz — so durch Bekannte von Bekannten kam's."

Else: „Und wie fiel es aus?"

Dele: „Na, es ist natürlich ein Florenz mit Hindernissen. Außer dem Borgo, an dem die Pension liegt, sehe ich nicht viel, und für zwanzig Leute täglich die Fressabilien zu beschaffen, ist auch kein Spaß. Aber auf eignes p. F. hätte ich ja doch nicht nach Italien gekonnt — und so war's wenigstens ein Herauskommen. Dazu verdiene ich mir einen netten Groschen da — vielleicht mache ich es nächstes Jahr wieder."

Else: „So, nun hab' ich ein deutliches Tableau von deinem Leben! O Dele! Du wärst ja geradezu wahnsinnig, wenn du dir Achilleo entgehen ließest!"

Dele (mit halb fingiertem Bedenken): „Aber er ist auch Süditaliener?"

Else: „Jawohl! Und noch südlicher wie Ignatio! Er ist von da her, wo — wie du vielleicht aus der Schule noch weißt — ‚nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza

dumpfe Lieder' — aber er stammt aus sehr guter Familie —"

Dele (ängstlich): „Aber vermutlich mit sehr vielen Drawbacks und Skeletten — oder wie du so was nennst."

Else (mit der Ueberlegenheit des großen Geistes): „Dele! Sei nicht kleinlich! So was muß man eben humoristisch nehmen! Mich haben unsre Familienskelette wirklich nur amüsiert. Uebrigens denk mal an deine Verwandtschaft zu Hause! Euer Onkel Hermann ist doch auch nicht so, daß sich mit ihm renommieren ließe — der hat doch mehr dunkle Punkte als helle —"

Dele (die in allem gern bereit ist, sich überzeugen zu lassen): „Freilich — freilich — und Vetter Anton, der so schleunig über das große Wasser mußte —"

Sie gibt mit großer Zungengeläufigkeit gleich noch mehrere Anverwandte preis.

Else (enchantiert): „Siehst du, das hebt sich dann ja wunderschön gegeneinander auf. Und dann kann ich dir eins prophezeien: kleine Unerfreulichkeiten hat eben jedes Leben — aber wahrlich, sie sind leichter zu ertragen, wenn sie sich vor so schönen Kulissen abspielen. Sieh mal, wenn ich hier die größten Unglaublichkeiten an meiner Köchin entdecke, wenn kein Portemonnaie länger als eine Woche in meinem Besitz bleibt, wenn mein Mann seinen cholerischen Tag hat — alles erscheint mir unwesentlich, sobald mein Auge auf eine so herrliche Rundung wie die der Porta Romana fällt oder auf die stolze Brücke des Augustus, unter der die Marecchia rauschend dem Meer zueilt. Und dann sage ich mir: ich hab's nun mal wie Cäsar gemacht und den Rubikon

überschritten — nun will ich geduldig die Folgen tragen. Nämlich der Rubikonvergleich hängt hier in der Luft. Der fließt hier ganz nahe — und mir kommt's immer sonderbar vor, wenn ich ihn so harmlos sich dahinschlängeln sehe, daß er so berühmt geworden ist und sprichwörtlich für alle Zeit. Dele, ich rate dir, mach's auch wie Cäsar und komm über den Rubikon."

Dele: „Ja, du faßt immer alles so geschichtlich auf, und das erleichtert dir's. Aber ich würde das nicht können — ich würde mich immer ängstigen, was sie zu Hause über meine Heirat redeten ..."

Else (ruhig und überlegen, aus dem Born ihrer Erfahrung schöpfend): „Das Kriterium für solche Dinge ist ja immer die erste Rückkehr in die Heimat. Wie man dabei fühlt, das entscheidet! Vor drei Jahren war ich mal wieder in Görlitz. Und wie ich da in unserm alten Eckhaus saß und Mina und Lina — schon sanft umwittert von Torschlußpanik — an den Fensterbänken klebten und auf die Straße stierten, ob nicht ein Verehrer Parade ritt oder ging — gerade so wie wir einst! — wie glücklich pries ich da mein Los! Und was meiner Natur sonst so fern liegt: ich spielte mich sogar ein wenig auf. Ich renommierte leise mit unsrer Flucht von Sälen in dem alten Palazzo der Malatesta (wer die Malatesta waren, ahnte natürlich keiner, sie schienen sie wie eine Art früherer Regierungspräsidenten aufzufassen). Ich ließ den Marmorkamin durchblicken, an dem Ignatio mir an Winterabenden aus Ada Negri vorliest — das kann er nämlich wirklich sehr schön ... ich legte einen gewissen Tic in mein Wesen, die italie-

nische Aristokratin zu markieren — na, und innerlich mußte ich denn lachen, wenn mir der Räuberturm bei Vietri einfiel und die Marmelade und die Großmutter, die eigenhändig Hühner rupfte. Aber es wirkte gut. Sie beneideten mich, und ich fühlte, wie sehr ich zu beneiden war. Ich glaube, es dauert gar nicht lange, bis mir Mina und Lina mal heruntergeschickt werden zu etwaiger Versorgung."

Dele: „Ja. Tilde schrieb damals von deinem Besuch. Und so schönen Familienschmuck hättest du getragen."

Else: „Es waren zwar nur Novitäten vom Ponte vecchio in Florenz. Wenn mal vor Olims Zeiten Familienschmuck da war, so hatten den wohl längst die Sarazenen oder Normannen eingeheimst — aber ich ließ Linas und Minas Phantasie gern freien Lauf. Und noch eine unerwartete Wirkung hatte die Rückkehr nach Görlitz: ich fand das knallige, zinnoberhafte Infanterierot so ganz abscheulich! Es wirkte plötzlich wie Ziegelsteine auf mich, und mit einem gewissen künstlerischen Heimweh gedachte ich der weichen, gedämpften Uniformfarben da unten. Und das stramm Ansitzende, das Eingezwängte gefiel mir auch nicht mehr — wie viel legerer und eleganter ist solch italienische Giubba! Na — und durch diese Erkenntnis verlor Willich III seinen ganzen Erinnerungsnimbus, weil er doch unzertrennlich ist von diesem aufdringlichen Rot!"

Dele leuchtet das alles sehr ein — aber noch ein Bedenken lastet schwer auf ihr. Sie weiß, da sie nicht sehr intelligent ist, nicht recht, wie sie es in Worte kleiden soll, und starrt wie hypnotisiert auf das dunkler

werdende Meer, auf dem jetzt die Lichter der Fischerbarken zu blinken beginnen.

Else: „Na, Dele, du hast ja so was Schicksalschweres? Was lastet denn noch auf dir?“

Dele (unsicher): „Ach, Else, du kannst einem ja schon Lust machen — aber — was du vorhin sagtest von cholerischem Tag — wie meintest du das eigentlich?“

Else: „Nun, dem romanischen Temperament muß man natürlich einiges zugute halten. Schlafmützen sind's eben nicht ...“

Dele: „Ja, aber — ach, Else! verzeih, wenn ich so indiskret frage — aber wir sind ja Freundinnen, und ich hab' doch keinen andern Anhalt als dich. Siehst du, in Deutschland heißt's doch immer: Italiener, die deutsche Frauen heiraten, schlügen ihre Frauen. Das ist aber wohl nur eine Fabel?“

Else (mit großer Seelenruhe): „Es ist keine Fabel! Es kommt vor ...“

Dele (erschreckt): „Mein Himmel! Aber Else ... (zögernd) deiner auch?“

Else (hochherzig): „Dele! Ich würd's ja keinem Menschen erzählen als dir — aber dir bin ich unter obwaltenden Umständen volle Offenheit schuldig, damit du mir nicht hinterher vorwerfen kannst, ich hätte dich leichtsinnig ‚hereingeredet‘. Sieh mal: es sind eben keine Susen hierzulande — sie haben ein etwas lockeres Handgelenk. Der Natur stehen sie viel näher als wir verbildete Norddeutschen. Und das Bedürfnis, zuzuschlagen, wenn man geärgert wird, ist auch eine Naturform des Menschenlebens — eins von den ‚ewigen,

ehernen, großen Gesetzen' ... (Sie merkt, daß sie anfängt, etwas reichlich ins Wilde hineinzuzitieren, und wird sofort sachlich.) Uebrigens, was Ignatio betrifft — er schlägt nicht — aber er wirft unter Umständen. Zu ersterem wäre er viel zu ritterlich. Das zweite tut er, ohne es zu wollen, wenn einmal der Wutkoller seine Besinnung übermannt."

Dele (der das Wort Wutkoller stark auf die Nerven geht — ganz zaghaft): „Und womit wirft er denn zum Beispiel?"

Else: „Natürlich mit allem, was zur Hand ist — darum vermeide ich es aufs äußerste, ihn bei einem Gabelfrühstück zu reizen. Uebrigens kam's in unsrer ganzen Ehe auch nur zweimal vor (hier vermindert sie die Ziffer zu Ignatios Gunsten); einmal mit einem Rückenkissen — das zweitemal mit Dantes ‚Göttlicher Komödie' — ich wünschte in dem Moment trotz aller Schönheit der Dichtung sehr, Dante hätte sie nur halb so lang gedichtet — denn für solche Zwecke ist der Band reichlich voluminös."

Dele: „Aber das ist ja furchtbar!"

Else (tolerant lächelnd): „Ach nein — nachher sind sie so rührend zerknirscht. Sie sind ja überhaupt wie die Kinder ..."

Dele: „Aber verzeih! Diese Seite der Sache flößt mir doch starke Bedenken ein ..."

Else (unwillig): „Dele, sei nicht kleinlich!"

Dele: „Du — glaubst du denn, daß Achilleo besonders cholerisch ist?"

Else: „Ein Kalabrese?! non so ..."

Dele: „Man könnte sich vielleicht erkundigen ...“

Else: „Nur nicht zu viel erkundigen. Was willst du denn tun, wenn nichts Gutes dabei herauskommt! Wieder nach Haus ins Familienjoch? Und von Zeit zu Zeit mal die Pensionäre in Florenz weiterfuttern? Nennst du das Leben? Dele, du mußt eben wissen, was du willst, und eine Chance genau erwägen, ehe du sie dir entgehen läßt.“

Dele: „Ja — an sich würde ich ja viel lieber einen Deutschen heiraten ...“

Else (sanft vorwurfsvoll): „Dele, jetzt redest du in die Runde. Du hast doch nicht die Auswahl zwischen den Rassen ...“

Dele: „Ach, es ist schrecklich, daß es zu wenig Männer in der Welt gibt ...“

Else: „Ja, Dele, dies alte Lied abzusingen, damit kommt man aber nicht weiter. Da hilft niemand.“

Dela: „Und der einzige, der ein Mittel hätte, diesen Uebelstand zu verringern, der tut's nicht ... das wäre der Papst ...“

Else (neugierig): „Wie denn der?“

Dele: „Er müßte das Zölibat aufheben ... ich möchte mal sehen, welche Flut von deutschen Mädchen sich dann umgehend über Gotthard und Brenner wälzte ...“

Else (tadelnd): „Dele, was für Utopien! Warte lieber nicht auf solche Möglichkeiten, sondern (mit einem scharfen Blick nach rückwärts) wenn — denn!“

Hinter ihnen auf dem Strand tönt Säbelgeklirr. Zwei Offiziere erscheinen, famose Gestalten in der kleidsamen Giubba, sehr brünett, höchst martialisch, etwas

zum Fürchten, die Käppis schief auf dem Kopf tief in die Stirnen, die schmalen, schöngeformten Stirnen der Süditaliener, hereingerückt, an Aermeln und Beinkleidern Auszeichnungslitzen ...

Bei dem von Jugend auf gewohnten und geliebten Geräusch des Säbelrasselns ist Dele zusammengefahren. Sie fühlt, daß ihre Schicksalsstunde schlägt, und springt vom Stuhl empor. Else bleibt gemütlich liegen und nickt den Kommenden liebenswürdig zu.

Ignatio tritt an Dele heran. „Gnädiges Fräulein, ich muß Ihnen meine Frau ein paar Minuten entführen — vielleicht gestatten Sie, daß Ihnen Kapitano Achilleo so lange Gesellschaft leistet —?"

Dele blickt unsicher fragend auf Else, die sich langsam und lächelnd erhebt.

Else (leise, aber mit hypnotisierendem Ton): „Dele, jetzt vernünftig — Greif zu ... denke, daß du sonst zurück mußt ... denk an die Kücken ..."

"Ships that pass . . ."

Auf dem Seesteg in Norderney.

Frau Heinrichs, geborene Heinrichs, aus Bremen, Gattin eines Großkaufmanns. Sehr jung, mit engem, nicht viel über das Wesergebiet hinausreichenden Gesichtskreis. First-rate angezogen und auffallend hübsch. Große dunkle Augen, die sehr seelenvoll aussehen, ohne es zu sein.

Sie sitzt auf einer Bank des Seestegs neben Edgar Allat Sebenberg, den sie gestern auf der Ueberfahrt von Bremerhaven nach Norderney flüchtig kennen gelernt und stark beeindruckt hat. Er trifft sie hier zum erstenmal allein, losgelöst von ihren Bekannten, und hofft, eine lebenslängliche Beziehung mit dieser Beauté begründen zu können.

Er ist auch noch sehr jung, jünger, als er auf Befragen zugesteht — das Geheimnis seiner fünfundzwanzig hütet er ängstlich wie eine Blamage. Er ist Literat in der Branche des gesucht Ungewöhnlichen, nicht talentlos, aber unreif, äußerst reingewaschen und individuell gekleidet in das hellste Hellgrau. Alles ist so hell an ihm, daß er bei Sonne ordentlich wie Firnenschnee blendet. Sein reiches sandfarbenes Haar trägt er kunstvoll gescheitelt und läßt eine gleiche Sorgfalt der Schlingung seiner Krawatte zukommen, die ein Phänomen aus weißem Mull ist. Sein Gesicht sieht noch sehr jung und weich aus — aber die hochgezogenen Brauen mar-

kieren stark den erfahrenen Mann, der bereits alles erlebt, erlitten und durchdacht hat.

Er ist Magdeburger, was er aber nie eingestehen würde, da er solche besondere Spitzmarken für einen Kosmopoliten sinnlos findet. Sein Vater war Zuckerfabrikant — ein Umstand, den er ja nicht mehr ändern kann, dessen Vorteile er auch in einem ansehnlichen Vermögen genießt, aber dennoch in der Theorie scharf mißbilligt. Es erfüllt ihn mit Stolz, daß er sich aus dem Zucker in die Literatur erhoben hat, obwohl es ihm ohne diesen Zuckeruntergrund gar nicht möglich gewesen wäre, eine so brotlose Kunst als Beruf zu wählen ...

Frau Heinrichs, die noch nie etwas derartiges gesehen, imponiert er unendlich.

... Ueber dem Meer geht die Sonne in Purpurgluten unter ...

Sie: „Schade! Nun kommt sie doch hinter eine Wolkenschicht — und gestern tauchte sie so schön direkt hinab in die Flut ..."

Er (kopfschüttelnd — sehr leise): „Fanden Sie das schön? Ich fand, es hatte etwas sehr Krasses, Aufdringliches — es mißfiel mir so, daß ich in die Dünen ging und mich in meinen Baudelaire vertiefte ..."

Sie (die nie etwas von Baudelaire gehört hat — ablenkend): „Ja ... aber Sonnenuntergänge sind doch etwas Schönes! Das haben doch alle Zeiten und alle Dichter anerkannt —"

Er: „Das ist's gerade — das Anerkannte, das Hergebrachte — wie kann man das nachbeten!"

Sie: „Man betet es doch nicht nach, weil es anerkannt ist, sondern weil man es wirklich schön findet..."

Er: „Schön? ich kann diese abgebrauchten, konventionellen Ausdrücke nicht leiden —"

Sie: „Ich weiß nicht, jedesmal, wenn ich die Sonne sehe so wie gestern und heute, begreife ich die Feueranbeter..."

Er: „Es ist eben ein Anblick für Wilde — mit dieser Bemerkung haben Sie selbst Ihren Geschmack gerichtet. Etwas so Brutales wie diese rote, flammende Kugel, wenn sie mit solchem Avec ins Meer taucht, dürfte eine wahrhaft ästhetische Natur mit fein ausgebildetem Nervensystem nicht anders wie als einen Choc empfinden. Wie viel reizvoller ist zum Beispiel jetzt das Gewebe graublauen Dunstes, in dem der verglühende, gelbe Schein phantastisch kämpft — wie das alles in der Ferne so geheimnisvoll zittert, gleichsam als ob dort hinter wallenden Vorhängen Riesenschlachten ausgefochten würden... Ja, das sind Stimmungen von Reiz für den Kenner..."

Sein Widerspruch imponiert ihr. Herr Heinrichs, der in seinem Geschäft scharf zu arbeiten hat, ist seiner Frau gegenüber ein bequemer Jasager und widerspricht nie. Dabei hat Sebenberg eine so interessant überlegene Art, seine Vorwürfe sanft hinzuhauchen. Etwas so ungemein Abgeklärtes liegt in seinem ganzen Wesen...

Er streicht langsam mit der starkberingten Hand über die Stirn. (Ein Bischofsring ist darunter, der einst in seinem Beisein in Palästina ausgegraben wurde — natürlich vorher von einem kundigen Thebaner vor-

sichtig in die Erde der Vigne versenkt... zu italienkundig, um das nicht zu merken, hat er es jedoch absichtlich ignoriert und trägt den Ring als Erinnerung „an die süße Stimmung eines fernen latinischen Sommertags".)

Frau Heinrichs, die nicht nach dem Ring zu fragen wagt aus Furcht vor gelehrten Reminiszenzen, die sie nicht versteht: „Ich weiß nicht, es war doch früher gar nicht Mode, daß man die Natur so kritisierte, wie Sie das tun — man nahm doch alles viel dankbarer hin —"

Er: „Ja — und stand ‚unentwegt', um einmal diesen schaudervollen Ausdruck zu gebrauchen, auf dem Standpunkt des Schneidergesellen in Heines Harzreise, der gläubig ausruft: ‚Nein, wie ist doch die Natur im allgemeinen so schön...'"

Sie (zaghaft): „Sie ist es aber doch auch."

Er: „O nein — durchaus nicht immer. Nehmen wir zum Beispiel etwas Naheliegendes — nehmen wir Helgoland! Es ist ja viel zu rot! Als es gestern vor uns aus dem Meer stieg und alles so enthusiastisch war — und Sie an der Spitze, wie ich bemerkte —, da empfand ich den Anblick wie einen physischen Schmerz. Ich bitte Sie: dies Rot zu dem Grün und dem Meerblau! Das ist nicht reüssiert — das hätte nicht so sein dürfen! Ich litt —"

Sie: „Ist Ihnen denn so etwas wie das Heidelberger Schloß auch zu rot? Ich war in Heidelberg in Pension — ich fand es einfach himmlisch..."

Er: „Zuzeiten ja. Besonders, wenn das Frühlings-

grün die Röte noch unterstreicht. Ueberhaupt der Frühling — das ist auch eine so herkömmlich überschätzte Zeit. Mir ist er viel zu kraß — er arbeitet mit viel zu viel Arsenik in seinen Tinten, und wo rotes Gemäuer eine Rolle spielt, erinnert er leicht an Neuruppin. Wirklich! Das Heidelberger Schloß steht zuweilen im Mai wie ein Hummer über Kressesalat..."

Sie: „So mögen Sie es also nicht?"

Er (nachsichtig lächelnd): „‚Mögen'? Welch kindliches Wort! Wohl mag ich es — aber nur zuzeiten. Es ist eben so journalier, wie blonde Frauen es sind. Aber es hat Momente, wo es eine Feinheit der Farbenwirkung erzielt, der kaum etwas gleichkommt. Das sind Tage des Winterfrostes ... aber keine Sonne darf auf den Schnee scheinen — sonst wird es gleich aufdringlich ... graue Rauhkälte muß sein — schon eine Ahnung von Tauwind darin — Märzwetter etwa —, über den entblätterten Bäumen in den zarten Nebelton hinein steigt dann die Schloßruine, mystisch fast, farbenblaß ... das Rot gedämpft vom trüben Hauch der Luft und von den Tinten ringsumher — alles so unsäglich zart abgestimmt, so raffiniert getönt — und am andern Ufer des Neckar muß man stehen, und der Strom muß bleich aussehen und graue Eisschollen treiben, während über der Stadt der Rauch der Schornsteine gegen den Märznebel kämpft und hier und da die Helmspitze eines Kirchturms sanft aufleuchtend herüberschimmert — und in solchen Augenblicken sage ich, den Schneidergesellen variierend: ‚Nein, wie ist die Natur doch zuweilen so schön —'"

Sie (sehr erstaunt): „Ach — und ich fand immer,

daß es im Herbst am besten aussah — so mit all dem gefärbten Laub."

Er: „Verzeihung. Das Herbstlaub kann sehr seine Tücken haben. Mich macht das flackerig Bunte geradezu nervös. Ja, wenn alle Bäume einfarbig gelbbraun werden wollten — aber diese vielen Mischungen von Ocker und Sepia, von krassem Kadmium und fahlem Zitronengelb . . . Ich war letzten Herbst am Brenner. Dort kam noch das Pfauenblau der fernen Berge dazu, der harte Milchglanz der Gletscher, das Weißgrün der Eisack... Das Ganze erinnerte mich an Großvaters gestickte Pantoffel — bunte Seide mit Glasperlen . . ."

Sie: „Aber ich weiß nicht, wenn man hört, wie Sie die Natur bemängeln, denkt man, Sie müßten sich doch beständig sehr unglücklich fühlen . . ."

Er (kopfschüttelnd, mit väterlichem Tonfall): „Wie unvernünftig das nun wieder gedacht ist! Als ich Sie gestern kennen lernte, hielt ich Sie für avancée — und Sie sind so unmodern ... Wie ich Sie am Rand des Schiffes lehnen sah in einem Kleid von unbestimmter Farbe, das gerade seiner Unbestimmtheit wegen meinen Augen wohltat, als der graublaue Schleier im Wind Ihr Haar umflatterte, erinnerten Sie mich an eine der ›Vierges au rocher‹ des d'Annunzio . . ."

Sie (die mal den Namen Annunzio gehört hat, sich aber im Augenblick nicht besinnen kann, ob er eine Insel, einen Menschen oder ein chemisches Präparat — etwas wie Somatose oder Tropon — bedeutet, sich jedoch keine Wissensblöße geben will): „O . . ."

Er: „Ahnen Sie denn gar nicht, daß gerade in dem

ewigen Verletztwerden von den Dingen rings um uns herum ein zart intimer Reiz liegt? Es ist eben das Vorrecht der Empfindlichen — zu leiden ... nur dem Banausen gefällt immer alles."

Sie: „Nun begreife ich nur nicht, weshalb Sie gerade nach Norderney gekommen sind ..."

Er: „Weil ich die Stille einer Insel brauchte nach den Sensationen der Großstadt — und weil ich sie immer geliebt habe, diese verträumten Eilande in der Nordsee — schon als Kind —"

Sie (naiv): „Gott! ich kann mir gar nicht denken, daß Sie einmal ein Kind waren ..."

Er (milde lächelnd, mit halbem Seufzer): „Ich war auch kein Kind wie andre ..."

(Dies ist eine später zurechtgemachte Illusion von Edgar Allat Sebenberg. Er war ein Kind genau wie alle andern, höchstens noch etwas ungezogener und verzogener als der Durchschnitt. Der Roman seiner Kindheit, den er sich retrospektiv zurechtgemacht hatte, ist eine Dichtung ohne jede Wahrheit ...)

Nach vielsagender Pause kommt er auf das vorige Thema zurück: „Diese Nordseeinseln haben in ihren Farben solch diskrete Effekte, in ihrer Vegetation so viel malerisches Detail ... An der Strandseite hier (mit verächtlichem Blick auf die andern Seestegwanderer, die in mehr oder minder malerischen Ausfertigungen über die Bohlen laufen) verdirbt natürlich der Menschenpöbel alles ..."

Sie: „So gehen Sie wohl nur auf den Seesteg, um zu leiden?"

Er (der es verabscheut, geneckt zu werden, und für harmlosen Humor gar keinen Sinn hat, überhört ihre Zwischenfrage ganz): „Aber an der andern Seite, wo die Häuser mit den kleinen blumenschweren Vorgärten aufhören und das satte Grün der Zwergbäume hinter dem Wanderer zurückbleibt, wo sich die lange Uferstrecke zum Leuchtturm hindehnt mit ihren täuschenden Entfernungen — die Dünen gelblich weiß und mattgrün in ihren seltsamen Linien großer Gebirge en miniature, mit dem herben Duft des Strandhafers und dem süßen der zarten, kleinen Kletterrose, die ihre stachligen Glieder in unzähligen Exemplaren über den feinen Sand dehnt — da finde ich, was ich brauche! Und tiefste Ebbe muß sein, das Wasser weit zurückgetreten, die Flut bewegungslos daliegen wie ein großer Spiegel aus dunkelm Glas — und auf dem Schlick, diesem unterschätzten Schlick (er hat Nuancen für ein Künstlerauge, wie man sie kaum in einer Hochflut findet) müssen hundert weiße Möwen ausruhen — und ihre silbernen Schwingen sich scharf absetzen gegen den schwarzen Schlamm — jenen Schlamm, von dem es heißt: ‚Das ist Wasser, das ist Erde — und der Sohn des Wassers und der Erde, über dem ich wandle, göttergleich...‘ Ein paar Fischerbarken mit eingerafften Segeln liegen schräg im Watt. Ueber mir mit ihrem klaren, hohen Gezwitscher fliegen Kiebitze — auch aus dem Dünengras klingen Vogelstimmen — der kleine Strandläufer rennt eilig über den Sand — gegenüber zart wie feine englische Watercolours liegt das Festland... so echt ostfriesisch blinkt der schmale Streifen

herüber, und ich ahne die Bauernhöfe dort, über die uralte Eichen ihre Zweige breiten — die kleinen Backsteinkirchen, von Rosen umrankt, die Felder mit den schräg gebogenen Aehren, die der Meerwind immerfort herniederbeugt, daß sie wie halb am Boden liegend erscheinen — ich ahne die schnurgeraden Kanäle, die quer durchs Land wie auf dem schnellsten Weg der See zustreben, der großen Herrin dieses Küstenlandes — und die kleinen holländisch blanken Ortschaften ahne ich, die auf ‚sum‘ oder ‚loe‘ enden, und deren Menschenschicksale durch das Meer bedingt sind, das ihnen beides geben kann — Glück und Unglück...

„Und ich steige auf den Leuchtturm. An sich verabscheue ich solch ein Menschenmachwerk in der Natur — auch der Wärter chokiert mich, der mit so meermüden Augen mich geleitet. Aber oben ist's frei und weit. Insel neben Insel schwimmt im Blau. Der Weg durchs Watt, der mir als Kind so viel zum Rätseln gab, zieht seine geheimnisvolle Linie an ein paar Wasserzeichen hin zum Festland hinüber — und riesengroß segeln weiße Wolken über das alles..."

Er schließt die Augen und legt die Hand mit dem Bischofsring auf die Lider. Frau Heinrichs staunt schweigend. Sie ist ziemlich unbelesen. Das heißt, „Jörn Uhl" hat sie neulich mit ihrem Kränzchen gelesen. Sonst schwärmt sie besonders für die „Berliner Range". Ihr Lieblingsstück ist „Zaza". Wenn sie ein „Erkenne dich selbst" auszufüllen hat, was in der Familie Heinrichs häufig vorkommt, so schreibt sie bei „Lieblingseigenschaften am Mann" immer „Männlichkeit", bei denen am Weib

„Weiblichkeit" — und derartig allgemein und unindividuell sind all ihre Begriffe.

Er, der lieber selbst redet als zuhört, hält ihr Schweigen für das einzig Richtige, Zarte, Verständnisvolle und peroriert nach einer Kunstpause weiter: „Und dann als Gegensatz ein paar Stunden später ein Restaurant! Und diese Menschen! Man hat das Gefühl, ganz Berlin und halb Galizien habe sich auf die arme Insel gewälzt. Und der quälende Geruch von panierten Fischen und Bœuf braisé! Und das nervenzerreißende Geheul ankommender Dampfer, und die weißen Schuhe und weißen Mützen überall, mit denen jeder Inselgast sich zur Normalstranderscheinung zu verwandeln glaubt ... aber gerade durch diesen Kontrast wird die Erinnerung an das Genossene noch reiner, noch feiner, gleichsam in ihrer Idealität noch unterstrichen von dieser Roheit..."

Sie: „Ich habe mir nie klargemacht, daß die Insel so hübsch ist — eigentlich gilt sie doch für recht einförmig."

Er: „Ihre Reize sind eben nicht jedem zugänglich. Der Banause natürlich schwärmt mehr für die großen Knalleffekte der Natur, die so leicht zu begreifen sind — für die Jungfrau bei Interlaken, den Rheinfall von Schaffhausen, den Golf von Neapel —"

Sie (die Boden unter den Füßen fühlt): „Ach ja, Neapel. Wir waren auf der Hochzeitsreise in Capri."

Er: „Ich behaupte aber, daß solch ein nordischer Inselstrich etwas viel Erleseneres ist als der ganze berühmte Golf. Der Golf von Neapel hat etwas entschieden Oeldruckhaftes, etwas Uebertriebenes in Farbe

und Form. Und dann krankt er noch an einem speziellen Verhängnis: er sieht genau so aus, wie man ihn sich vorher gedacht hat nach den zahllosen Bildern, den Kulissen der ,Stummen von Portici' — er hat nichts Ueberraschendes mehr..."

Sie: „Gefällt Ihnen Italien überhaupt nicht?"

Er: „O doch — nur nicht in seinen überladenen Teilen, nicht da, wo es zu bunt ist. Ich liebe den Staub des Sommers auf grauen Mauern und silbernen Oliven — ich liebe die Wirkungen verdorrten Grüns an hellgrauen Felsen — ich liebe den Lokalton von Ravenna und die Nebel der Lagune — die Certosa von Pavia in Sternennächten ohne Mondschein — ich liebe etruskische Grabkammern, in die kein Sonnenstrahl dringt, und die bleichen Gesichtsovale umbrischer Frauen mit Spitzentüchern auf schwarzem Gelock."

Sie (enttäuscht): „Mögen Sie Blondinen nicht?"

Er (der es für richtiger hält, mit Komplimenten zu kargen): „Gnädige Frau, das ist eine Doktorfrage..."

Sie: „Sie sind eigentlich ein seltsamer Mensch..."

Er: „Ich bin Dichter —"

Sie: „So! Ach, das interessiert mich ja enorm. Sie sind der erste Dichter, den ich persönlich kennen lerne — Bulthaupt und Fitger kenne ich nur vom Ansehen, und mit Fulda fuhren wir mal in einem Coupé über den Brenner. Es interessiert mich wirklich rasend. Ich kann mir zwar gar nicht vorstellen, wie man dichtet! Wie macht man es nur? Hat man eigentlich vorher alles fertig im Kopf? Oder legt man sich erst das Papier zurecht und dann...?"

Er (hält eine Antwort auf diese primitiven Fragen für unter seiner Würde. Eigentlich froissiert ihn jedes Wort, das sie sagt — aber sie ist so bildhübsch und sieht ihn mit so großen, erstaunten Augen immerfort an, daß er geduldig bleibt): „Ich schreibe ein Buch: ‚Die Leiden der Empfindlichen — Beiträge zur Psychologie der Großstadt...'"

Sie: „Aber gestern sagten Sie doch, Sie verabscheuten Großstädte —?"

Er: „Ja — und gerade deshalb wohnte ich das letzte halbe Jahr im Berliner Palasthotel, dicht über dem Gewühl des Potsdamer Platzes — mitten im Kernpunkt des Hauptlärms — und alle Tage stürzte ich mich in das Treiben und machte Studien — ich schreibe in Aphorismen, in Aperçus — Freilich! Nur der ganz verfeinerte Leser wird mich verstehen können — nur die Menschen, die bereits all das hinter sich geworfen haben, was bis jetzt als Glaubenssatz galt."

Sie: „Aber was leidet denn der Empfindliche alles in Berlin? Ich fand es immer großartig dort."

Er: „Der künstlerisch geschulte Geist leidet auf Schritt und Tritt. Ich kann Ihnen hier nicht den ganzen Gedankenbau meines Buches entwickeln — Sie würden jetzt noch nicht folgen können. Nur ein paar Punkte, die vielleicht Ihrem Verständnis näher liegen — Der Empfindliche anerkennt natürlich jeden Fortschritt der Beförderungsmittel, benutzt sie auch, da seine Zeit kostbar ist, aber während er sie benutzt, verabscheut er sie — zum Beispiel ein Institut wie die Hochbahn, den Odeur der Benzindroschke, das Auto mit seinen bebrillten

Fahrern, die immer wie grönländische Greise aussehen — und dann rechts und links an allen Straßen diese furchtbaren Affichen — Kathreiners Malzkaffee, Nestles Kindermehl, diese Mahnrufe oben an den Brandmauern der Häuser: ‚Wer sich kräftigen will, nehme Somatose!‘ Dieser grinsende Reklamekopf für Tropon. Sie glauben nicht, wie ich unter dem allen leide."

Sie: „Gucken Sie doch nicht hin —"

Er: „Ich will aber doch leiden — es ist mir ja Wollust — ich möchte gar nicht leben, wenn mir alles gefiele. Zum Beispiel, wenn ich in den Straßen des Westens wandere — wie weh tut mir da all dies bunte Stilgemengsel, das durch die Masse der Stile so stillos wirkt! Nehmen Sie das Westentheater — vorn klassische Säulen, hinten Nürnberg — ja, die schönen Blumen, die Fülle der Geranien, die rosigen, niederhängenden Pelargonien, das versöhnt ja etwas — aber es arbeitet die Geschichte doch auch nicht harmonisch ineinander. Und gar der Kurfürstendamm mit all seinen wilden Versuchen in Stuck, Gschnas und Bemalung — dazwischen knallt ein Stück Darmstadt, und irgendwo hebt sich etwas, das einem plötzlich Florenz suggeriert, ein Anklang an Palazzo Strozzi — aber eingekeilt zwischen Mietkasernen — wie eine verirrte Schönheit, die unter die Räuber gefallen ist. Ach Gott, die Kunst, die so hineingezwängt ist in das ewig Alltägliche solch einer großen Stadt! Das ist auch ein Schmerzenskapitel für unsereins! Eingesperrt in Museen, das geht ja! Das sind wenigstens Welten für sich, aber wenn sie so ins Menschengewühl hineingeschoben ist — das tut weh.

Haben Sie einmal den Blick gesehen, mit dem Donatellos heiliger Georg in der Kunstabteilung von Wertheim vor sich hinsieht? Oder eine römische Kaiserbüste, der ein Preis um den Hals gehängt ist? Merkten Sie, wie besonders tief die getönte heilige Cäcilie dort ihre Augen zu senken scheint, um das ganze Warenhausgetriebe nicht allzu deutlich sehen zu müssen? Und an der Wand über einem leicht angemalten Wolzogenkopf und einem Offizier à la Thöny für drei Mark — reitet Böcklins Abenteurer, tut der heilige Hain sich auf mit dem durchsichtigen Opfergewölk am zarten Birkengrün ... und nirgends mehr als in solchen Kontrasten erkennt man, wie vornehm echte Kunst ist, wie auch die niedrigste Hand ihren ewigen Adelsbrief nicht rauben kann, wie sie immer als stolze Insel wirkt in der Brandung der Alltäglichkeit. Selbst Warenhäuser können sie nicht depoetisieren. Die Robbiaschen Früchtekränze dort behalten immer den süß verschwenderischen Hauch Italiens, wenn auch einige Meter weit von ihnen vor den großen Wertheimbüffets die Käufer die Ersparnisse wieder verfrühstücken, die sie soeben an ihren Akquisitionen gemacht haben — und der Sophokles des Lateran mit seinem erhabenen Faltenwurf blickt gelassen und ruhevoll mit der ganzen Ueberlegenheit des Hellenentums auf den bunten Gestaltenreigen, der unter ihm vorüberpoltert, paketbeladen, vom Fanatismus erfüllt, ‚es billiger zu kriegen —'"

Er wendet sich plötzlich zu ihr und fragt rasch: „Sind Sie in Bremen niemals einem angetrunkenen Gipsverkäufer begegnet, der in einem Arm die Venus von Milo trug — in dem andern den Borghesischen Fechter?

„Und wenn Sie einmal in einem Haus dinierten, das mit Kunstschätzen angefüllt war, sahen Sie nie, wie nach Tisch ein junger Leutnant seine Zigarettenasche am Marmorarm einer griechischen Göttin abstrich, oder ein ungeschickter Gast seinen Mokka über eine alte erlebnisreiche Kirchenreliquie goß?"

Sie (der von seiner Suada ganz schwindlig wird): „Ja — das vielleicht — aber nicht gerade Mokka..."

Er: „Sagen Ihnen denn solche Kontraste gar nichts? Gehören Sie wirklich zu den Unempfindlichen?"

(Er ist enttäuscht von ihr. Er wollte Anker werfen in den Tiefen ihrer Seele — aber er gerät auf zu viel Sandbänke dabei...)

Schmerzlich sanft: „Ich hoffe, daß mein Buch Sie erziehen wird! Ich will es in weißen Samt für Sie binden lassen — von jenem verschossenen Samtton, wie alte Meßgewänder ihn haben — weich wie Frauenhände soll er sein — die Lettern lilafarben, und von den Blättern ein Parfüm wehen, gemischt aus Gardenienblüten und Lavendel... Aber ehe mein Buch Sie erzieht, möchte ich Sie selbst erziehen, Sie sehen lehren .. Nur verlange ich dann ein Versprechen..."

(Ihr wird etwas ängstlich...)

„Daß Sie mich nicht mit andern Menschen zusammenbringen dürfen! Ihre übrigen Bekannten — jene (er schluckt ein Adjektiv hinunter) Gruppen vom Schiff — müssen tot für Sie sein!"

Sie: „Aber ich bitte Sie! Das sind ja unsre nächsten Freunde in Bremen. Herr Meller-Schäfer ist schon seit vielen Jahren ein Skatfreund meines Mannes."

Er schaudert bei der Silbe Skat fröstelnd zusammen.

Er: „O, auch in Ihnen solch ein schmerzlicher Kontrast! Sie sehen aus wie eine edle Gestalt der Renaissance, hochhüftig und langhalsig wie eine Frühlingsgöttin des Botticelli oder eine jener blonden Freundinnen der Medici, die Piero della Francesca so entzückend gemalt hat — und Sie haben einen Mann mit Skatfreunden —"

Sie (die nichts auf den guten Herrn Heinrichs kommen lassen will): „Aber was denken Sie! Wenn er abends todmüde aus dem Geschäft heimkommt, darf er doch, wenn's ihn ausruht, ein bißchen Skat spielen?"

Er: „Was hat er für ein Geschäft?"

Sie: „Zigarrenimport."

Er (zudem Nichtraucher, schweigt wehmütig).

Sie (gereizt): „Uebrigens finde ich es merkwürdig, einem seine Bekannten verbieten zu wollen! Sie kennen sie ja doch gar nicht. Herr Meller-Schäfer ist Senator und seine Frau hat immense Verdienste. Sie ist die Gründerin der großen Suppenanstalten und geht jetzt mit dem Plan um, fliegende Krankenküchen einzurichten."

Er (kurz): „Es ist die dicke Dame mit dem Kirschenhut?"

Sie: „Ja."

Er: „Dann bedaure ich. Ich kann nur mit schlanken Frauen verkehren — darin bin ich das Gegenteil von Maupassant. Und die Kirschen würden mich geradezu krank machen. Sie wirken furchtbar auf dem schwarzen Negerhaar Ihrer Freundin."

Sie (empört): „Negerhaar?! Sie ist eine geborene —"

Er (die Hände abwehrend ausgestreckt): „Bitte, hören

Sie auf! Beschweren Sie mein Gedächtnis nicht mit Namen! Ich sehe, wir verstehen uns doch nicht so gut, wie ich anfangs annahm — ich kann es nicht fassen, daß Sie mit Menschen befreundet sind, die so gar nichts Geheimnisvolles an sich haben! Sie müssen wählen zwischen diesen Freunden und mir!"

Sie (die ihn doch noch ganz gern für gelegentliche Seestegunterhaltungen konservieren möchte): „Mein Mann sagte —"

Er (streng): „O bitte! Reden wir nicht in einem fort von Ihrem Mann! Scheiden wir ihn aus. Nach allem, was ich jetzt von ihm weiß, konstatiere ich mit Bedauern — und würde mich einer Falschheit schuldig machen, wenn ich es Ihnen verschweigen wollte —"

Sie (neugierig): „Nun?"

Er (leise hinhauchend): „Daß er ein Banause ist..."

Sie: „Ach nein — ich finde aber — Sie sind —" (sie faßt den bestimmten Entschluß, heute abend noch vom Regal des Lesezimmers im Konversationshaus den Band mit B. hervorzuholen, da ihr die Bedeutung des Fremdworts nicht ganz klar ist).

In diesem Moment, wo beide mit ihrer jungen Freundschaft bereits auf dem toten Punkt angelangt sind, erscheinen Meller-Schäfers auf dem Seesteg.

Sie (erleichtert aufstehend): „Ah, da kommen sie..."

Er (ironisch): „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen — richtig, da sind ja die Kirschen..."

Sie (den Bekannten entgegengehend, sich unschlüssig umwendend): „Es hat mich ja alles so interessiert, was Sie sagten — auch das mit dem Buch — könnten Sie

nicht... wir wollen heute abend nach Franz Joseph zur Magnatenkapelle..."

Er (den Kopf schüttelnd): „Ich kenne keine Kompromisse — Sie müssen wählen zwischen denen und mir..."

Sie: „Ja, aber ich kann doch mit einem Male meine Bekannten nicht schneiden —"

Er: „Das müssen Sie wissen — dann also leben Sie wohl — ich habe mich in Ihnen getäuscht..."

Er grüßt sehr tief und verbindlich, steht noch eine Sekunde wartend —

Sie: „Ja, denn..." grüßt und geht Meller-Schäfers entgegen, die mit großem Hüteschwenken und Tuchwinken ihrer Freude Ausdruck geben, die Abhandengekommene wiederzufinden.

Sie (voll Bedauern über den schnellen Abschluß — mit innerlichem Eidschwur): „Nie wieder binde ich mit Schöngeistern an! —"

Er ist an die andre Seite des Seestegs gegangen.

„Nun dachte ich, dies Weib würde mein Schicksal sein — wieder nur eine Episode... (entrüstet) ich glaube wahrhaftig, sie ist glücklich verheiratet..."

Er sieht nach der schlanken Gestalt zurück, die neben Meller-Schäfers, die beide Zweizentnermenschen sind, so leichtfüßig den Seesteg hinunterschreitet.

(Nachdenklich): „Schließlich kann mich ja nichts hindern, doch zum Magnatenkonzert zu gehen — Grundsätze sind ja nur da, um umgeworfen zu werden..."

Er starrt in die Wogen und überlegt, was und wo er vorher zu Abend essen soll...?

Der unverstandene Mann



Territet. Terrasse des Grand Hotels.

Wie ein hängender Garten der Semiramis schwebt diese Terrasse mit ihren leuchtenden Rabatten, den reingezeichneten Kieswegen, den frischen Musastauden, mit ihrer ganzen raffinierten Gepflegtheit über dem Schienengleis, das unter ihr, dicht am Seeufer, entlang zieht, eine rauchgeschwärzte, entheiligende Linie.

Es ist ein Spätherbsttag, alles blau in blau, Luft und Wasser in eins verschwimmend ...

An einem rohrgeflochtenen Teetisch, der das gleiche Rot hat wie die Geranien der Riesenbeete, sitzt ein hochzeitsreisendes Paar.

Sie sind am Ende der dritten Woche.

Er Mitte vierzig, Oberregierungsrat aus Breslau — sehr sorgsam gekleidet (vielleicht etwas reichlich patent), sehr angenehm, zuverlässig, männlich (vielleicht etwas reichlich phlegmatisch).

Sie dreiundzwanzig. Auffallend hübsch. Mäßig intelligent, obwohl sie drei Semester studiert hat. In sehr elegantem Kleid, das jedoch etwas um seine Wirkung gebracht wird, da hier und da Haken offen und Spitzen verschoben sind. Sie sitzt nachlässig zurückgelehnt, die Knie übereinander, die Linke in die Hüfte gestemmt. Im Gesicht etwas von der weichen Süße der Leonardoschen Simonetta. Nur über den Brauen

eine Falte des Mißbehagens, die nicht zu diesem Stil paßt...

Sie (kopfschüttelnd): „Nein, nein, Grand Hotels sind mir nach wie vor odiös! Wenn es nach mir ginge, packte ich noch heute meine Sachen und zöge hinüber nach St. Gingolph, das ist ein Ort für mich! Das finde ich weit schöner als Territet samt Glion und Caux dazu. Diese ganze Seeecke hier ist ja von Hotelwirten einfach verschandelt — die Uferberge wie kariert mit Drahtseilbahnen und andern fauchenden Ungetümen. Der arme, schöne, blaue See — was hat man aus ihm gemacht! Vollgepfropft mit Reklamen ist er wie ein englischer Bahnhof. Wo eine große Wiese mit schönen Riesenbäumen darauf zum Seeufer niedergeht, da stehen wie Regimenter aufgereiht die Schokoladenfirmen nebeneinander und stören das Bild — an jedem Wasserfall ragt ‚Gala Peter' auf zwei Stangen — es ist zu dumm."

Er (begütigend): „Aber du ißt doch so gern Schokolade."

Sie: „Natürlich — Schokolade ist gut, wenn man sich langweilt im Zimmer! Aber man will doch nicht immer in der freien Natur an sie erinnert werden. Hier wird überhaupt alles Schöne künstlich banal gemacht. Die großen Erinnerungen nutzt man geschäftlich aus. Bonnivard, an die Säule festgebunden, malt man als Hotelreklame auf die Tür des Omnibus, und es gibt wahrhaftig Leute, die da hoffen und glauben, daß sich in wenigen Jahren eine Terrasse mit englischen Korbstühlen — vermutlich so greulich rot wie diese hier — um das Schloß von Chillon herumzieht, wo man Tea

und Buttertoasts kriegt — reserviert, natürlich für die Bewohner dieses Riesenkastens da — das alte Savoyer Schloß mit seinem Byronnimbus Dependance eines Grand Hotels."

Er zuckt die Achseln und verschweigt schonend, daß er solchen Chillontea sehr nett finden würde.

Sie (immer gereizter fortfahrend): „Wissen möchte ich nur, was die Hotelwirte hier darum gäben, wenn sie den Montblanc so schieben könnten, daß er auch in die Bucht von Montreux hereinsieht! Ich glaube, ihre Seelen verkauften sie, wenn sich die Felsen von St. Meillerie abtragen ließen oder jemand sonst eine Erfindung machte, Berge zu versetzen."

Er: „Rege dich doch nicht auf. Territet ist mein Lieblingsaufenthalt. Verleide ihn mir nicht. Wenn man das ganze Jahr durch gearbeitet hat, tut gerade diese Mischung von Schönheit und Komfort so wohl. Ich bin nun schon zum fünftenmal hier. Ich finde Territet tadellos und finde damit nur, was viele finden . . ."

Sie (sich erschrocken vorbeugend): „Rudolf? — Das sagst du von dir?"

Er: „Was meinst du?"

Sie: „Du hast eben gesagt: ‚Ich finde, was viele finden.' So schätzest du dich also ein? Das ist ja aber entsetzlich!"

Er: „Liebe Lulu — meinen Nachmittagsmokka trinke ich gern in Frieden."

Sie: „O Rudolf! Ich möchte gar nicht leben, wenn ich fände, was viele finden! Dann gehörte ich ja zur blöden Masse, zur Herde!"

Er (vollkommen ruhig): „Ich halte mich weder für blöde, noch halten mich andre dafür.“

Sie: „Ja, ja — das ist auch ein Symptom.“

Er: „Wie denn?“

Sie (eindringlich): „Es nicht zu merken, daß man Schablone ist ... Adela sagt immer, das wären die Bedauerlichsten.“

Er (langsam und ruhig seine Zigarre an der Mokkatasse abstreichend): „Adela ist eine Dame, die immer in grands mots macht. Bloß weil sie mal irgendwo irgendein Examen bestanden und ein paar Semester studiert hat, meint sie, daß alle Männer Staub unter ihren — notabene etwas großen Füßen sind.“

Sie: „Du irrst. Adela ist sehr für Männer. Sie wird sich auch verheiraten, gerade wie ich.“

Er: „So?“

Sie: „Ja, wie unser ganzer ‚Freier Bund‘.“

Er: „Und wo wird euer ganzer ‚Freier Bund‘ Männer herbekommen? Sieh mal, mit dir ist's etwas andres — du bist so hübsch! Aber die übrigen waren, wenn ich an die Profile bei unserm Hochzeitsdiner zurückdenke, gerade keine Grazien.“

Sie (gekränkt, mit hochgezogenen Brauen): „O, sie werden sich verheiraten, denn sie wollen es. Wir erreichen alles, was wir wollen. Die Satzungen unsers Bundes schlossen den Passus in sich, daß alle Mitglieder nach Möglichkeit beweisen sollten, daß man perfekte Gattin sein kann trotz des Studiums ...“

Er: „Das sind ja sehr löbliche Statuten ...“

Sie: „Ja — und drei Jahre muß man es jedenfalls

in der Ehe aushalten ... wenn dann aber die innere Leere zu groß ist oder der Mann sich als zu inferior bewiesen hat, darf man ohne Skrupel seiner Wege gehen."

Er (räuspert sich — nach einer Pause): „Du hättest mir eigentlich loyalerweise vor der Hochzeit ein Exemplar dieser Statuten verehren müssen."

Sie: „Ich wollte auch — aber Adela verbot es. Sie sagt, in der Ehe sollte man den andern Teil zu heben und zu entwickeln trachten, ohne daß er es merkt."

Er (freundlich-ironisch): „Soll ich wirklich noch gehoben und entwickelt werden? Im nächsten Monat werde ich fünfundvierzig."

Sie: „Ja, wenigstens versuchen muß ich es. Das ist meine Pflicht."

Er: „Nun gut. Wenn ich mich also darauf einließe, solch freundlichen Versuch an mir vornehmen zu lassen — wie dächtest du dir denn zunächst die Sache?"

Sie (leuchtenden Auges, da sie Boden zu gewinnen glaubt): „Ich dachte so: die letzten drei Wochen habe ich ganz dein Leben mitgelebt. Klaglos habe ich mich in diese in meinen Augen so unberechtigte Daseinsart hineingeschickt. Ich habe in den unbequemen Kleidern, die deine Mama mir für die Hochzeitsreise aufzwang, zwischen einem Heer geputzter Affen in einem Luxus gesessen, der mir gräßlich war. Dabei habe ich dich genau studiert. Ich kenne dich jetzt. Ich weiß jetzt, daß du keinen Menschen nach seinem sittlichen Wert, sondern alle nur nach ihrer Chaussure — ihrer ‚Aufmachung', wie du es nennst, beurteilst. Ich habe be-

merkt, daß du gar kein Bedürfnis nach ernster Lektüre hast, daß du dich am wohlsten fühlst, wenn du gedankenlos thé complet trinken kannst, daß dich landschaftliche Schönheiten kaum hinnehmen, aber neue Hoteltricks enorm interessieren. Wenn ich nachts die Sterne betrachtete, besahst du nur das ‚collier de Caux' — ich will ja gar nicht leugnen, daß es hübsch ist, wenn es so wie ein Diadem am Berg aufflammt — aber Lichter des Himmels sind doch wahrhaftig suggestiver als Lichter eines Hotels! (Sie wird immer erregter, was ihr reizend steht) ... In dem wunderbaren Kreuzgewölbe von Chillon hast du gefroren, und als ich dein Urteil über Rousseau hören wollte, hast du von ihm als von einem ‚ganz veralteten Kunden' gesprochen."

Er: „Mit einem Wort also: ich mißfalle dir gründlich ..."

Sie: „Nein, nein, Rudolf! Ich liebe dich ja! Ich liebe dich so, daß ich dich herausreißen möchte — in ein befriedigenderes, geistigeres Dasein! Ich möchte arbeiten an dir! Ich möchte einen wahren Menschen aus dir machen — denn so, wie du bist, bist du doch eigentlich nur ... (mit traurigem Vorwurf) ein Bonvivant."

Er (noch immer ganz geduldig): „Und wie denkst du meine Menschwerdung einzuleiten?"

Sie: „Also wir reisen noch heute ab. Wir wollen sofort abrüsten in diesem schrecklichen Hotel. (Sie umfaßt schmeichelnd sein Handgelenk.) Und nicht wahr, Rudolf — du gibst nicht wieder so übertriebene Trinkgelder? Was du geben wolltest, gibst du lieber in die Kasse des ‚Freien Bundes'. Es ist gar nicht nötig, immer so an

Kellner zu verschleudern, wie du es machst — mich, die ich den Pfennig ehre, bost es ordentlich..."

Er: „Und weiter?"

Sie: „Wir ziehen für den Rest des Urlaubs nach St. Gingolph. Wir ziehen fort aus dieser übertriebenen Kultur in das kleine Grenzwirtshaus, wo der wilde Wein so romantisch an den Fenstern heraufkletterte und alles so still war und so verlockend."

Er (kategorisch): „Und so schmutzig..."

Sie: „Das vielleicht — aber nach dieser trivial reinen Schweiz, die wie täglich frisch abgeseift aussieht, tat dies staubige Stück Frankreich mir gerade so unendlich wohl. Und die stillen Segel im Hafen! Und die bunte Wäsche, die unter den Linden flatterte ... und kein Lift ringsum und keine Kellner — ach! Und wie gut roch es da! Nach frischgefälltem Holz und feuchten Steinen — nicht wie in dieser Bucht von Montreux, wo es immer riecht, als würde täglich ein Lohfeladen über das Ganze ausgegossen."

(Sie sieht träumerisch herüber zu „Savoyens veilchenfarbnen Höhen", die am andern Seeufer in die Lüfte steigen — dann hoffnungsvoll aufseufzend): „Und, Rudolf! Laß mich wieder Reform tragen! Du ahnst es nicht, wie ich mich nach meinem grauen Sack sehne. Mir ist tailor-made und so was zu schrecklich! Es schnürt mir direkt die Seele ein. Sieh mal, es war ja rührend von deiner Mutter, aber richtig war's nicht! In unsrer kurzen Verlobungszeit wollte sie mich unausgesetzt für dich ‚bilden', wie sie es in ihrer Naivität nannte. Na, gutmütig wie ich bin, ließ ich's ja auch über mich er-

gehen. Sie weihte mich in all deine Eigentümlichkeiten ein — ‚liebenswürdige Schwächen‘ nannte sie das… daß du morgens im Bett schon Kaffee verlangst, daß du nichts von Dienstbotensorgen hören willst, daß du Stiefel mit Gummizug verabscheust und Roastbeef nur englisch ißt und so fort. — Und einen Kleidertrousseau schaffte sie mir an, der mich schaudern machte, wie ich ihn sah. Alles, was ich nicht leiden kann, Modepuppenwirtschaft, Spitzen, an denen man hängen bleibt, Schleppen, die einen am freien Ausschreiten behindern, Taillen, an denen man eine Viertelstunde zuhaken muß…“

Er (leise, lächelnd): „Wenn man's tut.“

Sie: „‚So mag Rudolf es‘ — das war die Zauberformel… Na, ich tat alles, was Rudolf mochte. Sogar das obligate Brautkleid trug ich, obgleich es eigentlich im ‚Freien Bund‘ ausgemacht war, ohne Kranz und Schleier vor den Altar zu treten. Du kannst nicht leugnen, daß ich musterhaft war?“

Er (freundlich ihr Handgelenk umfassend): „Ja, musterhaft! Und du schwurst meiner Mutter, daß du alles, was an Blaustrumpf grenzte, abstreifen wolltest — weißt du das auch noch?“

Sie (die diesen Moment nur in vager Erinnerung hat): „Solche Schwüre darf man überhaupt nicht abverlangen… übrigens blieb ich sitzen, als ich das schwur… dann gilt es nicht oder nur halb…“

Er: „Man sollte denken, du hättest Jurisprudenz statt Philologie studiert, so juristisch klar ist diese Ausführung, so überaus lichtvoll…“

Sie (die dieser Einwurf gar nicht anficht, mit klagen-

der Stimme): „Und dann noch eins, Rudolf — ich dachte auch, die Ehe würde mich viel längere Zeit ausfüllen, aber ich kann nicht dafür. Schon jetzt fühle ich eine grenzenlose Leere in mir. Es ist nicht mehr das wie am Anfang. Unsereins ist eben nicht dazu geschaffen, sich dauernd an Liebesgetändel genügen zu lassen. Gegen dies Gefühl innerer Oedigkeit gibt es nur ein Heilmittel: Arbeit. Drüben in St. Gingolph könnte ich so gut meinen Essay über die Griechen beenden."

Er (räuspert sich anzüglich, was sie aber ganz ignoriert).

Sie (die Hände über dem rechten Knie faltend und ins Blaue starrend): „Die Frage interessiert mich so furchtbar: wie waren denn diese Griechen nun eigentlich in Wirklichkeit? Waren sie so munter und heiter, wie bei Curtius und Schiller, oder nahmen sie alles so entsetzlich schwer, wie Burckhardt das glaubt?... (tiefsinnig) Meiner Ansicht nach liegt die Wahrheit in der Mitte."

Er (ganz gelassen): „Die Wahrheit in der Mitte... das ist übrigens eine Auskunft, mit der sich alle Probleme höchst bequem lösen lassen. Nur eine neue Schule, liebe Lulu, wirst du mit solchem Resultat deiner Betrachtungen nicht gerade begründen! (Mit erhobener Stimme, sehr energisch.) Meiner Ansicht nach bist du überhaupt kein schöpferischer Geist, sondern nur ein harmloser Dilettant auf dem Gebiet der Wissenschaften. Im ersteren Fall würde ich dich auch gar nicht geheiratet haben — nur die felsenfeste Ueberzeugung des Gegenteils machte mir zu diesem Wagestück Mut."

Er wirft seine Zigarre in die nächste Palme, steckt

beide Hände in die Tasche und betrachtet mit einem Gemisch von Liebe, Spott und leiser Entrüstung sein schönes Gegenüber.

Sie (ganz kalt und ruhig): „Wie willst du das beurteilen können — du, der du doch von klassischer Bildung gar nichts weißt?"

Er (ebenso ruhig): „O nein — meinem eignen Urteil würde ich in diesem Fall ja auch gar nicht trauen — aber ich zitiere deinen verehrten Professor, den du doch immer selbst als deinen Mentor bezeichnet hast. Sieh mal, wenn der mir gesagt hätte, daß in dir ein neuer Zeller oder neuer Curtius zu erwarten sei, so würde ich ja nie gewagt haben, deine Siegeslaufbahn durch einen Heiratsantrag aufzuhalten ... aber solche Annahme hielt dein Professor eben für außer dem Bereich des Möglichen."

Sie (achselzuckend): „Er galt immer dafür, jüngere Talente nicht anerkennen zu wollen —"

Er (lächelnd): „Bisher lobtest du ihn doch als Ideal sans phrase —"

Sie (hautaine): „Dies richtet den Mann — übrigens, Rudolf, finde ich es, milde gesagt, heimtückisch, daß du ohne mein Wissen in dieser Weise über mich korrespondiert hast."

Er (langsam): „Meinst du denn, man heiratet jemand aus der ganz besonderen Spezies, zu der du gehörst, so ins Blaue hinein? Das kann man doch gar nicht! Man hat doch Rücksichten zu nehmen. Jedenfalls muß man doch so ungefähr wissen, was ihr ausgesessen habt!"

Sie (streng): „Rudolf —"

Er: „Sieh mal — du und Adela. Ihr machtet das Studium ja doch nur als Mode mit, ohne irgendwie von heiligem Feuer durchglüht zu sein. So wie die Schlachtenbummler kommt ihr mir vor, die auch dabei sein wollen, wenn's losgeht, aber gern darauf verzichten, ins Haupttreffen und den Ernst der Sache hineinzugeraten — oder wie die fröhlichen Marketenderinnen, die immer mitzogen, wenn eine Kriegstrommel ging, und ihr Teil Amüsement aus den großen Gelegenheiten herausschlugen. Mit den beiden Hesses ist's ganz was andres — die sind mit Leib und Seele bei ihrer Medizin. Und Adela hat auch noch einen Pas voraus vor dir — denn sie hat wenigstens einen Gedichtband herausgegeben, der, wenn auch nicht gerade für Backfische, so doch nicht ohne Talent ist."

Sie: „Woher weißt du das? Es ist doch tiefes Geheimnis —"

Er: „Wie gesagt, ich erkundigte mich —"

Sie (sich indigniert zurücklehnend): „Ich finde das in einer Weise illoyal . . ."

Er (sanft): „Ist es nicht ein ganz berechtigter Wunsch, daß man wissen will, wen man heiratet? Du selbst warst ja ziemlich sparsam gegen mich mit Notizen aus jener Zeit."

Sie: Der ‚Freie Bund' hatte natürlich unverbrüchliches Stillschweigen über alles gemeinsam Erlebte festgesetzt."

Er: „Uebrigens war das Resultat meiner Erkundigung ein höchst schmeichelhaftes für euch."

Sie (erstaunt und erleichtert): „Wie meinst du das?"

Er (mit sanfter Ironie): „Nun ja — ihr brachtet etwas Ungewöhnliches fertig. Ihr gingt immer bis an die Grenze — aber nie über die Grenze! Man weiß gar nicht, was man an eurer Spezies mehr bewundern soll: die geniale Unvorsichtigkeit der Lebensführung oder die grenzenlose Naivität —"

Sie (ihr Unbehagen hinter Unnahbarkeit verbergend): „Das wird ja immer besser —"

Er: „Ihr habt in München doch ganz und gar wie Studenten gelebt."

Sie: „Bitte, es war durchaus standesgemäß. Wir waren ein geschlossener Kreis für uns, alle aus guten Familien — Minka ist Oberstentochter, und der Vater von Adela ist sogar Exzellenz gewesen."

Er: „Ja — aber eine Exzellenz, die sich vermutlich im Grab umdrehen würde, wenn sie wüßte, wie naiv — ich sage immer nur: wie naiv — seine Tochter den Münchner Fasching mitgemacht hat."

Sie (mitleidig und gekränkt): „Das gehört dazu. Der Münchner Fasching ist kulturhistorisch interessant. So etwas muß man kennen."

Er: „Das eigentliche Studium war eben Nebensache für euch. Wesentlich machtet ihr Radeltouren ins Isartal — immer mit ‚zufälligen Bekannten'. Unter dieser Rubrik waren die sonderbarsten Nummern. Ihr müßt wirklich ganz besondere Schutzengel gehabt haben, daß ihr nie bei der Wahllosigkeit eurer Beziehungen stärker angeeckt seid. Daß Kinder Schutzengel haben, weiß man — daß diese aber die Universitäten mitbeziehen, ist wohl eine neue Einrichtung der Vorsehung ..."

Sie: „O bitte — unsereins ist eben außerordentlich gefestigt . . .“

Er (unbeirrt fortfahrend): „In regulären Studentenbuden wohntet ihr. Der Billigkeit halber frühstücktet ihr Kognak und Zwieback, und mittags nährtet ihr euch von Weißwürsten. Ihr hattet da ein Lokal mit einem höchst sonderbaren Namen . . .“

Sie: „Ja, wenn wir gleich den Tag mit einem thé complet angefangen hätten, würden wir schwerlich durchs Semester gekommen sein. Wir hatten eben alle kein Geld — das war das Schöne, das Poetische . . .“

Er: „Ja, ja, ich finde auch alles sehr rührend, das mit dem Kognak und das mit den Weißwürsten — aber verzeih! Eure Familien zu Hause rangen doch immer die Hände! Und deine Eltern speziell, liebe Lulu, waren selig, als ich ihnen die moralische Verantwortung für dich definitiv abnahm — deine Mutter dankte mir sogar mit Tränen . . .“

Sie (achselzuckend): „Nun ja, Mütter — Mütter von modernen Töchtern sind immer Angsthasen! Die denken beständig wunder was passieren könnte — erst in der Theorie geben sie ihren Segen — jawohl, man darf studieren! Es liegt in der Zeit, ist sogar ein Glück, wo mehrere Schwestern sind. Aber wenn man studiert, ist ihnen allerhand unvermeidliches Beiwerk nicht recht. Sie sagen A, aber nicht B. — Uebrigens bin ich sehr erstaunt, lieber Rudolf, daß du trotz des gänzlich schiefen Bildes, das du dir von meiner Vergangenheit machst, dennoch vorurteilslos genug warst, mich zu heiraten!“

Er (der diesen Einwurf schon längst erwartet hat

und sich amüsiert, daß er nun ganz normal von Stapel geht): „Der Grund ist doch klar. Wie ich dir schon öfters versichert habe, verliebte ich mich in dich — ja, ich verliebte mich in dich, trotzdem ich immer Front gemacht hatte gegen Mädchenstudium — trotzdem ich jedesmal, wenn entfernte Tanten mir Photos von dir zeigten, es für einen Wahnwitz deiner Eltern erklärte, daß man ein so hübsches Mädchen, — ja, so sagte ich: — so sich depoetisieren ließe! Ich war in der Theorie dein geschworener Gegner — aber als ich dann bei dem großen Familientag plötzlich vor dir stand, da wurde mir trotz dieser Theorie sehr sonderbar zumute! — Eine höhere Tochter ohne wissenschaftlichen Anstrich wäre mir ja natürlich lieber gewesen — aber so nett, wie du sein kannst, so nett frauenzimmerlich! Au fond bist du ja doch eine ganz regelrechte Eva und die Aufmachung als gelehrte Virago doch wirklich nur ganz äußerlich! Und dann, je näher ich dich kennen lernte, wunderte ich mich immer mehr über eins, nämlich: wie du es fertig gebracht hast, überhaupt durchs Abiturium zu kommen? Du weißt ja allerhand — aber es geht doch alles in einer Weise durcheinander... mir, der ich mein bißchen Wissen wenigstens fest eingeordnet habe, schwindelt oft..."

Sie (mit Kälte, tief empört): „Ich weiß nicht, was dich dazu veranlaßt, mir verhüllt anzudeuten, daß du mich für einen Idioten hältst..."

Er: „Ich möchte dir nur klarmachen, daß du der Frauenfrage wirklich nichts entziehst, wenn du gänzlich auf sie verzichtest! Ach, Lulu, du hast ja gar nicht studiert — geradelt hast du und getanzt — während des

Faschings sogar zuweilen bis drei Uhr morgens. Wie Nachtwächter habt ihr gelebt, den Tag geschlafen und die Nacht durchwacht ..."

Sie (mit hochgezogenen Brauen): „Und woher stammen diese Detektivenotizen?"

Er: „Von jemand, der euch mal gesehen hat, so im Morgengrauen, heimkehrend von einem Fest des Simplizissimus, alle ganz sezessionistisch, als moderne Linien, mit Abendmänteln darüber, die aus dieser Linie fielen — Morgengrau über München — die Bäckerjungen brachten schon die Frühsemmeln. Die Soldaten zogen gerade aus. Sämtliche Bajuwaren grinsten, wie sie eurer ansichtig wurden ... Sieh mich nur nicht so schrecklich verächtlich an, liebe Lulu, als wenn ich der dernier des mortels wäre — du mußt dich auf das Momentbild der Münchner Zeit doch auch besinnen, denn ein stilisiertes L schritt dieser Gruppe voran ... Gott, es ist ja gar nichts dabei — nur studieren nenne ich es nicht ..."

Sie: „Jetzt weiß ich, wen du ausgequetscht hast: Vetter Leo! Jawohl, der stand den Morgen irgendwo am Hofgarten, da er eine Kur mit Milchtrinken und Morgenspaziergängen brauchte. Ich weiß, er sah uns ganz verglast an ... er ist ein ganz öder Flaps, ein Jammermann. Erst machte er sich an unsern ‚Freien Bund' heran, was er konnte, pochte immer auf die Verwandtschaft, obwohl für uns doch nur Geistesverwandtschaft galt. (Sie trommelt mit den Fingern auf den Tisch und bekommt immer rötere Backen, da ihr diese Rückblicke auf die Münchner Zeit keineswegs behaglich sind. Sie tut ihm fast leid — aber er ist

fest entschlossen, alles auf einmal zu sagen und sämtliche Waffen zugleich aus seiner Rüstkammer zu holen.) Anfangs nahmen wir ihn mal mit. Er blamierte uns alle, indem er sich fortwährend als garde dame aufspielte. Uebrigens verachte ich ihn einfach, denn er hatte uns geschworen, niemals Mitteilungen über uns zu machen . . ."

Er: „Vielleicht hat er bei diesem Schwur auch gesessen . . . Uebrigens will ich zu seiner Ehre gestehen, daß ich ihm erst tüchtig Sekt einflößen mußte, ehe er mitteilsam wurde."

Sie: „Ich kann nur sagen, ich bedaure, mich verheiratet zu haben!"

Er (der auch diesen Einwurf erwartet hat): „Das bildest du dir ein. Gewissermaßen hast du mich doch auch aus Liebe geheiratet. Ich will nicht leugnen, daß zugleich von beiden Seiten tüchtig geschoben worden ist — was ich konstatiere, damit du es nicht in der nächsten Minute konstatierst. Aber du warst doch so nett gegen mich, daß es mir ernstlich leid tun würde, wenn ich das nun retrospektiv für Heuchelei ansehen sollte! — Und wenn du jetzt schon eine Leere in dir fühlst, so bedaure ich das für dich. Mich aber grämt oder wundert es nicht sonderlich. Ich wußte im voraus, daß ab und zu das obligate Gejammer über Unverstandensein angehen würde. Das haben alle meine Freunde in ihren Ehen erlebt. Auch das liegt in der Zeit — darüber muß man sich gelassen hinwegsetzen . . ."

Sie (spöttisch): „Du hast eine bequeme Art, die Konflikte aus dem Weg zu räumen . . ."

Er: „Ja — ich bin gutartig, aber ich will Ruhe. Siehst du: die unverstandene Frau, das ist heutzutage ein überwundener Typus. Man gähnt ja bereits, wenn man ihn in Novellen immer wieder antrifft. Er ist alltäglich. Den Reiz der Neuheit besitzt er nicht mehr. Neben diesem Typus aber hat sich in den letzten Jahren ein andrer, weit bedauernswerterer entwickelt: der unverstandene Mann! Das ist der Mann, der im Kampf mit einer heftigeren Gewalt resigniert geworden ist, dem die kleinen Freuden des Lebens grausam abgezwackt werden, der tausend Seufzer still für sich seufzt. Und in diese Rubrik möchte ich begreiflicherweise durchaus nicht hinein."

(Sie sieht ihn immer erstaunter und fast imponiert ob seiner Lebensweisheit an. Er, um nicht zu schnell liebevoll zu werden, sieht stramm an ihr vorbei, krampfhaft auf die Dent du midi, die hinter dem dünnen, blauen Dunstschleier wie ein weißes Riesenphantom sich erhebt.) Energisch fortfahrend: „Angesichts dieser Berge schwöre ich, daß ich niemals auch nur einen Zoll breit von irgendeiner meiner ‚liebenswürdigen Schwächen' abweichen werde. Ich werde stets schon eine Tasse Kaffee im Bett trinken, das Roastbeef englisch verlangen und Stiefel mit Gummizug verachten. Ich werde weiter gegen Reformkleider zu Felde ziehen und immer wünschen, als ein neuer Savonarola diese neuen Moden auf einem neuen Scheiterhaufen verbrennen zu können ... und wenn du durchaus darauf bestehst, nach St. Gingolph hinüberzuziehen, so muß ich dich bitten, mich in Territet zu belassen, und würde dann vorschlagen, daß jeder

von uns seine Hochzeitsreise einspännig zu Ende bringt. Ich würde dich dann voll Bedauern dem ‚Freien Bund' zurückgeben müssen mit dem Vermerk, daß du dich doch zur beglückenden Gattin nicht recht zu eignen scheinst. Denn wenn in euern Statuten auch steht, daß ihr drei Jahre à tout prix in der Ehe aushalten sollt, so ist darum doch euer Ehemann noch nicht verpflichtet, es so lange mit euch auszuhalten ... So — und nach dieser langen Rede bestelle ich mir einen thé complet — und wenn du vielleicht das Schiffsorario für St. Gingolph haben willst, so kann der Kellner es ja gleich mitbringen."

Sie (mit Tränen kämpfend): „Ich hätte nicht gedacht, Rudolf, daß du imstande wärst, mich so schnell aufzugeben! Ich kann auch jetzt nicht auf das alles antworten — das stürmt alles so plötzlich auf mich ein — das mit der Naivität — und das mit Leo — und daß ich ein Idiot bin ... und wo du bisher nichts von alledem gesagt hast ... ich muß es erst durchdenken — in drei Tagen werde ich mich entscheiden ..."

Er: „Drei? Ich glaube: zwei genügen! Sieh mal, du schreibst ja doch brühwarm an Adela über das alles, und da Adela augenblicklich auf dem Gornergrat sitzt kann ja bereits übermorgen Antwort da sein — denn wie ich Adela taxiere, schreibt sie postwendend und schleudert aus ihrer Alpenhöhe umgehend ein Anathema über mich ... Sagen wir also zwei Tage."

Sie (sich langsam erhebend): „Ich wundere mich über dich, Rudolf — früher sagtest du, einer deiner Glaubensartikel sei, Szenen zu vermeiden, und nun so —"

Er: „Ja, ich hasse Szenen, zumal die kleinen, immer

wiederkehrenden — darum mache ich lieber ein einziges Mal eine große, luftreinigende. Wenn sich der unverstandene Mann nicht gleich bei erster Gelegenheit zur Wehre setzt, so ist er für ewig verloren — Also zwei Tage! Und bis dahin schlage ich Frieden vor. Laß die Griechen und die Seufzer ins Leere — trage deine hübschen Kleider, und wenn du ein Engel sein willst, mach auch noch alle Haken zu — sie sind ja gewissermaßen dazu da ... übrigens bin ich jederzeit bereit, einen Beitrag in die Kasse des ‚Freien Bundes' zu stiften, wenn sie es nötig hat — nur mußt du mir erlauben, daß ich ihn nicht vom berechtigten Verdienst der Kellner und Stubenmädchen abziehe ..."

Sie würdigt ihn keines Wortes mehr und geht hocherhobenen Hauptes — langsam und entschlossen wie Maria Stuart zum Schaffott — durch die Palmen davon.

Er bleibt, sich selbst bezwingend, sitzen, obgleich er weit mehr Lust hätte, ihr nachzulaufen und alles wieder zurückzunehmen.

Sie (für sich): „Ich muß für mich sein — ich werde natürlich an Adela schreiben — ich bin tief empört."

Sie will über das Gleis zum Hotel hinüberschreiten, wird aber durch die von Chillon kommende Tram, die „Nestles Kindermehl" an der Stirn trägt, einen Moment aufgehalten und sieht durch die Büsche auf ihren Mann zurück. Er gefällt ihr immer noch — trotz allem! Und mit einem gewissen Erstaunen konstatiert sie, daß sie allerdings empört ist — aber weniger auf ihn als auf Vetter Leo und Adela.

Mit gerunzelten Brauen: „Leo ist eine ganz unterwertige Kreatur ... an allen wird man irre ... auch an Adela. Ihre Menschenkenntnis ist schließlich unter aller Kanone. Für alle Möglichkeiten wußte sie im voraus Rat, aber daß der Mann aufbocken könnte — diese Möglichkeit hat sie nicht vorausgesehen. —

„Vielleicht ist das Geschlecht doch nicht so inferior, wie Adela immer tat ...“

Die Heiratsfrage

Weihenstephan.

Die Brüder von der Mülwe sitzen in full dress vor zwei Stangen Pilsner. Sie haben etwas Müdes, Tiefsinniges und sprechen sehr leise, während laute Biertischunterhaltungen von rechts und links tönen.

Franz von der Mülwe ist bei der Regierung in Kassel, Hartwig von der Mülwe im Großen Generalstab. Beides „schöne Männer" im kritischen Alter zwischen vierzig und fünfzig. Der Jüngere sieht aus, als ob er der Aeltere sei . . .

Hartwig: „Sei mal ganz offen — wie fandst du sie?"

Franz: „ . . . na . . . weißt du . . ."

Hartwig: „Ja, ich weiß. Sie ist nicht gerade dein Typ. Du schwärmtest ja immer für die langen, schlanken Burne-Jones-haften Gestalten — und für schwarze Haare und schmale Nasen . . ."

Franz (halb pikiert): „Ja, und das tu' ich auch noch — und die heute war ein dicker, kleiner Pummel — genau, was ich nie mochte und nie wollte."

Hartwig (zieht die Schultern hoch): „Ja, wenn die Formatfrage immer noch ausschlaggebend für dich ist — —"

Franz: „Aber natürlich! Warum soll ich denn die Ansprüche mit einemmal herunterschrauben, gerade als wenn ein Haken an mir wäre? Ich bin sechsundvierzig

— allerdings, an Jugend ist mir natürlich jeder Fähnrich oder Referendar über —, aber dafür habe ich doch meiner Frau eine recht gute gesellschaftliche Position zu bieten. Es ist ja richtig: ich stehe in Kassel — und Kassel ist nicht Berlin —, aber so gut wie meine weiteren Chancen sind ... Und dann die Sache mit Cäsar: Lieber da der Erste, als in Rom der Zweite! Und was das übrige betrifft (er lehnt sich wohlgefällig zurück und streicht mit einem gewissen Behagen über die Seidenklappen seines Fracks), so kann ich dir sagen, Hartwig ... unter Brüdern hat's ja keinen Sinn, auf Bescheidenheit zu posieren ..., daß ich nie mehr Erfolg bei Frauen gehabt habe, als gerade seitdem ich die Linie der Vierzig passierte — und zwar bei anspruchsvollen, geistig verwöhnten Frauen! Früher war ich Probepfeil für Backfische — der Abgott höherer Töchter. Jetzt fühle ich noch durchaus das Zeug in mir, die grande passion einer femme supérieure zu werden — und da soll ich mich unter dem Preis weggeben?"

Hartwig: „,Unter dem Preis' ist doch wohl inkorrekt ausgedrückt — denn die jährlichen Dreißigtausend, die in dem Falle deine Frau mitkriegen würde, sind doch schließlich keine Bagatelle. Dabei ist die Familie — wenn auch nicht Montmorencys — doch durchaus tadelfrei. Sie haben weder peinliche Verwandte noch wunde Punkte. Sie sind absolut christlich mit gänzlich einwandfreien Nasen ..."

Franz: „Aber was für welche? Vivatnasen! Und dann so etwas immer neben einem —"

Hartwig (ruhig fortfahrend): „Dabei das geeignetste Alter: fünfundzwanzig. Hat sich schon ausgetanzt, schon

manchen Korb verteilt, wird gewiß eine ruhige Frau, was nicht genug zu schätzen ist ..."

Franz: „Wenn du sie so riesig empfiehlst, warum nimmst du sie dann nicht?"

Hartwig: „Weil ich in Berlin lebe. Heiraten ist für die Provinz. Außerdem pressiert für mich die Frage nicht, da ich der Jüngere von uns bin."

Franz: „Na, die paar Jahre ..."

Hartwig: „Ich wüßte auch gar nicht, wo die Zeit zum Heiraten hernehmen? Jeder meiner Gedanken ist dienstlich beschlagnahmt — und die großen Kriege interessieren mich mehr als die Frauen ..."

Franz: „Gott, Hartwig, seit du die Himbeerstreifen an deinen langen Beinen hast, bist du von einer Unpersönlichkeit ..."

Hartwig (überlegen): „Ich habe meinen bescheidenen kleinen Ehrgeiz ... Um übrigens auf die Frage Lohnholds zurückzukommen — ich finde dich komisch. Erst willst du immer solche Leute durchaus kennen lernen — und dann schiltst du auf sie! So hast du's vorgestern bei Rosenbergs gemacht — da waren dir die Nasen zu krumm — gestern bei Kerstens — da war dir das Mädchen zu mager — und heute nach Lohnholds redest du nun von Vivat! Und du wolltest doch der Heiratsfrage nähertreten! Du beschworst mich doch geradezu von Kassel aus um Rat und Beistand! Warum bist du auch so schwer zu befriedigen! Nicht ein Wort der Anerkennung hast du für die guten Leute. Dabei ist das Haus tadellos geführt — Luxus ohne Protzentum. Die Menschen kaufen Böcklins und Hofmanns, reisen

an den Nil und nach Korfu, lesen Maeterlinck und Jacobsen und sind wirklich gebildet."

Franz: „Aber sie bleiben immer und ewig Berlin O — und wenn sie jetzt auch zehnmal in der Viktoriastraße leben! Und daß sie Maeterlinck mögen, ist Pose — bei einem Band Stinde würden sie sich viel wohler fühlen. Das ganze Milieu paßt mir nicht. Sie sind zu bourgeoishaft, zu bieder — trotz der Böcklinschen Kentauren an den Wänden. Nein, du kannst es nicht verlangen."

Hartwig: „Ich verlang's ja auch gar nicht — du verlangtest doch! Heut früh branntest du ja noch auf die Familie — und während des Diners schienst du ja auch ganz gut im Zug — du rolltest wenigstens genügend mit den Augen — und zum Schluß redetet ihr doch alle so emphatisch von Wiedersehen . . ."

Franz: „Ganz richtig! Momentan hatte ich ja auch etwas wie Lust — aber ich kenne das schon von mir: die Gesamtbilanz des Eindrucks ziehe ich erst hinterher — im Nachgeschmack sozusagen — da zeigt sich der richtige Niederschlag. Und der ist ungünstig für Lohnholds. Ich will sie gar nicht wiedersehen."

Hartwig: „Du bist doch noch ganz, was du schon vor zwanzig Jahren in der Perfektion warst: Familientäuscher durch und durch!"

Franz: „Du vielleicht nicht?"

Hartwig: „Nein, denn ich habe das Charakteristische dieser Spezies gar nicht, nicht das Vertrauenerweckende, worin du exzellierst. Ich begreife gar nicht, wie du es fertig bringst, so solide zu erscheinen — kaum bist du

in einer Familie, so hast du schon ganz den Ton eines Schwiegersohns — nur daß keine Familie es fertig bringt, dich dazu zu machen. Ich flöße niemals Vertrauen ein — und darum enttäusche ich auch nicht."

Franz: „Du scheinst etwas gereizt über mich?"

Hartwig (schwach abwehrend): „Das nicht gerade. Nur ist es mir natürlich fatal, Lohnholds in nächster Zeit zu begegnen — und da sie überall sind dies Jahr — und ich überall auf sie trete ..."

Franz (halb entschuldigend): „Heiraten soll man eben doch nur aus Liebe ..."

Hartwig: „Ja, nun komm auch noch damit! Mit diesem unausrottbaren Gemeinplatz! Heiraten soll man nur, wenn die Finanzen klappen — oder willst du mit einemmal Erichs große Jugendeselei als das Richtige hinstellen?"

Franz: „Lieber Hartwig! Ueber diesen Punkt wollte ich schon längst einmal mit dir reden — nur daß man in Berlin nicht ruhig zu so was kommt — denn man hetzt ja immer. Höchstens im Taxameter, aber da zittern dann meist die Fenster — und morgen muß ich doch fort, und beim Kaffee geht's auch nicht —"

Hartwig: „Ich bin gespannt —"

Franz: „Siehst du, an sich ist's ja lächerlich, daß Erich, der doch im Alter gerade zwischen uns steht, bald schon eine Tochter auf Bälle führt. Ich will die Tatsache an sich auch keineswegs verteidigen — ja, ich finde es fast perfide, daß wir, die wir uns so jung erhalten haben, im selben Augenblick, wenn Erich Großvater wird, nicht umhin können, Großonkel zu werden — und

dann, um mich poetisch auszudrücken, ‚bereits zwei Generationen nach uns emporgeblüht sind‘. Also — das finde ich schaudervoll — im übrigen: der Dümmste von uns dreien ist schließlich Erich doch nicht gewesen!“

Hartwig (scharf und mißbilligend): „Erich war mit sechsundzwanzig Jahren bereits eine durch die Ehe vollkommen gebrochene Existenz.“

Franz: „Ja, so sagtest du immer. Du kannst so apodiktisch werden, und da ich dir früher doch meist alles nachzubeten pflegte, habe ich zugestimmt. Ich möchte aber doch wissen: was nennst du eigentlich ‚gebrochen‘ an ihm? Er ist das Haupt einer Familie, hat vollkommen das Heft in der Hand, ist sogar ein wenig Haustyrann. Ich war doch zum Fest eine volle Woche in Einbeck. Ich gebe ja gern zu, daß es ein Schicksal ist, in Einbeck zu stehen. Du hast ja auch gewissermaßen recht, wenn du immer sagst: Brüder in Inowrazlaw und Einbeck kann man nicht besuchen. So lange der Unglücksmann in Inowrazlaw stand, hab' ich's ja auch nicht getan.“

Hartwig: „Er hat uns ja niemals eingeladen.“

Franz (lächelnd): „Weil er uns kennt! Glaube mir, Hartwig, er kennt uns, das ist es! Er hat so einen Blick, so einen humoristisch beobachtenden, den er zum Beispiel auf meine Füße warf, als ich in Lackschuhen zum Sonntagskalbsbraten kam — oder auf die Zahl meiner Kolli, mit denen ich in Einbeck einrückte — oder wenn ich etwas sagte, was raffiniert oder dekadent klang. Er widersprach nie — er ließ mich ruhig sich entwickeln, wie den Film im Wasser — und dann

ahnte ich dunkel: er hält uns für ‚gebrochen‘ durch unser Junggesellentum!“

Hartwig: „Das kommt, weil Hedwig gegen uns hetzt. Hedwig haßt uns, weil sie weiß, wie sehr wir gegen Erichs Heirat waren, wie wir's ihr zum Vorwurf machten, daß sie ihn einfing, den armen, dummen Erich. Und Frauen vergessen so was nie. Sie haßt in uns die ganze schöne, freie Art zu existieren, um die sie ihn betrogen hat, und damit er uns nicht beneidet, macht sie uns herunter.“

Franz: „Ja, sie mag uns nicht. Sie kann uns die Gesichter nicht vergessen, mit denen wir damals zur Hochzeit kamen — aber seien wir offen: es war auch unsre aufgeblähteste Zeit! Wir kamen aus Potsdam und Wiesbaden. Du warst Prinzenadjutant, und ich fühlte das Patent zum Oberpräsidenten in der Tasche. Wir waren umgürtet mit dem ganzen Stolz jugendlichen Strebertums. Wir hatten die Idee, daß unter einem nicht mit Seide gefütterten Rock kein anständiges Menschenherz schlagen könnte. Wir zogen unsre Augenbrauen hoch wie Kakadus und hatten die Lider gesenkt wie die blasiertesten Weltverächter. Und so saßen wir am Tisch der Domänenpächtersfamilie, in der lauten, harmlosen Fröhlichkeit dieser ‚andern Kiste‘, wie wir es nannten, und kamen uns wie Himmlische vor, ‚zu Deukalions Geschlecht herabgestiegen‘ ... und das alte Gutshaus war sehr dünn gebaut und morsch vom Alter obendrein, und neben unserm Gastzimmer wohnte der jüngste Schwipschwager, und wir wußten nichts davon — und der hörte unsern ganzen Meinungsaustausch

durch die Wand — und der Junge war wie ein Phonograph — und er petzte jedes Wort wieder — und daher Erichs gewisse Zurückhaltung all die Jahre — und Hedwigs handfester Haß."

Hartwig: „Woher weißt du das denn mit einemmal?"

Franz: „Hedwig hat mir alles erzählt, jetzt zu Weihnachten — ganz vergnügt und lachend, wie jemand, der darüber steht — und eigentlich hab' ich mich ein bißchen geschämt . . ."

Hartwig: „Das war ein sehr überflüssiges Gefühl. Hedwig hat ihm einen Knick ins Leben gemacht, von dem sich seine Karriere nie wieder erholt. Und so nett ging's mit ihm an, damals in Posen — er hatte immer Kommandos und war auf der Kriegsakademie — und da muß ihm dies Mädchen über den Manöverweg laufen, so eine von Tausenden, mit blondem Haar und roten Backen und weiter nichts dran — und da läßt er alles fahren und heiratet drauflos und buttert sein nettes Vermögen in die verkrachende Domäne und denkt nicht mehr an Generalstab und kommt nach Inowrazlaw und nun nach Einbeck — und endet natürlich als Bezirksoffizier in einer kleinen Miniaturstadt mit Gras in den Pflasterritzen und Gänsen, die darüberlaufen. Ich müßte nicht selbst Offizier sein, Franz, wenn ich den Aerger darüber je verwinden wollte!"

Franz: „Ja, wenn du die Biographie hersagst, klingt sie allerdings erschütternd — aber schließlich ist Erich doch sehr frisch und vergnügt dabei geblieben . . . Hedwig muß doch sehr ihre Meriten haben . . ."

Hartwig: „Ihr scheint euch ja recht angefreundet zu haben ..."

Franz: „Gewissermaßen ... ja ..."

Hartwig: „Mir war es gänzlich rätselhaft, wie du auf die Einbeck-Idee kamst ..."

Franz: „Da traf vieles zusammen. In Kassel konnte ich Weihnachten nicht gut bleiben, denn Linsemanns ... ich weiß nicht, ob ich dir schon von Linsemanns sprach?"

Hartwig: „Du nicht — aber Romberg II, den ich neulich bei Ewest traf — du scheinst da ja auch ‚Familie getäuscht' zu haben — wenigstens nach der Auffassung von ganz Kassel."

Franz: „Bewahre — aber du weißt ja — unter dem Tannenbaum kommt ja keiner unverlobt weg. Tannenbäume sind überhaupt eine gefährliche Einrichtung für Junggesellen, die sich die Sache noch überlegen wollen — die reinen Fußangeln. Und die kleine Linsemann ... nett und forsch ist sie ja, aber sie hat keinen großen Zug ..."

Hartwig: „Wie soll man den auch in Kassel bekommen ..."

Franz: „Also, ich rettete mich nach Einbeck. Ich drahtete mich einfach an — ich hatte übrigens auch kurz vorher Briefe von Mama gefunden ... Provinzialstädte machen etwas sentimental; dies schöne, bequeme, dicke Fell, das sich der Großstädter umgürtet, wenn alte Erinnerungen auf ihn anrücken, das hat man da nicht ... und als ich las, wie Mama besorgt war, das spätere Leben könne ihre Jungen auseinander treiben, da kriegte ich plötzlich Familiensinn ... und deshalb ..."

Hartwig bläst ein Stäubchen von seinem Uniformärmel — und schweigt, obgleich der andre eine Bemerkung erwartet. Hartwigs graue, dunkelumränderte Augen starren ins Leere mit dem müden Blick jener Lebenskünstler, die alles hochmütig ignorieren, was Reue oder nachteilige Selbstkritik mit sich bringen könnte.

Franz (fährt fort): „Also, ich kam in Einbeck an. Sie standen zu sechsen auf dem Bahnhof, was ich schon rührend fand, denn erstens pleisterte es wie toll — und dann überhaupt... Hedwig übrigens sehr gut konserviert, so mollig und lustig — der Backfisch geradezu süß — die drei Jungen, über deren Massenhaftigkeit wir uns früher immer so zu alterieren pflegten, ganz famose Bengel, forsch, alert, elastisch wie Gummibälle — Erich enorm stramm und doch eigentlich ein bildhübscher Kerl..."

Hartwig (halb ironisch, halb amüsiert): „Kurzum: Musterfamilie. Was hatte Hedwig denn an? Gewiß etwas Selbstgeschneidertes. Als sie vor drei Jahren hier durch kam, eskortierte ich sie vom Potsdamer auf den Schlesischen Bahnhof — sie hatten damals in der Nähe von Spindelmühl einen Ort empfohlen gekriegt, wo der Sommerfrischler, der es überhaupt dort aushielt, zum Schluß noch etwas dazu bekam — oder so ähnlich — dahin dampften sie. Hedwig in Lodenrock, Filzhut, Dauerstiefel — sie waren alle sehr fidel, aber sie sahen wie Vagabunden aus. Ich dankte Gott, daß niemand Bekanntes auf den Bahnhöfen war. Der Backfisch stak billigkeitshalber im Radelkostüm. Nie hat mir der arme Erich so leid getan wie damals. Wo ist die Poesie seines Lebens?"

Franz (etwas ägriert): „Hartwig, sei nicht so äußerlich! Es ist schon Poesie genug in Erichs Leben — er sucht sie eben nicht in Bisterschen Kleidern und Gerstelschen Hüten — und wo er sie sucht, da hat und findet er sie auch — die Menschen sind glücklich ... und diese Reise nach Schlesien war ihre einzige in vielen Jahren — so rührend sprachen sie davon — ich schämte mich ordentlich, wenn ich an unsre Luxuszüge dachte, und wie wir's unter Ostende und Abbazia nicht gern tun. Nein, sie sind glücklich — alle so nett und d'accord zusammen — ich kam mir wie ein rechter Outsider vor ..."

Hartwig: „Erich ist ein Mann ohne Ehrgeiz — das kann ich ihm nicht vergeben. Glaube mir, es wirkt auf mich wie ein Affront, wenn jemand zu mir sagt: ‚Haben Sie nicht noch einen Bruder in der Armee? In Einbeck steht ja und so weiter.' Du als Zivilist empfindest das nicht so."

Franz: „Mir hat Erich in gewisser Weise sogar imponiert, zum Beispiel in seinem Verhalten gegen mich. Einbeck ist ja schaudervoll. Dazu pleisterte und schneite es beständig. Was man an Menschen sah, schien mir absolut unverkehrbar. So war ich denn ganz auf Hedwig angewiesen. Sie widmete sich mir rührend. Wir saßen stundenlang zusammen — ich las ihr vor — ich hatte gerade Isolde Kurz in der Tasche — und wenn dann die Dämmerung kam und das Feuer so gemütlich knisterte — na, ich hätte es einfach für sehr unhöflich gehalten, Hedwig keinen geschwisterlichen Kuß zu geben ... ich tat's denn also auch einmal. Das war Sünde Nr. 1 ... Dann der Backfisch, für den war ich natürlich gefundenes Fressen — er hing die ganzen Tage an

meinem Arm — er liebte mich — seine blanken, kecken Augen hingen unablässig an mir, und ich tat ihm den Gefallen, ihn wie eine Erwachsene zu behandeln und ihm ab und zu ein kleines Kompliment zu sagen — und die Kadetten fanden das sichtlich interessant und genossen meine harmlosen Scherze, wie man fremde, spannende Bücher genießt. Und eines Abends, als Erich mir zu Bett leuchtete — er tat das immer sehr nett — (Bett natürlich scheußlich mit einer Beule in der Matratze, aber alles sonst sehr sauber und frisch) da klopfte er mir auf die Schulter und sagte: ‚Was du dich jung erhalten hast, guter Franz! Aber tu mir den Gefallen: tritt hier nicht gar zu jugendlich auf! Laß das Courmachen sein! — Meine Frau mag's nicht haben und für meine Tochter will ich's nicht haben — und laß die Reden, die über den Horizont der Kinder gehen! Dein leichter Ton tut der kleinen Bande nicht gut. Siehst du, Franz: große irdische Güter kriegen die Kinder nicht von mir — nur etwas kann ich ihnen mitgeben: das gute Beispiel und die Erinnerung an einen guten Ton, an reine Luft im Elternhaus — da darfst du mir nicht entgegenarbeiten!‘ Mir fiel gar keine passende Erwiderung ein, so perplex war ich — und tief gedemütigt lag ich noch lange wach auf der Matratzenbeule und dachte über sehr vieles nach und fand, daß Erich eigentlich in allem recht hat, daß er wie die klugen Jungfrauen ist mit Oel in der Lampe, daß seine Heirat gar keine Dummheit war, und daß unsre Eltern jedenfalls an diesen vier strammen Enkelkindern mehr Freude gehabt haben würden, als an unsern Taten, Fahrten

und Abenteuern ... und es war mir mit einemmal ein ganz schönes Gefühl, Erbonkel zu werden für die netten Gören, falls ich nicht noch selbst einen Hafen finde."

Hartwig (hohnlächelnd): „Na, Franz, dich haben sie aber schön untergetaucht in Familiensimpelei. Einbeck hat ja wie eine Erziehungsanstalt auf dich gewirkt. Du bist in dich gegangen, besserer Mensch geworden ... ich staune ..."

Franz (gereizt): „Nein, was bist du sec au cœur! Du, der du doch der idealste Primaner warst mit blonden Locken und Gedichte rezitieren."

Hartwig: „Na, auf die Locken habe ich noch jetzt einen Zorn! Wären sie mir öfters geschnitten, so säh' es auf meinem kahlen, schuldigen Scheitel jetzt wohl besser aus — erinnere mich nicht daran. Ueberhaupt: wozu sich erinnern? Man muß der Gegenwart leben — denn die ist der einzige Zeitpunkt, der einem sicher gehört."

Er steht auf und nimmt seinen Mantel um. „Also die Quintessenz deiner Reden ist, daß dir die Eindrücke von Einbeck die Lust zu einer Geldheirat verdorben haben. Du willst weiter suchen und weiter Familie täuschen — und die Heiratsfrage bleibt noch immer eine offene Frage —"

Franz: „Wie für dich."

Sie zahlen und gehen.

Draußen wirbelt leichtes Schneegestöber über dem dunkeln Kanal und den geisterhaft dastehenden kahlen Bäumen am Ufer. Die Brüder ziehen die Mantelkragen hoch.

Franz: „Nun war's heut wieder wie immer: ich knöpfe meine Seele auf, und du bleibst der große Schweiger und verrätst nichts — und doch wüßte ich liebend gern, wie du einmal die Heiratsfrage zu lösen gedenkst?"

Hartwig (rasch, mit eintöniger, blasiert klingender Stimme): „Das will ich dir sagen. Ich warte bis fünfzig. Dann nehme ich eine neunzehnjährige Milliardärin, die ich mir erziehe und zu meinen Interessen heranbilde, so weit ich wünsche, daß sie diese teilt. Und gleich auf festes Zeug gesetzt mit dem Schwiegervater: ich will die Familie finanziell und sozial heben. Der Mensch muß sein Leben in einem gewissen Stil halten. Seit einiger Zeit empfinde ich einen wahren Haß auf Taxameter und dritte Etagen. Ich möchte eine Villa in der Stülerstraße und einen Mercedeswagen, der alle Leute verblüfft."

Franz (halb imponiert, halb besorgt): „So — so —"

Sie kreuzen die Potsdamerbrücke, über die wie in einem Kaleidoskop die bunten Lichter der Straßenbahnen hinflimmern.

Hartwig: „Die Brücke haff' ich nun! Wie sie dahinpostiert sind, diese vier! Nur für Röntgen muß es nett sein, wenn er da lebendig vorbeifährt! Sie haben oft, wenn ich vorüberhaste, etwas ordentlich Agaçantes für mich, wie sie so behaglich dasitzen ..."

Franz: „Und sitzen bleiben — wie wir ..."

Der Salonphilosoph



in Salon, in dem Ausschnitte vom „tout Berlin" verkehren, wo ungewöhnlich viel geflirtet wird, wohin jedoch jeder ohne Bedenken seine Frau mitnehmen kann. Hohe Räume, voll von Kunst und Blumen — überall behagliche Ecken für Tete-a-tetes.

Es ist eine Stunde nach dem Diner. Gedämpftes Stimmengewirr und gedämpftes Licht. Viel schöne Kleider mit malerischen Effekten. Die Menschen scheinen wie in einen feinen Nebel getaucht und fühlen sich besonders behaglich, da sie alle wissen, daß man in dem kleidsamen, sorgsam ausgeklügelten Licht, das zur weißen Decke emporgeleitet ist und keine Schatten wirft, besonders günstig aussieht.

In einer Ecke, wo sich unter hohen Bücherregalen eine Reihe blasser, duftloser Azalien hinzieht, sitzt ein Paar in bequemen Lehnstühlen — er ein älterer, verwöhnter Junggeselle mit romantischen Augen, einem halb blasierten, halb melancholischen Lächeln, glatt rasiert, eigentlich häßlich — aber von jener Art Häßlichkeit, die Frauen oft schön finden — neben ihm eine elegante, jüngere Frau, die sich sehr für ihn interessiert und gespannt auf jedes seiner Worte lauscht, die er mit einer gewissen Nachlässigkeit, mehr zu sich selbst sprechend, hinwirft.

Sie verehrt in ihm eine Reihe von Eigenschaften,

die ihr Mann nicht besitzt. Ihr Mann ist eine Automobilautorität, aber auf intellektuellen Gebieten versagt er, während sie eine unglückliche Liebe für Esprit hat... ihr Mann ist „Ritter der Industrie", während sie nur die „Ritter vom Geist" gelten läßt. In ihrem Kopf herrscht anmutige Verworrenheit, eine Untugend, die ihr die meisten Männer als Tugend anrechnen in einer Zeit, die so viel rechthaberische, unbequeme Sicherheit in Frauennaturen großzieht...

Er weiß, daß er Orakel für sie ist, und es macht ihm Spaß, sie zu belehren...

Sie hat die Personalien der Anwesenden durchgesprochen — er liebt das nicht und kommt auf das Allgemeine...

Er: „Was wir betreiben, ist ja auch nur eine Karikatur von dem, was man in höherem Sinn Geselligkeit nennt. Wir verstehen es ja gar nicht mehr, Feste zu feiern!

„Ein Diner, das sich in einer halben Etage noch so korrekt abrollt, bei dem zwanzig noch so gut angezogene, noch so gut beleumundete Menschen sich drei Stunden lang ohne Unterschied stereotyp anlächeln — das ist doch noch lange kein Fest! Ich habe den Renaissancebegriff von der Sache. Ich liebe Feste, wenn die Gastgeber in Rustikapalästen wohnen, wie sie in ernsthafter Schönheit an den Florentiner Straßen stehen — mit brennenden Fackeln in den Eisenringen, bei deren Flackerschein Diener in den Farben des Hauses einem leise aus der Sänfte helfen (statt daß der müde, immer ärgerliche Berliner Portier mürrisch aus seinem Verließ heraufkraucht, um einen auf Ein-

bruchsmöglichkeit hin zu inspizieren!). An der breiten Freitreppe müssen rechts und links Lorbeerbüsche und Orangenbäume stehen, marmorne Göttinnen und schwere bronzene Kandelaber aus der Werkstatt eines Gian Bologna — (nicht daß man erst bei so und so viel Unterwohnern vorbei muß, deren Namen oft recht unromantisch von den Türschildern blinken, da die schönheißenden Leute bei uns selten die teuersten Etagen innehaben)... Und statt des Majordomus der Strozzi oder Albizzi reißt uns der Lohndiener, dies melancholische Produkt unsrer geselligen Herabgekommenheit, die Tür auf!

„Eine Abmachung, eine Abfütterung findet statt — von ‚Fest‘ nicht die Spur.

„Und haben Sie jemals etwas so Lächerliches gesehen, als wenn ein Berliner Diner gewisser Gegenden sich auflöst? Wie sie sich dann treppab winden, die unförmlich vermummten Gestalten? Die größten Schönheiten, debelliert durch handfeste Galoschen und das Bemühen, die Schleppenvolants vor dem Staub der Treppenläufer zu retten? Voran das Hausmädchen mit schwelender Petroleumsleuchte, dummdreist, norddeutscher Typus, aber anglikanisiert durch weiße Haube, den Hausschlüssel mühsam in das Türschloß bohrend, trinkgeldbereit verschlafen, unpersönlich...?

„Sehen Sie, ich hätte seinerzeit sehr gern bei den Medici verkehrt, selbst wenn ich dadurch in noch so fatale Friktionen mit den Pazzi geraten wäre — meinethalben hätte ich auch gern gelegentlich eine Einladung zum Diner bei Papst Alexander Borgia angenommen unter den Auspi-

zien des ‚rosinfarbenen Stiers‘ — selbst auf die Gefahr hin, der Borgia Gift im goldenen Becher kredenzt zu bekommen! Ich habe nun einmal so viel Sinn für Glanz und feingeistigen Luxus — und Berlin W. befriedigt mich in der Hinsicht ganz und gar nicht. Diese Dinge, die etwas sein sollen und doch nichts Rechtes sind, stimmen mich nur traurig.“

Sie (bestürzt): „Die Borgia?! Aber möchten Sie denn lieber zwischen Meuchelmördern und Giftmischern dinieren? Rechnen Sie die angenehme Sicherheit, die man heutzutage seinen Bekannten gegenüber hat, für gar nichts?“

Er (lächelnd): „Vom polizeilichen Standpunkt aus betrachte ich die Sache nicht ... Das Moment des ‚Unbestraftseins‘ hat in meinen Augen wenig suggestiven Reiz. Und ich hätte bei Tisch den wildesten Condottiere der Romagna, einen von Dante in die unterste Höllenbulge verdammten Ueberverbrecher lieber zum Gegenüber als irgendeinen friedlichen Unterstaatssekretär oder einen sanftmütigen Parlamentarier ...“

Sie: „Sie sind hart gegen Ihre Zeitgenossen ...“

Er: „Nein! ich verfechte die Gegenwart immer als die beste Zeit — schon aus Eitelkeit, weil sie doch mich hervorgebracht hat —, aber in geselliger Hinsicht ödet mich mein Zeitgenosse allerdings grenzenlos ... Ach! Die Menschen, die immer in Gesellschaft gehen, nutzen sich ja so ab! wie jene Zwanzigmarkstücke, die man erst so schön frisch und glänzend aus der Rolle genommen hat, als man sein Gehalt abhob, und die so trübe und blind werden, wenn sie erst durch viele Hände

gegangen sind. Der Mensch, der sich immer auf den Markt stellt, der täglich zu treffen ist und allabendlich herumlächelt, kann nur verlieren. Wer gewänne denn überhaupt bei näherer Bekanntschaft? Die Menschen, die sich ‚verlohnen', die leben abseits — die streiken gegen den Strudel — die bewahren sich klug den Reiz des seltenen Auftauchens, den Schmelz auf ihren Flügeln.

„Ich versichere Sie: feine Gesprächswendungen — und wenn sie noch so fein sind — verlieren vor einem selbst, wenn man sie mehrmals gesagt hat. Und schließlich ist man doch auf Wiederholungen angewiesen! Man kann doch unmöglich bei jedem Diner Originalmünze ausgeben! Eine solche geistige Verschwendung, solche Gedankenabzüge avant la lettre, verlohnt ja auch der Tischnachbar meist gar nicht. Also hilft man sich mit Phrasen, und Phrasenmachen hat etwas so grausam Banales! es wirft einen Mehlstaub über alles, was man spricht, selbst wenn man von Dingen redet, die einem teuer sind.

„Meinen Sie zum Beispiel, ich würde es meiner besonderen Verehrung für den Apoll von Belvedere antun mögen, mich mit einer beliebigen Nachbarin über ihn zu unterhalten? Meinen Sie, ich würde es ertragen, wenn diese dann etwa sagte: ‚Gott ja — wenn er da mit einem Mal so steht... Wie fanden Sie ihn denn? War er nicht auch viel kleiner als Sie dachten?' Ich schüttle dann nur den Kopf und stelle mich wie ein Ignorant zu der Frage! O! ich werde doch die Tiefen meiner Begeisterung nicht vor einem Wesen auftun, das

in gar keinem Verhältnis zu mir steht, als daß der eigenmächtige Hausherr sie für die Tischdauer neben mich placiert hat! Aber ich blinzle mit den Augen — und während das Parfait von Gänseleber um den Tisch kreist und Rotweinnamen wie aus einer fernen Welt in mein Ohr geflüstert werden, vergegenwärtige ich mir sein Bild — seine heiligen Züge ‚ungerührt von Leidenschaften' — ‚ach, sein Gang ist wie auf flüchtigen Fittichen der Winde! Seine Knie sind wie an einem Geschöpf, dessen Fuß niemals eine feste Materie betrat.' ... Meine Nachbarin wird mich vielleicht kunsthistorisch für einen Idioten halten. Aber meinen Apoll habe ich doch wenigstens vor ihr gerettet ...

„Oder finden Sie Genuß darin, sich mit einem beliebigen Menschen über die Unendlichkeit des Ozeans, über erste Liebe oder feine Abendstimmungen im Dachauer Moos zu unterhalten? Mir speziell kann eine Gegend, die mir gefiel, direkt verleidet werden, wenn ein trivialer Bekannter auch dort gewesen ist und seine platten Urteile darüber gegen mich losläßt. Mir ist dann, als hätte die Gegend sich erniedrigt, indem sie auch für andre da war, als habe sie sich prostituiert, entwertet.

„Aus bestimmten Gründen schwärmte ich eine Zeitlang sehr für das Val Maggia, jenes romantische Seitental da unten — das heißt, man könnte auch sagen: ‚da oben' — nämlich unten in den Alpen, oben in Italien ...

„Es tat mir physisch weh, wenn dann jemand kam und sagte: ‚Nicht wahr? ein zu entzückendes Tal! Ueberhaupt sind an Locarno eigentlich die Seitentäler

das Netteste! Nur das Hotel unter dem Gletscher da hinten läßt zu wünschen übrig. Ich glaube, es gehört auch Balli — aber die Tischwäsche war lange nicht so einwandfrei wie im Grandhotel ...'

„Und ich lächelte mein irres Lächeln, a conto dessen mich viele gewiß für stumpfsinnig halten ... Ach nein, meine Gnädige! Das ist nicht mein Val Maggia! In meinem braust als Hauptsache ein grünblauer Felsenbach, der zwischen ausgemahlenen Steinen unheimlich stille Tiefen bildet, bis er dann schleierweiß weiterstürzt, zwischen Riesenblöcken hin, auf denen die Herbstmoose rot wie Rost oder hellgrün wie alte Kirchenkuppeln stehen ... Mein Val Maggia ist ein von Berggeheimnissen geisterhaft umwobenes Schluchtgebiet, wo gelbe Ahornblätter langsam niederrieseln und violette Fernen aus dem nahen Italien herüberleuchten ..."

Sie: „Ja, verzeihen Sie ... aber Sie sind auch etwas reichlich schwierig!"

Er (vorwurfsvoll): „Ja, aber begreifen Sie das denn nicht? Ebensogut, wie man mit den Fingern den Schmelz von einer Sache herunterstreichen kann, kann man ihn doch auch mit Worten von einer Sache herunterreden ... Und manchmal scheint es mir, als hätte die jetzige Geselligkeit es besonders darauf abgesehen, einem die Seelenheiligtümer zu verstauben —"

Sie: „Aber wovon soll man denn Ihrer Ansicht nach reden?"

Er: „O, es gibt doch Dinge genug, die keinen Schmelz haben! Man braucht ja nicht gerade von Rom und Athen zu reden — man kann ja von Berlin sprechen,

immerfort von Berlin! Berlin ist etwas so handfest Reales! Die dümmsten Bemerkungen können ihm nichts antun — so matter of fact liegt es da im brandenburgischen Sand. Die törichtste Allgemeinbetrachtung kann seinen Wert nicht vermindern. Sein Wert ist viel zu tatsächlich, zu greifbar! Nur wo der Wert im Imponderabilen liegt, kann man ihn durch überflüssige Bemerkungen entwerten. Nicht wahr? Sie fuhren niemals durch die Bambusstauden des Anapus der geheimnisvollen Quelle Arethusa entgegen? Schade, denn mit Ihnen könnte es mich allenfalls gelüsten, von Kyane, der Kornblumenblauen, zu reden, von der seltsam nach tropischen Blumen riechenden Luft jener Sümpfe, in deren so überaus transparentes Blau wie eine Morgana das Städtebild von Syrakus hineinsteigt ..."

Sie (begierig): „Und gibt es Gegenden, von denen Sie selbst mit mir nicht reden würden?"

Er (zieht die Brauen hoch): „O ja — ein paar glückselige Inseln schwimmen allerdings selbst vor Ihnen inkognito! in meiner Erinnerung ... irgendetwas muß man sich ja doch als geheimes Privateigentum reservieren — etwas, woran man denken kann, wenn man sich in einer Menschenwüste so recht gründlich langweilt ... wenn irgendwo zu viel Musik gemacht wird ... oder auch, wenn man schwaches Zahnweh hat — schwach genug, daß man es durch einen schönen Gedanken noch hinwegzuhypnotisieren vermag ... etwas Reines, Unbesprochenes, das niemals Konversationsthema gewesen ist, das noch den ganzen Flair jener Stunde hat, als man es der Flut entsteigen sah ..."

Sie (lebhaft): „Ah, ich kann mir schon denken — so etwas im Archipel — Sie haben ja auch einmal mit ausgebuddelt auf den ägäischen Inseln —“

Er (seufzend): „Immer können Sie auch nicht mit, gnädige Frau — Sie vergreifen sich manchmal tüchtig mit den Verben ...“

Sie (pikiert): „Aber man sagt doch nun einmal ‚buddeln‘?“

Er (langsam): „Ich sage: man sollte eigentlich nie etwas sagen! ... Es gibt ja schließlich auch Leute, die das durchführen, die gerade deshalb sogar in den Verdacht kommen, interessant zu sein — berühmte Leute, die irgendetwas erfunden, die sich in der Politik ausgezeichnet oder in irgendeiner Branche der Kunst hervorgetan haben. Diese Leute verstehen es oft, in Gesellschaften so inhaltsvoll zu schweigen, daß sich alle Nachbarn klein neben ihnen vorkommen —“

Sie: „Sie meinen Künstler? Die sind doch eigentlich immer interessant.“

Er: „Künstler bei Diners eigentlich nie! Ich bitte Sie, ihre Werke sind doch das Beste an ihnen! Wenigstens täte mir der Künstler leid, der interessanter wäre als seine Werke! Wenn mich ein Kunstwerk wirklich fesselt, so kommt mir niemals der Wunsch, einmal mit dem Schöpfer zusammen zu soupieren. Der Künstler, der in seinem Fach etwas taugt, ist meist so eng in seinem Horizont, daß über allgemeine Fragen überhaupt nicht mit ihm zu reden ist. Er ist eingeschworen auf sein Spezialgebiet. Jede Bemerkung eines Laien über eins seiner Werke betrachtet er als anmaßend oder

idiotisch — jedenfalls als höchst überflüssig. Er ist immer die Elite — der andre immer der vielzuviele. Halten Sie ein Tete-a-tete unter solchen Voraussetzungen für einen Genuß? Jene Künstlernaturen sind sehr selten, die außer ihrem Fach noch die tiefsten Geheimnisse des Seelenlebens oder die feinen Gebiete der Mathematik oder etwa das Reich der Naturwissenschaften beherrschen. Die Leonardo da Vincis sind dünn gesät über die Jahrhunderte! Nein, der relativ beste Partner für eine vernünftige Unterhaltung bei Tisch oder nach Tisch bleibt immer der gebildete Laie."

Sie (erstaunt): „Aber Fontane hat doch gerade festgestellt, daß der sogenannte ‚Gebildete' etwas Furchtbares ist!"

Er: „Er bleibt immer das kleinere Uebel. Furchtbar ist nur der Bildungssnob — und schließlich ist mir Snobismus auf intellektuellem Gebiet auch noch lieber als manche andre Abarten - Achtung vor Bildung ist doch immer schon etwas."

Sie: „Aber ich finde es komisch, daß Sie so gegen Künstler sind. ‚Künstler sind doch nun einmal die Trüffeln der Gesellschaft' —"

Er (lächelnd): „Gedankensplitter von Ludwig Fulda ... Sie sind so anerkennenswert belesen, meine Gnädige! Nein, Künstler sind nicht die Trüffeln! Ich will den Musiker ausnehmen, sobald er in Aktion ist — wohlverstanden erst von diesem Moment ab! Aber die eigentlichen Trüffeln in der Gesellschaftspastete, die das Ganze überhaupt erst erträglich und pikant machen, bleiben immer die Frauen! Die Frauen, wenn sie

schön sind und nebenher noch ein ganz klein wenig Geist besitzen ... oder meinetwegen auch die weniger schönen mit viel Geist — diese beiden Arten sind in meinen Augen gleichwertig. Die schönen Törichten lasse ich natürlich auch gelten, aber nur so, wie man geschickte Farbentöne oder schöne Vasen in der Einrichtung gelten läßt — aber unter dem Begriff der Trüffeln fallen diese nicht, wenigstens in meinen Augen nicht ... und natürlich interessieren mich alle Dinge nur von meinem point de vue aus ..."

Sie (melancholisch): „Schwer ergründlich, wie Sie sind, weiß man nun gar nicht, ob man von Ihnen als Vase oder Trüffel eingeschätzt wird?"

Er (höflich, obwohl er lügt): „Sie und Ihresgleichen — das sind die Trüffeln der Gesellschaft! ... Aber nicht jener blasse, contre coeur in einen Frack gezwängte junge Mann dort am Türpfosten, an dem im Moment nichts Auffälliges ist als der Name, den er trägt — ein Name, der sehr schnell aktuell und berühmt geworden ist, weil irgendwo in einem Kunstsalon eine Serie grauenvoll brutaler Bilder mit dieser Chiffre hängt ... nicht jener neurasthenische Dichter am Bücherregal, dessen Unterhaltung aus lauter unartikulierten Lauten besteht, und der von vornherein jeden verachtet, der nicht alle seine natürlich auf Büttenpapier gedruckten Verse gelesen hat ...

„Ja, weit eher als diese unausgiebigen Nummern kommt nach den Frauen noch der Leutnant in Betracht .. sobald er ein recht reüssiertes Exemplar seiner Gattung ist! Ich behaupte, daß trotz der allmählichen Entkleidung

von seinem einstigen Nimbus, den dieser Teil der Menschheit seit den Tagen des Veilchenfressers bis zu denen des Simplizissimus durchlaufen hat — der Leutnant, wenn er gut aussieht und mit Grazie den Hof macht, immer noch der erfreulichste Salontypus bleibt! Er zehrt gewissermaßen noch von dem Kapital, das die Herzenbrecher mehrerer Jahrzehnte aufgesammelt haben. Er hat von vornherein Prestige.

„Jedem weiblichen Wesen ist das Wohlgefallen am Leutnant gewissermaßen angeboren. Jede sieht ihn gern neben sich, denn er steht allen. Er tritt sozusagen immer als Ehrung auf, denn er repräsentiert immer die Armee — wenigstens weiß er diesen Umstand jedem jederzeit ins Bewußtsein zu bringen, während uns bei einem Professor, der still und unbeholfen ist, doch eigentlich niemals einfällt, daß er die Wissenschaft repräsentiert. Der Offizier ist mit seinem Stand weit verwachsener als jeder andre Berufssklave. Außerdem umschwebt ihn, und wenn er auch erst zwanzig ist, ein gewisses Etwas — eine Art von geheimnisvoller Warnung, daß diesem jungen Mann beileibe nicht zu nahe getreten werden darf, da er sich nichts, aber auch gar nichts gefallen lassen kann, daß er dir nötigenfalls gleich in die Flanke brechen und eine unabsehbare Kette von Weiterungen, Duellen, Ehrengerichten über dich heraufbeschwören wird. Dies Moment, von dem sich viele gar nicht genaue Rechenschaft geben, verstärkt seinen Nimbus und seinen Wert als Trüffel. Und wenn wir andern uns schon einmal ganz harmlos ein paar liebenswürdige Grobheiten sagen, ohne die Worte weiter zu wägen, so heißt

es hier wie vor gewissen Käfigen der zoologischen Gärten: ‚Dieses Tier darf nicht gereizt werden‘.“

Sie (voll Interesse): „Aber die Leutnants klagen jetzt doch so, daß das Leben für sie so viel schwerer geworden sei, daß man so viel Kompliziertes von ihren Seelenregungen verlange — denken Sie doch an all die Differenzierungen des Leutnantlebens!“

Er (lächelnd): „Ja, ja! Seit der Leutnant ‚denkend in seine Brust greift‘, ist das Dasein allerdings nicht mehr so leicht für ihn. Das Typische will er nicht mehr repräsentieren. Auch er will Individualität sein. Auf das Schnurrbartdrehen, das Näseln, das Schneidigsein à tout prix — auf all die Spezialitäten früherer Leutnantsgeschlechter verzichtet er. Auch er ist oftmals unverstanden ... Ich frage mich nur, woher es kommt, daß dem Leutnant diese Differenzierungen im Grunde nicht stehen? Der Leutnant, der ‚Sehnsüchte‘ hat, der mit Nietzsche kokettiert oder über Aeschylus nachdenkt, wirkt auf mich wie eine Linie mit falscher Kurve, wie ein schiefes Gleichnis. So sehr ich sonst für Kulturfortschritt bin, so ziehe ich doch immer den Leutnant vor, der tadellos Gavotte tanzt, der Wettrennpreise erreitet und sich in seinem Rock wohl fühlt. Der andre, der Unverstandene, versündigt sich in meinen Augen gegen die Uniform. Der Leutnant nach altem Schnitt, mit der alten obligaten Schneid, der das, was er nicht im Kopf hat, in den Beinen hat, wirkt in meinen Augen ästhetischer ...“

Sie: „Sie sind aber arrogant, den Geist nur für das Zivil in Anspruch zu nehmen!“

Er (seufzend): „Geist! Dieses grand mot! Wer hat ihn denn noch, den sogenannten? All dies dress people um uns herum doch gewiß nicht? Vielleicht daß einige wenige zitieren können: ‚Man besaß es doch einmal!‘ Aber es ist dann mit ihm wie mit verflüchtigtem Aether, mit stehen gebliebenen Schirmen ... Die großen Causeure und Causeusen sind ausgestorben! Wenn eine Frau heutzutage in den Ruf des Geistreichseins kommt, so ist der Begriff ‚Geist‘ meist mit dem Begriff der ‚Schnoddrigkeit‘ verwechselt. Der mitleidslose Witz steht hoch bei uns im Kurs — der Tageswitz, der sich an den Nächsten und an die unmittelbare Gegenwart klammert. Die Vergangenheit mit ihren tausend Möglichkeiten, hübsche Dinge über sie zu sagen, ist ja den meisten gleichgültig — und an Zukunft glauben sie nicht. Geist ist eine Substanz, die man sehr schwer durch einen Berliner Ausgehwinter bugsiert — diese Art des Mitmachens ertötet alles derartige. Vielleicht ißt man ihn sich auch fort — wer weiß?“

Sie (plötzlich wohlbekannten Boden unter den Füßen fühlend, aufgeregt): „Ja — ja — ich sage es auch immer: es ist ein Unsinn mit den vielen Gängen — und mit der ganzen Wichtigkeit, die man dem Essen beilegt ... diese Diners —“

Er (sanft unterbrechend, freundlich abwehrend): „O, wir wollen doch dies abgedroschene Thema nicht weiterdreschen, daß die Art Diners, zu denen wir alle Tage gehen, Blödsinn sind. Gegen Mißstände, die doch unausrottbar sind, gehe ich nicht gern an. Ich verpulvere nicht nutzlos meine Kraft für Utopien! Ich habe mich

nie der ‚Waffen nieder‘-Bewegung angeschlossen, und einem Verein zur Vereinfachung der heutigen Geselligkeit würde ich auch nie beitreten. Lassen Sie uns in Ruhe und ohne Skrupel unsre langen Diners herunteressen! Wir sind ja doch zur Langweile verdammt und haben keine andre Unterhaltung! Wenn ich meine Meinung über diese Doktorfrage genau präzisieren soll, so sage ich: viele Gänge, wenn die ‚Umwelt‘ langweilig ist — Butterbrot mit ‚Belag‘, wenn die Menschen sich verlohnen! ...

„Zum Beispiel möchte ich als Idealform der Geselligkeit jene Butterbrotabende bezeichnen, wie Schiller sie in Jena gab ... Thüringer Schwarzbrot und Donnerstags vermutlich nach der Landessitte frische Wurst darauf — Ziegenkäse mit Kümmel — Lichtenhainer dazu und sauren Wein, gewachsen auf den Jenenser Bergen ...

„Aber ein Schiller als Hausherr! Und jenes Etwas in der Luft liegend, das wir jetzt, nun es leider Gottes so weit hinter uns abgeschlossen liegt, den Geist der klassischen Perioden nennen. Unter den schmalen, aber hohen Fenstern des wackligen alten Hauses rauschten die alten Ulmen, Stores gab es damals noch nicht, und so zeichneten sich zuweilen die Gäste, die plaudernd ans Fenster traten, wie große Silhouetten hinter den Scheiben ab. Ja, die Qualität dieser Gäste, die Humboldts, die Schlegels! all die genialischen Menschenkinder, die entweder selbst Schaffende waren oder doch wenigstens angesteckt waren von dem Geist einer Zeit, die so viele Blüten trieb ... Und dazwischen jener ein-

zige, der doch immer wie ein geheimnisvoller Fremdling zwischen den andern stand, von dessen intimem Leben eigentlich niemand etwas Bestimmtes wußte ... Der es selbst zu jeder Zeit dunkel oder bewußt empfand, daß er für alle Zeiten dasei — nicht nur speziell für die Wende des neunzehnten Jahrhunderts ... er, der wie ein unbegreiflicher Magus zwischen den andern war und immer über ihnen ... Ja, und auf Schillers Schreibtisch lagen astrologische Werke ausgestreut, verstaubte Chroniken, große Manuskriptbogen, Jamben aus Wallenstein darauf, noch frisch von der Tinte ... und die Gespräche gingen über die großen Dichtungen hin, von denen wir heute noch zehren. Herrlichkeiten waren im Entstehen. Von den standard works, mit denen wir aufgezogen sind, sprach man wie über Premieren von gestern ...

„Sehen Sie: diese Geselligkeit wäre mir trotz Lichtenhainer sogar noch über die Feste der Sforza und Este gegangen — selbst über jene berühmten Fürstentafeln bei Ludwig dem Mohren, wo es Pistazieneis gab, seltsam aufgetürmtes, nach Zeichnungen von Leonardo da Vinci.

„Ich bitte, ad notam zu nehmen, daß ich nicht so materiell bin, lange Diners à tout prix den Butterbrotabenden vorzuziehen, sondern daß ich nur gewissermaßen aus dépit gern viel esse, wenn die geistigen Genüsse gering sind ..."

Sie: „Sie ziehen aber auch immer nur die Dinersgeselligkeit in Betracht — es gibt doch ..."

Er (ihr das Wort abschneidend, etwas irritiert, da er nicht gern immer „in die Runde" redet): „O ja! Es

gibt auch noch ‚saure Möpse‘ — ‚Kommißpekkos‘ und wie das alles lautet. Wie neben großen Strömen kleine Wasserarme noch das Land durchziehen, so gehen die alten Formen immer noch neben der Tagesmode einher —

„Es gibt noch zwanglose Abendessen, bei denen man unfehlbar immer Zander bekommt und dann einen zwischen Bratkartoffeln aufgebahrten Fasan, dem die Flügel wild gesträubt zu Berge stehen — wo jedesmal nach Tisch ein Assessor singt oder ein Stabsarzt, wo alte Damen in braunen, verschollenen Gewändern steif im Sofa sitzen und die Stirn runzeln, sobald der Text im Lied des Stabsarztes allzu leidenschaftlich wird — wo alte Herren scheinbar leblos an den Wänden lehnen, befrackte Karyatiden der Langweile ...

„Es gibt auch jetzt noch literarisch-ästhetische Butterbrotzirkel mit schöngeistigen Gesprächen — aber sie wirken wie Revenants, wie Wracks von untergegangenen Schiffen, wie künstlich gezogene Pflanzentriebe von eigentlich schon ausgestorbenen Sorten — Formen der Geselligkeit gibt es noch genug — nur die Form mit idealem Inhalt ist verloren gegangen.

„Ach, wir sind ja so blasiert! Wie lange dauert es, bis ein Mensch uns gefällt oder gar imponiert, bis eine Gesellschaft uns so viel Interesse ablockt, daß wir auf die Mühe des Anziehens, des Hinfahrens gekommen sind! Mir fällt, wenn ich so wie jetzt diese höflich lächelnden Dutzende vor uns betrachte, so oft jene junge Frau ein, die zu Borchardt ging, um ein Dinermenü zusammenzustellen, und die, nachdem einer der attachéhaften Jünglinge zwischen den grünen Säulen dieser be-

rühmten „Freßkirche" ihr alle Braten vom häufigsten bis zum seltensten vorgeschlagen hatte, tief enttäuscht fragte: ‚Gibt es denn nicht noch mehr Tiere?'

„Ach, ich kenne nun die ganze Menschenmenagerie hier, die blonden und die braunen, die sanft-blödsinnigen und die beinah gescheiten — und wenn ich sie so auf und nieder wogen sehe, so kommen sie mir ebensowenig apart vor wie die Braten, die man zu oft bekommen hat, und ich frage auch seufzend: ‚Gibt es nicht noch mehr Tiere?'"

Sie (ernstlich erzürnt): „Ach nein — Sie sind heute reichlich ... ich weiß ja aus Erfahrung, daß Ihr Pessimismus sich immer gegen Mitternacht steigert ... aber so im Bausch und Bogen alles zu bemäkeln —"

Er: „Bitte! Nicht alles ... ich nehme die jungen Mädchen aus."

Sie (erstaunt und erschreckt): „Wirklich?"

Er: „Ja, aber nicht die in Berlin geborenen — nicht die spreegetauften oder gar nicht getauften, die mit siebzehn Jahren schon genau so faisandiert wie ihre Mütter sind und deren Augen man es ansieht, daß sie über alle Dinge des Lebens bereits orientiert sind, daß sie sich niemals über etwas wundern werden ... dies brillant angezogene, sehr schlagfertige und im Grunde so traurige Geschlecht — nein, ich meine die junge Provinzgans, wie sie öfters in Berliner Salons auftaucht, von Verwandten eingeladen, von optimistischen Eltern auf den hiesigen Heiratsmarkt verschickt — ich meine jene rotbackigen Blondinen vom Land oder aus kleinen Nestern, deren Röcke himmelschreiend sitzen, deren Haare viel zu

straff und korrekt nach hinten gerissen sind — die aber noch jenes gewisse Erwartungsvoll-Gläubige im Blick haben, wie es junge Menschen, die noch an den Pforten des Lebens stehen, so überaus gut kleidet. Hinter uns, da rechts unter dem Cézanne, da sitzt so etwas Blondes, Naives, das mir schon bei Tisch auffiel und mich in der Ansicht bestärkte, daß in dieser Menschenmenagerie das Provinzhuhn (Pardon — ich habe doch vorhin auch hoffentlich nur von Huhn geredet?) das erfreulichste Exemplar ist."

Sie (mit der Lorgnette hinter sich sehend): „Die Kleine da, mit der der junge Referendar spricht? Ich bitte Sie — mitten zwischen all den Ansprüchen, die Sie machen, sind Sie mit einemmal so überaus anspruchslos? Es ist ja schon mehr Thumann. Können Sie Thumann noch sehen? Ich nicht." (Forciert freundlich): „Aber Sie sollen in Ihrem Johannistrieb nicht gestört werden — außerdem winkt mein Mann. Das Auto wird wohl dasein — es kann nicht warten — unser neuer Chauffeur ist so nervös ..."

Der Mann, ein kräftiges Viereck, äugt aus der Ferne mit jenem gewissen glanzlos stieren Blick, den der Automobilsport — aus Rache für alle Annehmlichkeiten, die er bietet — in die Augen der glücklichen Besitzer hineinbringt. Sie rauscht ihm langsam entgegen, während ihre Paillettenschleppe eine malerische knisternde Kurve hinter ihr herzieht ...

Er (sieht ihr aufmerksam nach): „Eine gutfallende Schleppe kann etwas auffallend Schönes sein ... aber die Hauptsache ist es nicht — "

Er lehnt sich in seinen Sessel zurück und hört in die Unterhaltung am Fenster, die durch das allgemeine Stimmengewirr deutlich zu ihm klingt. Ganz kurz, um sie nicht zu stören, sieht er zu dem Paar hin — gewahrt ein ganz junges, etwas leeres, fabelhaft frisches Gesicht und einen enorm langen, unaufhörlich seine „Scherbe“ handhabenden Tiergartenjüngling, der das „Mädchen aus der Fremde“ ironisch, aber nicht ohne Wohlgefallen betrachtet.

Er schließt halb die Augen und hört, mechanisch an seinem Siegelring drehend, zu ...

Der Referendar: „Winsen heißt der Ort? Lernt man ihn denn in der Geographie?“

Das Mädchen: „Ich weiß nicht, wie gründlich Ihr Unterricht war ... es liegt an der Luhe.“

Der Referendar: „Luhe? Von solch einem Wasser habe ich nie gehört!“

Das Mädchen (sehr ernsthaft): „Die Luhe ist ein hübscher kleiner Fluß mit malerischen Ufern — jedenfalls malerischer als die Spree mit ihren greulichen Aepfelkähnen. Ich bin überhaupt gar nicht sehr gern in Berlin. Aber Onkel lud mich so dringend ein. Und außerdem nehme ich einen Kochkursus bei der Fendius. Mama will es. In Winsen herrscht solcher Köchinnenmangel. Wenn eine was kann, will sie immer gleich nach Hamburg.“

Der Referendar: „Das ist allerdings mehr als tragisch ... aber was lernen Sie denn in den Kochstunden?“

Das Mädchen (eifrig): „Heut haben wir einen

Hammel im eignen Fett gebraten . . . es ist wirklich sehr interessant und fördernd."

Der Referendar (mißbilligend): „Warum hören Sie nicht lieber etwas Gutes im Viktorialyzeum?"

Das Mädchen: „Das habe ich mir auch schon vorgenommen — für später — falls ich mich nicht verheirate . . ." (Sie träumt beglückt vor sich hin.)

Pause.

Der Referendar (schnöde): „Gibt es viele Epouseurs in Winsen? Oder ist es mehr ein ‚Weiberdorf'?"

Das Mädchen (seinen Spott nicht merkend): „Wir haben sehr anregende Geselligkeit in Winsen. — Letzten Winter führten wir Körners ‚Gouvernante' auf, und dies Jahr veranstaltet die erste Gesellschaft ein Ueberbrettl."

Der Referendar (läßt vor Schreck die Scherbe fallen): „Ein Ueberbrettl? Jetzt noch?"

Das Mädchen: „Ja, es kommt alles etwas spät in die Provinz —"

Der Referendar: „Nächstes Jahr wird man dann wohl bei Ihnen wie die Duncan tanzen — und in zwei Jahren in ‚trance' geraten wie die Schlaftänzerin!?"

Das Mädchen (mit einer feinen Röte, die durch gekränkten Lokalpatriotismus veranlaßt ist und ihr so reizend steht, daß der Partner die Scherbe sofort wieder einklemmt): „Witze über kleine Städte machen ist sehr leicht — ich kann Sie versichern: die Geselligkeit bei uns ist einfach entzückend. Das sagt jeder. Alle kennen sich untereinander. Es geschieht sehr viel. Wir haben jetzt einen Gerichtsassessor da, der enorm viel für die Geselligkeit tut . . . Er arrangiert Kahnfahrten auf der Luhe

(sie lächelt in Erinnerung). Es ist ein junger Fritze — kennen Sie ihn vielleicht?"

Er (empört): „Wie sollte ich?"

Das Mädchen: „Weil er hier studiert hat ..."

Der Referendar: „Man kann doch nicht alle Studenten kennen!"

Das Mädchen: „Ich meinte nur ..."

Sie spielt mit dem Fächer. — Das Gespräch verstummt ...

Der im Lehnstuhl sieht nach der Uhr, erhebt sich, um sich französisch zu drücken, und geht dicht an den beiden vorbei, sie mit einem langen Blick streifend.

Für sich: „Die ganze Provinz liegt in solchen Augen ... so was sollte man heiraten ... nicht des Hammels wegen ... aber sonst ... nur tut man's nicht ..."

Das Mädchen (ihm nachschauend): „Wer ist eigentlich dieser Herr mit den merkwürdigen Augen?"

Der Referendar: „Das ist ein reicher Kunstbonze, der eine Sammlung besitzt und etwas über Goya geschrieben hat ..."

Sie (nachdenklich): „Goya? Das ist doch etwas, was man an Suppen tut?"

Der Referendar: „Das heißt doch wohl Soja ... damit arbeiten Sie wohl bei der Fendius?"

Er wendet sich ab.

Für sich: „Menschen, die nicht aus Berlin sind, sind aber auch oft von einem Idiotismus ...!!"

Ihn schaudert.

Im Auge des Provinzialen



erner Hagen, Sohn eines Amtsgerichtsrats aus Peine, Student im zweiten Semester. Flachsblonder Kopf mit runden Augen. Aeußerst harmloser Gesichtsausdruck. Sympathisch und naiv.

Er trägt einen braungrünen Sommerhavelock, der nach ländlichem Pferdemarkt aussieht, trotz der Januarkälte; nicht wegen schlechter Finanzlage, sondern einerseits aus lobenswertem Abhärtungsdrang, andrerseits aus angeborenem Ungeschmack.

Er hat jene Art von Statur, die übelwollende Menschen „knochenmager", freundlich gesinnte Menschen „überschlank" zu nennen pflegen.

Vom Korneliusufer kommend, biegt er in die Tiergartenstraße ein.

Das Diner, von dem er kommt, beschäftigt seine Gedanken so intensiv, daß er wie ein Nachtwandler die Straße entlang geht, über die von Zeit zu Zeit eine Equipage auf Gummirädern oder ein Automobil dahin saust.

Er ist zum erstenmal als Vollerwachsener in einem großstädtischen Milieu gewesen und „fühlt" sich entsprechend.

*

„Das ist doch wirklich zu reizend von Bergers, mich zu einem richtigen Diner einzuladen! Sie hatten's doch gar nicht nötig. Zu einem Roastbeef am Sonntag hätte auch genügt. Schließlich kennen Papa und er sich doch

nur flüchtig. Vor endlosen Jahren haben sie sich auf der Universität angefreundet und dann mal wieder auf dem Rigi zusammen Table d'hote gegessen. Und mehrere Jahre her ist das auch schon wieder. Und ich ging doch blos hin, um Grüße zu bringen. Und nun so! Nein, manche Menschen sind doch wirklich zu nett!

„Und was für ein phänomenales Essen es gab.

„Allein die Sauce zum Fisch! Wie sie die wohl so grün gekriegt hatten?

„Und dieser Bratengang, wo die Federn so eigentümlich drinsteckten, wie um Indianerköpfe. Was es nur für ein Tier war? Ich habe nie solchen Braten gesehn! Hammel, Rind, Huhn — na, das kennt man ja auch bei uns — aber dies!? Es gibt doch eine Masse Tiere!

„Und dann die Weine! Ich wußte gar nicht, was der Diener eigentlich von mir wollte, wie er mir den Namen zuflüsterte — ich dachte schon, etwas an meinem Frack säße nicht. Ueberhaupt der Frack! Wenn ich ihn mir bloß in Berlin hätte machen lassen dürfen — aber Mama meinte, das ginge nicht — damit stießen wir alle Schneider von Peine vor den Kopf.

„Und wie sie sich hier anziehen! Mir gegenüber saß einer — freilich auch vom Auswärtigen Amt. Worin es lag, weiß ich nicht, aber enorm schick war alles. Und Ringe hatte er fast die ganzen Finger voll, und zuweilen, wenn er aß (er aß aber sehr wenig — er sagte, er müsse heut abend noch soupieren), kam zuweilen ein Armband zum Vorschein, eine Kette mit Brillanten. Und sein Schnurrbart war so sonderbar, gar nicht aufwärtsgebogen, sondern geradeweg und dann abgekuppt.

Er sagte, ‚das sei jetzt tipp-topp — die Habylinie sei überwunden, wie bereits auch die van der Veldelinie als überwunden zu betrachten sei. Die letztere mache schwindlig —‘ und er lächelte und steckte eine Hand in die Westentasche und lehnte sich ganz müde zurück. Er sah enorm vornehm aus.

„Und Bergers waren so nett. Beide redeten sie mit mir, und daß ich meine Kaffeetasse entzweimachte, ignorierten sie. Es schien ihnen gänzlich piepe. Leider passierte mir noch was — ich setzte mich in einen Zylinder. Zum Glück sah's niemand — ich ging auch schleunigst ins Nebenzimmer, um mein Alibi beweisen zu können, falls Unannehmlichkeiten kämen — aber auch das ging gut.

„Ich hätte gern gewußt, wie die andern mich fanden? Einige lächelten mich freundlich an — es ist bloß so dumm, daß ich immer rot werde — wenn ich doch nur die Sicherheit von dem mit den Ringen hätte! Das Gefühl muß herrlich sein.

„Ein paar berühmte Gelehrte waren da. Ich sollte Papa die Namen schreiben, sagte Herr von Berger. Professor Riesstahl kannte ich schon aus Bildern — im Wesen war er still und unfreundlich. Ein abgegangener Minister führte die Hausfrau. Er schien sehr mißvergnügt. Ich denke es mir auch gräßlich, abzugehen!

„Das Wunderbarste waren aber die Desserts und die Schnäpse. Ich mußte an Tante Amalie denken, wie sie mir immer Likör verbot — wenn sie gesehen hätte, wie ich gleich zwei hinuntergoß. Und das alles gratis. Es ist doch wie ein Traum!

„Angenehm, daß ich keine Dame hatte -- es würde

mich vermutlich im Essen sehr gestört haben. Mein Nachbar, ein Leutnant, auf Turnanstalt kommandiert, meinte das auch. Tischdamen wären nur nett, wo schlecht gekocht würde. Bei Gesellschaften mit Büffets engagierte er nie eine, erzählte er — denn bei Büffets wollten sie immer allerhand, was es gar nicht gebe — und das nehme so viel Zeit — man wolle doch auch leben. Das sei berechtigter Egoismus, den er vom unberechtigten haarscharf unterscheide. Er erzählte viel von den Familien, wo er verkehrt. Wenn er eine loben wollte, sagte er immer: ‚Da wird reichlich gereicht.' Er steht in Rastenburg; ‚das habe ihn ausgehungert,' sagte er. Seine große Offenheit hatte etwas Sympathisches.

„Es war schön bei Bergers — und doch bin ich froh, daß es vorbei ist. Wenn ich nur wüßte, wo ich unter fremden Menschen mit meinen Armen hin soll! Sie werden dann plötzlich immer wie fremde Gegenstände — und warum hat der Mensch so viel Finger? — wenn ich die Hände möglichst zwanglos und gefällig übereinanderlegen will, wie Tante Amalie immer riet, gibt es solch ein Knäuel. Zehn Finger sind für Anfänger auf dem Parkett entschieden zu viel.

„Eine Dame lächelte immer, wenn sie mich ansah. Sie hatte ein schwarzglänzendes Kleid. ‚Pailletten' nannte der Leutnant das, und wenn sie sich bewegte, schillerte sie wie eine Schlange.

„‚Alle Weiber sind Schlangen,' sagte der Leutnant. Er sagte niemals Damen — er sagte immer Weiber. Und so von oben herab. Er haßt sie alle — er hätte zu böse Erfahrungen mit ihnen gemacht.

„Ob die Rastenburgerinnen besonders schlimm sind?

„Er gehe abends oft zu Pschorr — dort könnte ich ihn treffen. Ob ich's tue? Vielleicht erzählt er mir noch, warum er sie verachtet? Er schien sehr mitteilsam — ich hätte nur anticken brauchen — aber ich fürchtete, der vom Auswärtigen Amt könne es hören und ein ironisches Gesicht dazu machen.

„Ironie ist immer so ungemütlich.

„Ich kann noch nicht nach Hause — irgendwie muß ich diesen seltsamen Abend noch beschließen! Eigentlich bin ich hungrig. Gerade das beste Diner macht hinterher hungrig, sagte Papa immer. Ob ich noch in ein vegetarisches Restaurant gehe und Flammeri esse? vielleicht gibt's noch Kartoffelpuffer — am liebsten wäre mir Erbsensuppe mit Schweinsöhrchen — aber wo?"

Er bleibt an der Ecke der Bellevuestraße stehen, sieht unschlüssig zum Potsdamerplatz — dann nach links, wo im weißlichen Glanz der elektrischen Lampen die Doppellinie marmorner Gestalten der Siegessäule zuläuft.

Von den obligaten zwei Seelen, die alle Menschen — auch die aus Peine — in der Brust tragen, regt sich jene, die in „höhere Gefilde" strebt.

„Ich sollte nicht so materiell sein. Mama sagt immer, interessante Erlebnisse soll man geistig auskosten. Ich weiß was — ich will den Abend mit einem Kunstgenuß schließen — ich gehe mal die Siegesallee herunter..."

Schnell entschlossen biegt er nach links.

Die Silhouette des Sommerhavelocks zeichnet sich scharf ab von dem milchigen Glanz des Lichts und des Marmors...

Der Fisch auf dem Sande

Professor Riesstahl. Historiker.

Blasse, versonnene Züge.

Er sitzt vor seinem Schreibtisch, den Kopf in beide Hände gestützt. Ein schwarzseidenes Halstuch — Mode aus der Mitte des letzten Jahrhunderts — hängt über seinem Frackkragen.

Ringsum ein Chaos von Büchern und vollgeschriebenen Manuskriptblättern, eine Atmosphäre eisernen Fleißes, ernstester Arbeit.

Altmodische Möbel, „Urväter Hausrat" — einige „wilde" Handarbeiten auf Tisch und Sofa — kahle Wände, nur zwischen den Fenstern ein paar kleine Bilder mit demolierten Rahmen, süddeutsche Städteansichten, schauderhaft gemalt, aber rührend, sogar ein paar Daguerrotypps — kleine Erinnerungen von großem Affektionswert. Nirgends eine Spur des zwanzigsten Jahrhunderts.

Er ist sehr müde, wie nach einer schweren, ungewöhnlichen Anstrengung.

„Wie sie mir das antun konnten! So gute, alte Freunde... und mich gerade in das hellste Licht ihres Kronleuchters hineinzupflanzen — in diesen bestialischen Glühlichtglanz — mich, der die Dämmerung so liebt und die Stille...

„Und die Tischdame, die mich keinen Moment in Ruhe ließ, der ich wie ein Beutestück ausgeliefert war,

wie eine Geisel — nein, wie ein Stoff! Denn eine Schriftstellerin war's — natürlich! Sie schreiben ja alle, die so als single women die Berliner Diners abgrasen. Und verwenden wird sie mich — gewiß, denn ein Historiker ist ihr noch nicht zwischen die Finger gekommen — sie hat den ganzen Winter nur in Symbolistenkreisen verkehrt — da treibt sich so was Ernsthaftes, wie ich bin, nicht herum. Hübsch war sie, frisiert wie die Diana von Versailles — das nahm mich ein für sie — aber diese entsetzliche Autorenneugier! Direkt in die intimsten Seelengeheimnisse tappen ihre Fragen: ‚Finden Sie es schade, daß die antike Welt dem Christentum Platz machte?' oder schlimmer noch — ‚Ach Herr Professor, warum haben Sie sich eigentlich nicht verheiratet?' Oder folgende Gewissensfrage: ‚Glauben Sie an Freundschaft zwischen Männern und Frauen?'

„Und dann sah man ihr ordentlich an, wie sie meine Antworten gleichsam zu Protokoll nahm, wie sie im Handumdrehen eine ganz oberflächliche Charakteristik fertig hatte — und jetzt sitzt sie vielleicht schon bei Kerzenlicht in ihrer Damenpension (denn sie schreibt nur bei Kerzenlicht — banale Lampen fallen ihr auf die Phantasie) — jetzt sitzt sie vielleicht schon und wühlt mit ihren blassen Fingern in ihrem blonden Haarknoten, dem besten an ihr, und schreibt über mich und schiebt mich unbarmherzig in ihren halbfertigen Roman — wenn ich Glück habe als Episodenfigur — wenn ich Unglück haben soll, schreibt sie vielleicht einen ganzen Band über mich — ich als Held, als interessant verdrossener Geschichtsprofessor, der ‚unter der Erde' arbeitet — denn: ‚Was ist Ihre

Spezialität?' ging es gleich an. — ,Ach, Katakomben, wie spannend! Wie angenehm gruselig! Hatten Sie denn nie Angst, wenn sie da an den alten Gräberwänden kratzten und buddelten, es könne Ihnen mal solch ein Märtyrer erscheinen? ,Unter der Erde' — konnten Sie es denn physisch überhaupt aushalten? Oder nahmen Sie ordentlich Frühstück mit?'

„Seltsames Gemisch in solch einem Weiberkopf! Intelligenz, Interessen, ein Talent, sich die Sachen plastisch vorzustellen — und dann mitten hinein solch ein Schuß Trivialität.

„Ich habe nur im Lapidarstil geantwortet, kurz wie Gräberinschriften sind — und dazwischen habe ich mich fortgeträumt, gewaltsam, während die Seidenkleider knisterten und die Kellner wie gehetzte Wandervögel den Tisch umsausten; und meine Sehnsucht nach Einsamkeit wurde riesengroß — und mein Blick begegnete dem des Hausherrn. Halb sah er mich mißbilligend an, halb mit schlechtem Gewissen — denn er weiß es ja — er kennt mich doch! Menschen im Plural sind mir ein Greuel — wie oft habe ich's ihm gesagt, damals in Heidelberg, wenn er mich einfangen wollte zu seinen abendlichen ,Möpsen' — und immer habe ich mich gedrückt — und nun überrumpelt er mich so — und tut mir das an!

„Ich messe ihn kühl und feindlich. Er trinkt mir zu — ich sehe ihn finster an. Ich bin unliebenswürdig — Teufel auch! das bin ich ja immer gewesen! Warum zwingt man mich denn in Gesellschaft?

„Und dunkel feierlich steigt es in mir auf, während

ich die Augen auf die blassen Orchideen senke, die wie stille Poesie in all dem Lärmen schwanken. Wo ist deine Heimat, Mensch? Ja, dort unten, weit, weit hinter den Bergen, südlich, immer südlicher, in latinischer Erde — es ragen drei Zypressen trauerschwarz und böcklinisch stolz in die zitternde Morgenluft — dort geht's hinab beim bleichen Licht der Kerzen — heiliges Dunkel, das kein frecher Blick einer schonungslos enthüllenden Sonne trifft, wo sie unter der Erde, unter dem Tag den ungestörten Jahrhundertschlummer schlafen, die frommen Seelen der Legenden, wo die blassen Fresken wie schwankende Traumbilder über den feuchten Steinen schweben, wie aufgeschnellt vom hin- und herflackernden Licht in meiner Hand.

„Großes Fußgescharre. Man steht auf. Ich muß ihr meinen Arm bieten. Komm her, literarischer Vampir! Sie neckt mich noch mit meiner Zerstreutheit, fragt mich, ob ich etwa damenscheu sei?

„Nein, meine Dame, nur Ihr Genre paßt mir nicht — ich liebe altchristliche Märtyrerinnen, ich liebe heilige Cäcilien, am Kreuz gestorbene Römerinnen — allenfalls aus späterer Zeit noch die Jungfrau von Orleans — aber Jungfrauen von der Feder — nein!

„Ich retiriere in eine Zimmerecke. Die Hausfrau kommt auf mich zu — ‚Liebster Professor, ich hoffe, Sie haben sich wohlgefühlt bei Tisch — ich weiß ja, Sie sind mehr für kleine Mittage à trois, wie damals in Heidelberg — aber … in unserm Kreis ist ein solcher Mangel an Junggesellen — und dabei, denken Sie, mehr als zwanzig einzelne Damen —‘

„Und sie entweicht und versichert einer lila Generalswitwe, daß es sie ganz glücklich machen würde, wenn sie ihre drei Töchter ihr zuführen wollte.

„Und ich stehe da mit meiner Katakombensehnsucht! Ich gerate zwischen zwei Kollegen. Sie reden Politik. Sie beraten, was wohl des Kanzlers eigentliche Meinung sei? sie tuscheln einander zu, über mich weg, von Zoll und Kanal. Was gehen mich Zölle und Kanäle an? Ich liege zwischen ihnen in einen Sessel gedrückt, reglos starr, wie die Mumie in einem ägyptischen Königsgrab.

„Ich sehe blinzelnd das Zimmer wie im Traum. Die Lohndiener huschen wie Fledermäuse ab und zu. Als moderne Danaiden schöpfen sie immer aufs neue Selterswasser und Bier in die Gläser. Bin ich schon so weit auf der Leiter des Stumpfsinns, daß ich über Lohndiener grüble?

„Neben dem Bücherschrank hängt ein Bild von Heidelberg — wie eine Oase.

„Ach ja, der Neckar! Es ist auch etwas um die deutschen Ströme. Wie er so grün die schönen Linien zog, und wie das Schloß so rubinenrot im Abendgold glühte und wie oft wir da saßen à trois.

„Und nun tun sie mir das an! Und zum Schluß sahen sie auch noch pikiert aus — ich glaube, meine Tischdame hatte mich denunziert...

„Ich kann nicht arbeiten — es hat mich seelisch ganz heruntergebracht — ich müßte Goethe lesen oder Aeschylus — irgendein Seelenbad nehmen, in irgendeine klare Flut tauchen. —

„Ah, da bist du ja! (ergreift einen Band vom Regal) ja hier, die Aussicht vom Janiculus! Ah, das tut gut! (er faltet die Bogen auseinander).

„Ja, das ist Rom. Die Aqua Paola rauscht, und aus der Ferne läuten die Glocken von Trastevere — wie süßer Duft der Narzissen wehen sie mir entgegen, die heiligen Stimmen der schlanken Kampanile! — die Töne lullen mich ein wie in holde Selbsthypnose, und die Gesellschaftsfurien, die mir eben noch meinen Abendfrieden nahmen, schlagen die ‚ehernen Tore fernab donnernd zu‘.

„Ich bin gerettet an ein beseligendes Gestade.

„Die Pforte des Doriagartens öffnet sich. Die deutschen Mönche in ihren scharlachroten Gewändern ziehen dahin. Schatten der Zypressen wirft das Abendlicht blau und groß über den Rasen. Und ich ziehe mit... ‚Hinab nach Rom — hinab nach Rom! Hin nach den sieben Hügeln. — Zur Wunderstadt am Tiberstrom. Dahin auf Schwalbenflügeln!“

Femme incomprise


itternacht über Berlin W.

Beckers kommen aus einer Gesellschaft bei Kollegen, sind schweigend die Tauenzienstraße heruntergegangen und biegen schweigend in die Marburger ein.

Sein Schritt hallt laut und unregelmäßig auf dem Pflaster — der ihre leicht, wie gefedert.

Geheimrat Becker (Patentamt, untersetzt, mit hübschen, weichlichen Zügen, kleinlich und gutmütig, bricht mit einem gewissen Effort das Schweigen): „Nein, was sind es doch alles für prächtige Menschen!“

Geheimrätin Becker (schlanke, sezessionistische Figur, blond, blaß, mit großen, sehnsüchtigen Augen unter dem weißen Spitzentuch, dessen Enden malerisch über den langen Abendmantel fallen — wie aus einem Traum geschreckt): „Wen meinst du?“

Er: „Aber Thildchen! Doch natürlich Hempels! und der ganze liebe Kreis, mit dem wir eben zusammen waren —“

Sie (mit starkem Seufzer): „Ich fand Hempels unaushaltbar wie immer und den ganzen Kreis so niederziehend wie nur möglich! Menschen, die mir auf den Nerven kratzten wie Bleistifte auf Schiefertafeln.“

Er (milde): „Willst du denn nie begreifen, wo eigentlich der wahre Wert des Menschen liegt: doch in der Güte, im Gutsein, in der Anständigkeit der Gesinnung — und gut und anständig sind sie ...“

Sie (gereizt): „Gut — jawohl ... Bösewichte sind's natürlich nicht. Umgebracht hat noch keiner von ihnen einen andern — und wenn Hempels morgen ihr Silber zählen — oder übermorgen, denn bei solchen Leuten geht das Aufräumen immer sehr langsam —, wird gewiß kein Löffel fehlen und keine Gabel zur Erinnerung an den schönen Abend von einem dankbaren Gast mitgenommen sein. — Sie sind natürlich sämtlich unbestraft — wenn du das unter ‚Gutsein' verstehst ... mir kommen sie immer vor wie jene Sorte, von der es heißt: Wenn ihrer zwölf beisammen sind, machen sie ein Dutzend, und wenn jemand sie angreift, rufen sie nach der Polizei ..."

Er: „Wie du ungerecht bist! Hempels taten, was sie konnten ... es harmonierte alles so gut ... das Kollegiale kam so zur Geltung, und wer nicht Kollege war, wirkte anregend durch andre Interessen ..."

Sie: „Du willst wohl sogar die Gruppe Glutmeyer verteidigen? Ich fand die Zumutung für die andern Gäste doch reichlich stark. Die Leute waren ja wie die Wilden ..."

Er: „Ach, das sind Reisebekannte — auf Reisen fällt man ja leicht mit seinen Beziehungen herein. In freier Luft macht sich alles vorteilhafter, und man ist da weniger kritisch."

Sie (spöttisch): „Na, Glutmeyers auf Reisen mit Lodenröcken und Nagelschuhen — und dann Gletscherhintergrund. — Hempels kennen sie ja wohl von Wengen — nun, mir hätte diese Staffage jedenfalls jede Landschaft verpfuscht ... die Frau in ihrer trivialen Geschwätzigkeit ..."

Er (belehrend): „Es ist eine famose Frau. Sie hat sieben Kinder! Denke dir: sieben —!“

Sie: „Eine Art Niobe also ...“

Er: „Vier davon sind im Zoologischen abonniert, und da sie ihrem Kindermädchen nicht traut, sitzt sie täglich selbst drei geschlagene Stunden im Zoo — sie ist eine vorzügliche Mutter ... sie ist nicht elegant — nein — aber gut ...“

Sie (lebhaft): „Hältst du den Hempelschen Neffen, den Architekten, auch für gut?“

Er: „Nein, den nicht! Hempels tun mir sehr leid mit dem. Solch ein Windhund — er ist das ‚Skelett im Haus‘ für Hempels ...“

Sie: „Ein recht hübsches, blühendes Skelett (sie wirft den Kopf zurück), das war der einzige aus dem ganzen Menschensalat, der mir gefiel.“

Er schließt ein Haus in der Augsburgerstraße nahe der Gasanstalt auf.

Sie schaut in die Nacht hinaus.

„Wahrhaftig! Wenn man blinzelt, könnte man das runde Ding für das Kolosseum nehmen. Wie die Wolken drüber hinjagen! Und die schlanke Mondsichel. Ach Gott — aber es ist ja doch nur Berlin W. mit den so phantasielos zusammengestoppelten Straßennamen — Augsburger — Nürnberger — Bamberger — so stumpfsinnig — und die Häuser wie große plumpe Kommoden — und eins der obersten Fächer dieser Kommode — ich —“

Sie treten ein. Er nimmt die kleine blakende Lampe von der untersten Treppenstufe.

Er: „Laß nur — ich nehme den Krüsel schon . . .“

Sie (schmerzhaft): „Bitte! Verschone mich doch mit dem Wort Krüsel — ich habe dich schon mehrfach gebeten — das Wort riecht so absolut nach nordwestdeutschem Kleinstadtkram —“

Er (geduldig): „Und wenn auch . . . das ist ja gerade für mich das Hübsche daran, daß es so heimatlich klingt. Der Krüsel — bei uns stand er immer auf dem Vorplatz, immer auf demselben Ecktisch, und niemand durfte ihn von da wegnehmen, damit sich die ganze Familie abends nach seinem Schein orientieren konnte — denn die Korridore sind immer so dunkel in den alten niedersächsischen Giebelhäusern.“

Sie (im Aufwärtssteigen): „Mich würde es nun aber gerade gelockt haben, ihn wegzunehmen — gerade weil er immer am selben Platz stand . . .“

Er (begütigend): „Die Hempelsche Gesellschaft ist dir aber sehr auf die Laune gefallen —“

Sie: „Möglich — aber auch sonst würde ich mich wohl nicht zu deiner Krüselsentimentalität haben aufschwingen können —“

Er öffnet die Wohnung III rechts.

Er (ablenkend): „Gruhles lassen ihren Herbert auch dreiviertel Jahr auf dem Rücken liegen — es soll so gut für die Ganglien und das Gehirn sein.“

Sie: „So . . . da möchte ich annehmen, daß sämtliche Glutmeyers zu kurze Zeit auf dem Rücken gelegen haben — ihre Gehirntätigkeit schien mir nicht recht zu funktionieren.“

Er: „Liebste Mathilde — ich bin ein geduldiger

Mensch — ich habe immer viel Geduld mit deinen Sarkasmen gehabt — auf einem Gebiet verstehe ich aber keinen Spaß; ich habe einen starken kollegialen Sinn. Hempels sind meine Kollegen — ich wünsche, daß mit Achtung von Hempels und Hempels Freunden geredet wird — les amis de mes amis... du weißt schon... im übrigen nichts für ungut. Du willst wohl noch etwas lesen. Ich will den Kindern schon die Flaschen geben. So, da hast du deine Lampe — den verunglimpften Krüsel nehme ich mit nach hinten..."

Er verschwindet im „Berliner Zimmer".

Sie öffnet die Tür zur Vorderstube. Der Schein der gelbverhangenen Lampe fällt auf helle Wände mit Klingerschen Radierungen und Gipsabgüssen, die lange scharfe, geisterhafte Schatten werfen. Nebenher das Herrenzimmer — banal eingerichtet mit vielen Hochzeitsgeschenken, „Beleidigungen in cuivre poli und Biskuit" nach dem Urteil der Hausfrau — ein Gegensatz der Einrichtungen, den die Köchin folgendermaßen präzisiert hat: „Beim Herrn 'n Kanarienvogel — bei ihr alles antik." —

Sie zieht die Portiere zum Herrenzimmer zu und sinkt auf das weiße Fell der Chaiselongue.

„Eigentlich bin ich scheußlich, aber das kommt davon! Warum ist er auch so grenzenlos gutmütig! Solche Eigenschaften in Uebertreibung sind fast schlimmer als regelrechte Laster."

Sie sieht sich um.

„Gottlob, daß ich wieder bei mir bin!" (Sie tritt

vor den Spiegel, dessen venezianisches Glas im seitlichen Lampenlicht wie Opal erzittert.) „Ja, er hat recht — ich sehe stilvoll aus — nicht eigentlich schön, und was das Blühende betrifft, da ist mir der Hempelsche Backfisch über — aber stilvoll — nur, daß wenige Menschen Blick dafür haben — und dann, wie sagte er doch vom Glanz des Tempeltors —

— ‚und in der Muschel deines Ohrs
Hörst du azurne Wogen rauschen.'

„Das ist von Keller. Ich weiß. Er tat, als improvisierte er. Gleichviel — hübsch zitieren ist auch ein Talent.

„Ein Windhund? Nun ja, wie soll er sich in den Hempelschen Pupillen auch anders malen. Aber ist nicht der Windhund das graziöseste, das schlankfüßigste, das stilvollste aller Tiere? Wie sagt Annunzio? Mit grauer Seide überzogene Nervenbündel. Es ist fast Schmeichelei, Windhund genannt zu werden.

„Er war zwei Jahre bei den Ausgrabungen in Babylon — er hat die alten Stadtmauern wieder ins Licht steigen sehen aus dem obligaten ‚Schutt der Jahrtausende'. Im Schatten der Tamarisken — oder was wächst da am Euphrat? — hat er sommerlang die weltgeschichtlichen Träume geträumt, die an jenen Stätten in der Luft liegen — ‚die Erinnerung an die Alten kommt mit Rosendüften über einen Gräberhügel' — auch das war Zitat — er ahnte nicht, wie belesene Geheimrätinnen es in Berlin W. gibt. Und ich beschämte ihn nicht. — Dem jungen Pfau standen auch die fremden Federn gut zu Gesicht. Und von dem Königspalast sprach er

mit der berühmten Saalwand, an der die Buchstaben von Feuer standen: Mene, mene tekel ... und von Semiramis — er schien sich heftig in Semiramis verliebt zu haben während seiner Sommerträume unter den Tamarisken. Sie sind eigentlich das einzig Wahre, solche platonische historische Lieben rückwärts — so liebte ich einst den großen Alexander und später Teja, diese Spezialität in Schwermut — aber weder Alexander noch Teja legten ein Veto ein, als dann Geheimrat Becker kam — noch dazu Willy mit Vornamen — und mich heiratete — sie sind nicht sehr ritterlich, diese geschichtlichen Liebhaber ..."

Geheimrat Becker steckt den Kopf durch die Tür.

„Ahnst du, wo die Swamboys liegen? Rieke plättete doch heut. Ich habe Kleinchen eben frisch eingewickelt, aber Willychen schreit so — und ich kann die Swamboys nicht finden."

Sie (resigniert): „Frag doch Rieken."

Er: „Gott — Rieke schläft so fest — das junge Ding hat auch so viel zu rennen tagüber — ich hab' nicht das Herz, sie zu wecken. Das ist ein Lärm hinten. Rieke schnarcht, Kleinchen quarrt — Willychen schreit."

Sie schweigt und sieht zur Zimmerdecke, fest entschlossen, die Swamboys nicht zu suchen. „Man muß Kinder schreien lassen — damit gewöhnt man's ihnen am ersten ab."

Er: „Na hör mal, liebstes Thildchen — wenn du vorhin so über die Glutmeyer gescholten hast — eine passioniertere Mutter als du ist sie jedenfalls. Sie sitzt täglich —"

Sie (ungeduldig unterbrechend): „Vier Stunden im Zoo mit sämtlichen kleinen Glutmeyers — ich weiß —“

Er schließt seufzend die Tür. Sie zündet sich eine Zigarette an. „Wenn ich mir nicht mit aller Gewalt eine stille Nachtstunde für mich reserviere, gehe ich an der Banalität des Lebens zugrunde — die muß ich haben wie die Melusine ihren freien Tag . . .

„Wie komm' ich zu so viel Empfindsamkeit?

„Ich weiß es, heutzutage sind immer die Großväter an allem schuld. Meiner auch. Er war Archäologe. Er wollte Ausgrabungen machen in einer Zeit, als noch kein Staat Mittel für so was bewilligte — und während er täglich in Göttingen an der Leine junge Hannoveraner über altgriechische Angelegenheiten belehrte, schwang sich nächstens sein Geist über die Grenzen des damaligen Königreichs, hinaus aus dem Bannkreis des Welfenrosses, über Meer und Berge in die klassischen Länder. Seine Phantasie schwebte über die Stätten von Mykene und Troja — er war ein zu früh geborener Hu- oder Schliemann. Und davon liegt sie mir nun im Blut, diese vage Sehnsucht! Ach, wäre er doch wie mein Vater Landarzt gewesen — dann hätte ich vielleicht auch Interesse für Milchsorten und Kinderstube.

„Und es ist so sinnlos. Ich komme ja doch nie dahin. Wir reisen ja ewig nur nach Hahnenklee und Borkum. Und ich hasse alle Orte mit häßlichen Namen. Wie anders klingt: Pergamon!

„Na ja . . .

„Der Hempelsche Neffe ist jetzt jeden Morgen im Pergamonmuseum von zehn bis zwölf — unumstößlich

gewiß. Er studiert die Reliefs. Er bot mir an, mich zu führen ...

„Es war niemand in der ganzen Gesellschaft, mit dem man von Pergamon hätte reden können — außer ihm! Und dabei waren es vierundzwanzig Menschen, Menschen von Berlin, die doch an den Quellen sitzen, wenn sie nur Sinn für Quellen hätten! Aber nur über ihren Akten sitzen sie, zu etwas anderm haben sie keine Zeit. Sie beackern das eine kleine Feld, und das weite, große, herrliche Gefilde von Schönheit und Kunst, das ignorieren sie glatt. Und sie halten sich für Gebildete und sind doch eigentlich Barbaren, und ihre Frauen lassen sie schwatzen von den nächsten Elektrischen, mit denen sie in die Stadt fahren, und von großen Restkäufen bei Wertheim und den großen Bemogelungen ihrer Schneiderinnen, und sie lächeln noch dazu und lieben solche Frauen — und vor mir haben sie ein unbestimmtes Grauen, undefinierbar wie Gretchen vor Mephisto.

„Nur er nicht. Er sah sich humoristisch lächelnd bei Tisch um und sagte: ‚Da hat nun Goethe gepredigt: „Jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei's!“ Es sind ja meine teuern Anverwandten, Onkel und Tante Hempel — aber unter diese griechische Rubrik fallen sie nicht — das weiß der Himmel.‘

„Und dann sah er mich an. ‚Sie aber hätten verdient zur Zeit des Perikles zu leben — und ich hätte Alkibiades sein müssen — und in weißen faltigen Gewändern wären wir mittags auf der Agora spazieren gegangen und hätten gesprochen von der letzten Premiere

des Sophokles und den neuesten politischen Friktionen mit Sparta!'

„Und gegenüber sagte jemand zu seiner Dame: ‚Letztes Jahr hieß es immer: waren Sie schon bei Tietz? Dies Jahr muß man fragen: waren Sie schon im Pergamonmuseum? Uebrigens wollte ich letzten Sonntag wirklich hin, hatte gerad' eine Stunde frei, schwankte lange, ob ich zu Kempinski oder Pergamon sollte —? und schließlich siegte Kempinski — eine lebendige Auster ist mir schließlich lieber wie ein versteinerter Grieche.'

„Und wie die Nachbarinnen lachten über diesen erhabenen Witz, und der Architekt und ich sahen uns an, und es war wie eine Art Freimaurerei zwischen uns begründet.

„Ob mir der Altar wohl besser gefallen wird, wenn ich ihn statt mit Willy mit ihm betrachte?

„Damals, es regnete so niederträchtig, wie elende Güterschuppen sah das aus, was Willy die ‚Zuwegung' zu nennen pflegt. Mir sah es aus, als habe man ein großes Stück Kunstgeschichte erbarmungslos in einen zu engen Glaskasten gezwängt, und Willy machte die Betrachtung, die er immer, wenn ich ihn mit Skulpturen konfrontiere, macht: ‚Meine Lieblingsbildhauer sind und bleiben nun einmal Canova und Eberlein.' Und durch die schnurgeraden Bindfadenlinien des Regens sah man draußen die Stadtbahn vorüberprusten, statt ‚azurner Wogen' zog die Spree unter dem Tempel hin, und die Menschen, die den Riesentorso umwanderten, wie unähnlich waren sie dem Schönheitsideal jener alten Welt. Mir wurde so traurig zumute — ihr armen Götter und

Giganten, dachte ich — euch wäre wohler, ihr läget noch unentdeckt in kleinasiatischer Erde. ‚Willst du nun ein Beefsteak bei Niquet oder direkt mit der Elektrischen zu Haus?‘ fragte der fürsorgliche Willy. Ich dankte für Niquet, entschied mich für die Elektrische, in der ich wenigstens beinah' allein war mit meiner Melancholie.

„Und nun der Architekt; wie er so vorwurfsvoll sagte: ‚Ja, wer sich nicht zu erheben versteht über sein kleines Ich! Was schert mich Stadtbahn, Zirkus Busch und Spree und das niedere Dach, an das die Säulen stoßen? Meine Phantasie schiebt einfach das Dach beiseite und befiehlt blauen Himmel, und da ist er schon, wie leuchtende Seide spannt er sich um das königliche Pergamon, und die Treppenstufen, die so grausam durchschnitten sind, wachsen vor meinen Augen zusammen, und über sie hin mit betend erhobenen Händen schreiten schöne Menschen dem Opfergewölk entgegen, das da oben aus dem Dreifuß dampfet, wo die vergoldeten Statuen stehen und die erbeuteten Waffen zwischen den Säulen hängen.

„‚Und wenn ich dies Bild in Gedanken ausgenossen habe, dann freue ich mich des Kontrastes, den dies Hereinragen einer vergangenen Kultur in spätere Zeiten mit sich bringt. Und gerade in diesem Kontrast zeigt sich am klarsten die Unvergänglichkeit des griechischen Mythus, seine unsterbliche Schönheit. Völker sind gekommen und geschwunden, Künstler haben geschaffen und sind wieder vergessen worden. Die wilde Jagd ehrgeizigen Strebens flutet unaufhaltsam durch die große Stadt, aber alles, was die bildende Kunst seitdem

geschaffen, wird überragt und totgemacht von solch einem hellenischen Tempel — und großartig ist es, auszudenken, daß in einem Winkel von Berlin über den Apfelkähnen der Spree, angesichts der Weidendammerbrücke nahe dem Zentenargebilde noch heut nach so viel Jahrhunderten die alten Sagengötter ihre Gigantenkämpfe weiterkämpfen. Wie seltsam muß dem genius loci von Berlin zumute sein angesichts solcher Invasion!' ...

„Kaum hatte er ausgesprochen, da stand die Hausfrau auf. Sie ‚sammelte Augen', wie Hempels das zu nennen pflegen — das heißt, sie glotzte jeden Gast eine Sekunde lang möglichst tiefsinnig an. Ein Oberwasserbauinspektor — oder war's ein Landgerichtsdirektor? — ich kann ja nie Titel behalten — riß meinen Arm an sich, den Neffen schob man zu ein paar späten Mädchen ins Boudoir, nichts mehr sah ich von ihm außer dem kondolierenden Blick, den er mir zuwarf, als ich beim Fortgehen Frau Hempel dankte. ‚Ganz auf unsrer Seite,' sagen Hempels dann immer. Sie haben so viele festgeprägte Formeln, mit denen sie ihre Konversation bestreiten. Ich nenne es die ‚Hempelsche Diebessprache'. Willy findet, daß gerade darin so viel Humor liegt, harmloser Humor, den er so liebt, ein Gebiet, auf dem ich so wenig zu leisten vermag. Ich schwärme ja für Sarkasmen, für Heine und Alfred Kerr.

„Ob ich morgen ins Pergamonmuseum gehe? Eigentlich haben wir ja wohl Wäschetag.

„Das bedeutet Kernseifenparfüm in der ganzen Etage — blauweißen Wasserdunst, aus dem die roten Arme

der Dienstmädchen — ach, Rieke ist so robust! — wie farbige Grenzpfähle leuchten. Das bedeutet Hammelfleisch in Wurzeln.

„Und statt dessen könnte ich, wenn ich wollte, zu den Göttern beten ...

„Ob ich soll?"

Geheimrat Becker (etwas ungehalten durch die Tür): „Ich geh' jetzt zu Bett. Willst du mir bestimmt versprechen, das Eßzimmergas auszudrehen? Letzte Woche nach Moraswinskis hat es die ganze Nacht gebraunt, sagte Rieke. Uebrigens sind sämtliche Saughülsen unbrauchbar, alle Löcher zu weit. Willychen hat sich zweimal verschluckt. Morgen müssen frische durchstochen werden. Wenn du's nicht tun willst, tu' ich's. Vielleicht liegen im Soxhletkasten noch welche, sonst schreibe, bitte, an Pech ..."

Sie: „Vielleicht tust du's."

Er (etwas kühl, alles immer nur, etwas'!): „Gute Nacht."

Sie (gedehnt): „Gute Nacht."

Er schließt langsam und leise die Tür.

Sie sitzt ein paar Minuten, die Stirn auf beide Hände gestützt, dann steht sie rasch auf und nimmt einen Band „Psyche" vom Schreibtisch.

„Natürlich geh' ich — mich lockt nun einmal dies Pergamon."

Sie sieht auf die Tür, hinter der Geheimrat Becker verschwunden ist.

Mit resigniertem Kopfschütteln: „Dieser Mann ist unverbesserlich, der reine personifizierte Soxhlet."

Das Recht auf Flirt



Berliner Zimmer mit unmoderner, wohlhabender Einrichtung ohne verfeinerten Geschmack. Handfeste Möbel, Makartsträuße in Bronzevasen, Kaulbachs „Hunnenschlacht“, ein Tisch mit riesigen Besehbüchern, eine Kuckuckuhr, die Zwei schlägt.

Die Geschwister Hellbach kommen von einem diner dansant zurück.

Flora, fünfundzwanzigjährig, bildhübsch, groß und schlank, in einer nicht ganz einwandfreien Toilette, der aber jeder zugestehen muß, daß sie schick ist (ein „Gedicht“ aus silbergrauem Chiffon und Mohnblumen).

Sie wirft ihre Boa ab, stemmt die Arme nachlässig in die Hüften und gleicht in der Art, wie sie den Oberkörper lässig zurücklehnt und die Seidenschuhe übereinander legt, einem Bild von Boldini oder einem Plakat von Chéret. Sie sieht überhaupt wie ein dem Rahmen entstiegenes Porträt einer stark sezessionistisch gefärbten Ausstellung aus. Ihr auffallend lichter Teint unter dem kastanienbraunen, fast rötlichen Kraushaar erinnert an Lorasche Gesichter, und ihre aparte Art, sich zu halten, an das bekannte Habermannsche Modell.

Sehr reizend, sehr pikant, sehr eitel.

Johannes Hellbach, einige Jahre älter, Assessor im Hannöverschen. Sieht der Schwester in Zügen, Hautfarbe und Statur ähnlich, nur daß die mise en scène

primitiv ist. Etwas Braves, Kandidatenhaftes liegt über ihm — und in der ehrlichen Ernsthaftigkeit seines Ausdrucks gleicht er dem in Marmor ausgehauenen Vater, der in der Zimmerecke auf schwarzem Postament etwas deplaciert neben einem Kredenztisch thront — (Jubiläumsgeschenk, mit dem man nicht recht wußte wohin).

Johannes sieht tief verstimmt aus.

Flora (freundlich und begönnernd): „Na, Hänschen, die ganze Droschke lang hast du schon mit mir gemault. Bitte, dreh doch mal das Gas wieder ganz auf — und zugleich die Sonne deiner Gnade! So — na, nun ist's ja endlich hell genug, daß man wenigstens seine Kotillonsträuße zählen kann ...“

Er greift zur Abendzeitung und setzt sich schweigend an den Tisch.

Flora schiebt ihm eine Bonbonniere hin. „So was mochtest du früher doch, Hänschen? Es ist übrigens Marquis—Vielliebchen von Hoven I! Siehst du, das finde ich nun ein stolzes Gefühl, so hoch im Leben dazustehen, daß einem niemand eine mindere Sorte Schoko zu schenken wagt, daß das beste und teuerste gerade eben gut genug für einen ist. Ueberhaupt ... (sie nestelt wohlgefällig in ihren Locken herum — dann etwas ungeduldig) Gott, Hänschen — du bist ...“

Er (streng): „Sage, bitte, nicht immer Hänschen. Das ist erstens antiquiert, und zweitens sagst du es mit einer souveränen Ueberlegenheit, die sich ein Mann in Stellung wirklich nicht gefallen lassen kann.“

Sie: „Ach, Hänschen! Seit du mit Hängen und

Würgen durch den Assessor kamst, markierst du eine Gottähnlichkeit, vor der einem wirklich bange wird ..."

Er: „Ich weiß nicht, Flora, ob du es heute abend empfunden hast, wie tief ich dein ganzes Benehmen mißbilligte ... Du hast eine Art auf Bällen ..."

Sie (leichthin): „Aber bester Hans! Wie sollt ich's denn nicht empfunden haben! Du hast's doch genug in deine Blicke gelegt, jedesmal wenn ich an dir vorüberwalzte. Ich werde ja ordentlich lächerlich mit diesem Schatten von vorwurfsvollem Bruder. Heinitz vom Auswärtigen Amt sagte zu mir: ‚Was hat nur der junge Mensch da, der Sie so beständig mit tragischen Blicken verfolgt? — Entweder ist er ein Feind von Ihnen, den Sie mal schwer mit Tänzen bemogelt haben — oder stark verliebt in Sie!' Wahrhaftig, es wirkt ridikül, wenn ich dann sagen muß: ‚Es ist nur mein Bruder, mit dem ich frisch verzankt bin.' Ach Hans! Alle beneiden dich ja um deine Schwester! Aber du vermagst dies unverdiente Kleinod gar nicht zu schätzen."

Er: „Ja, wenn du nicht meine Schwester wärst, könntest du meinethalben flirten, so viel du willst — dann würde ich dir vielleicht selbst den Hof machen. So aber fällt's mir auf die Nerven, wenn ich dies beständige Augengerolle mit ansehen muß, und wenn ich dann Unterhaltungsbrocken von dir aufschnappe — diesen verwünschten, leichten Ton, der mich im Hinblick auf unsre Eltern einfach choкiert! Papa, der solch ein berühmter Mann ist, und Mama, die so viel vom Höheren hält — die verdienen es doch wahrlich nicht, eine Tochter zu haben, die nichts ist als ein ausgemachter Flirt!"

Flora (mit Aufmerksamkeit die Bonbonniere studierend): „Bitte, die sind ja selbst schuld. Bei denen hat sich das Talent zur Koketterie so ausgeruht, daß ich es nun in verdoppelter Dosis bekommen habe — denn was eine Zeit latent lag, kommt nachher ja immer wieder an die Reihe. Die Generationen sind eben verschieden voneinander. Die eine prügelt, die andre wird geprügelt — die eine flirtet, die andre kann's nicht. Vermutlich war Großmama sehr kokett, und davon hab' ich's nun wieder."

Er: „Rede doch nicht so pietätlos. Großmama war eine so edle, ehrfurchtgebietende Frau."

Sie: „In höheren Semestern, ja — aber sieh dir mal ihr Brautbild an, das bei Papa hängt — genau die seitlich gedrehten Augen, wie ich sie so schön machen kann! Nein, ich wälze alle Schuld, die ich für diese spezielle Augenwendung auf mich lade, kaltlächelnd auf Großmama ab — ich bin unschuldig."

Er: „Ich kann diesen Ton nicht hören. Du sollst nicht alles kritisieren — laß wenigstens die Toten in Frieden!"

Sie (gelassen): „Unsre Voreltern waren doch auch Menschen! Ich würde übrigens gar nichts dagegen haben, wenn meine Enkel mal versuchen wollten, sich über meinen Charakter klar zu werden — sie könnten nur dabei gewinnen, denn alles in allem wäre das Resultat doch nur erfreulich."

Er: „Dieser Dünkel! Weil so und so viel Leutnants dich versichern, daß du ein Engel bist, glaubst du's auch."

Sie (nimmt ihm die Zeitung weg, legt sich halb über

den Tisch und sieht ihm herausfordernd ins Gesicht): „Allerdings! Ich glaube immer der Wahrheit, die in meinen Augen nicht der Unsinn ist, sondern das Kompetente! Und wenn ich das Urteil von hundert Leutnants, Obers und Unters aus allen Waffengattungen, die mir versichern, daß ich ‚famos bin und so bleiben kann‘ — (denn die Bezeichnung ‚Engel‘ erstrebe ich gar nicht, auf die verfällt auch keiner mir gegenüber) —, wenn ich also diese hundert Leutnantsurteile in die eine Wagschale lege und die abfällige Kritik eines einzigen Assessors in die andre Wagschale, so wird dein scharfer, juristischer Beamtenverstand sich wohl ausrechnen können, welche Seite der Wage in die Höhe schnellt.“

Er: „Wenn Papa und Mama dich hörten.“

Sie (schlägt auf den Tisch): „Menge doch nicht immer Papa und Mama in Dinge, die sie gar nichts angehen. Wie soll denn Papa Verständnis haben für eine Individualität, wie mich? Er würde genau so fassungslos davorsitzen, wie neulich im ‚Ueberbrettl‘. Ja, er ist ein berühmter Mann! Er ist einer der ersten Mediziner, die wir haben. Er kennt das Innere des Menschen, das Greifbare — Herz, Leber, Eingeweide — brrr! — und solches Zeug — ganz genau — er schreibt lange Bücher über Herz und Nieren — von Mädchenherzen aber im übertragenen Sinn hat er keine blasse Ahnung — das entzieht sich absolut seinem Forscherblick, und mit den schärfsten Brillengläsern sieht er da nicht hinein. Und Mama? Nun, Mama ist ja bloß fürs Höhere — wenn die nur im Viktoria-Lyceum ihr Quantum Vorlesungen binnen kriegt, alles andre ist ihr gleich. Sie

schwebt ja nur in den Wolken — und ich tanze eben auf der Erde —"

Er: „Was mich so an dir ärgert, ist, daß du den Eltern gegenüber immer die Sittsame spielst!"

Sie (geduldig und begütigend): „Ich bin eben rücksichtsvoll — ich will ihre Ruhe nicht stören — ihre Ruhe ist mir eben heilig. Was hätten sie und ich auch davon, wenn es Szenen gäbe? Ich flirte eben auf eigne Rechnung und Gefahr."

Er (in andauerndem Groll): „Flora, du hast ein Spatzenhirn. Hundert Leutnants sind drin — weiter nichts."

Sie: „Ganz richtig — ständige Einquartierung, ständiges Manövergelände. Und schließlich werde ich einen von ihnen heiraten — warte nur!"

Er (prophetisch): „Das wirst du eben nicht, Flora! Sich eine so kokette Frau aufladen tut keiner — davor haben alle Angst. Ist es dir noch nicht aufgefallen, wie besonders klug und vorsichtig gerade Leutnants beim Heiraten vorgehen? Wie selten die sich aus Leidenschaft verplempern? Nicht nur die Zinsensumme, die sie sich einmal vorgesetzt haben, wollen sie — nein, auch Ruhe und Sicherheit in der Ehe — denn der Dienst ist anstrengend und Eifersucht lächerlich und zeitraubend. Nein, von denen nimmt dich keiner! Du mußt ja schließlich auch bedenken, daß du bereits im achten Winter tanzst, daß du fünfundzwanzig Jahre bist (er erhebt drohend den Zeigefinger), ein Vierteljahrhundert!"

Flora lacht eine ganze Tonleiter.

(Für sich: „Dieser Mensch ist zum Rasendwerden.

Und daß man so viel Umstände mit ihm machen muß — bloß, damit er einen nicht anpetzt. Na — eins weiß ich: wenn mein Mann sich mal solchen Ton gegen mich herausnimmt — die Geduld von heute hab' ich nicht zum zweitenmal. Und wie er den Zeigefinger in die Höhe krampft! Ach, wenn sein Urlaub nur erst zu Ende wäre.")

Laut und freundlich: „Dir dürfte doch bekannt sein wieviel Körbe ich bereits ausgeteilt habe?"

Er: „Ja, an lauter ganz unannehmbare Persönlichkeiten, deren Naivität ich nie begriff, sich an dich zu wenden."

Sie: „Bitte! Asta hat doch einen von mir Refüsierten nachher mit tausend Freuden genommen."

Er: „Ja, Asta hatte auch nicht die Auswahl, wie du sie zu haben glaubst."

Sie: „Wie ich sie habe! Rede doch nicht so, Hans — du kannst ja gar nicht wissen, wieviel Eisen gerade jetzt bei mir im Feuer liegen."

Er: „Das glaub' ich schon! Leute ‚in die Röhre schieben', wie ihr das nennt, darin warst du immer groß! Sogar meine besten Freunde schobst du kaltlächelnd da hinein. Alex sitzt ja auch drin. Schade um Alex! Er gestand mir neulich, daß ihr wieder korrespondiertet. Ich habe den Verdacht, daß du dir Alex für den Notfall konservierst. Wenn du dreißig wirst, greifst du nach ihm."

Sie: „Möglich. Seit er auf meine Empfehlung hin bei ‚Truntz und Voß' arbeiten läßt, sieht er wirklich ganz leidlich aus — das Kellnerhafte, woran er früher

krankte, verliert sich mehr und mehr. Das Gut, was er mal erbt, soll auch ganz nett liegen. Neulich aß ich mal bei seiner Tante Spargel davon. Die waren allerdings für meinen Geschmack zu dünn. Wie ich sie so in der Schüssel liegen sah, schoß mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf: Na, wenn ich mal bei Alex lande, wird das Glück wohl ebenso dünn sein wie der Spargel."

Er: „Ich weiß wirklich nicht, Flora, ob es in dem Fall nicht meine heilige Pflicht sein würde, Alex vor dir zu warnen. Eine sehr unangenehme Kollision der Gefühle würde sich da für mich ergeben..."

Sie (lachend): „Beruhige dich — ich spaße ja nur! Nach Freunden von dir würde ich nur in größter Not greifen — und vorderhand lebe ich im embarras de richesse! Deine Freunde — das ist so eine bestimmte Spezies! Das sind allesamt Tugendprotzen wie du. Darum paßt ihr ja auch alle so vorzüglich zu Staatsanwaltschaften. Ihr seid dann immer die Gerechten gegen die armen Sünder! Mir hat neulich jemand aus Hildesheim erzählt, ihr beantragtet grundsätzlich die höchsten Strafen. Ihr überfüllet die Gefängnisse mit euern Opfern. Ich finde so was nun greulich — laßt doch die armen Sünder laufen. Davon habt ihr auch diesen unangenehmen Staatsanwaltsblick, du und Alex — denn jeder Beruf markiert sich in den Augen —, darum werden eure immer runder und größer. Und darum ärgern mich auch die Detektivblicke so, mit denen du mich auf Bällen verfolgst! Nein, wenn ich jemals — was der Himmel verhüte! — zu Alex greifen sollte

— abgehen muß er sofort. Geld hat er ja genug. Dann wird um die Welt gereist, unaufhörlich rund herum — in einem fort geglobetrottet. — O, ich seh' mich schon am Gelben Meer Golf oder Hockey spielen mit der deutschen Besatzung in China — ich sehe mich schon mit Samoanern flirten und mit Kannibalenhäuptlingen über platonische Freundschaft korrespondieren —"

Hans (seufzt): „Flora, ich stehe immer vor dir wie vor einem Rätsel, und jedesmal, wenn ich neu mit dir zusammen war, quäle ich mich mit der Frage ab: Wie bist du eigentlich? Bist du reizend — oder bist du niederträchtig?"

Sie (die seine moralische Entrüstung etwas nachlassen fühlt, langsam und aufrichtig): „Ich bin wohl jedes zu seiner Zeit — und immer, der momentanen Lage entsprechend, das eine oder das andre mehr oder weniger stark."

Er: „Ich würde mir so gern klar über deinen Charakter — ich hänge ja so an dir —, aber er ist so kompliziert..."

Sie: „Nein, Hans, im Gegenteil — er ist sehr einfach. (Sie stemmt beide Hände in die Taille und geht vor ihm auf und ab, während der seidene Volantrock als melodische Begleitung zu ihren Worten knistert.) Siehst du, es ist so: Flirten ist mein einziges Talent — und ich wuchere mit diesem Pfund. Was kann ich denn sonst? Mit dem Malen wollte es partout nicht gehen! Wie Mama mich dazu zwang — was wurde daraus? Ein recht netter Roman mit dem Lehrer — nicht eine Skizze kam davon. Mit Musik —

même chose. — Der Unglücksmann hielt sogar an — du weißt es ja — was kriegte ich armes Wurm für Schelte damals — sogar Papa wurde gegen mich aufgehetzt!... Studieren wie Herta und Tilly — das wollte Mama ja auch nicht — sie meinte, der Schmelz könne in der zu großen Freiheit von mir abgehen — ich sollte ja immer das Mädchen von früher vorstellen — ‚Du bist wie eine Blume' — der alle die Hände auf den Kopf legen wollen — für mich noch ein besonders scheußlicher Gedanke, da ich doch so empfindlich an den Haaren bin. Blieb das Kochen — aber Ofenglut schadet dem Teint. — Blieb also der Flirt... Nun, und ich flirte eben! Bekanntlich kommt es ja gar nicht darauf an, was man tut, sondern wie man's tut — das kannst du in tausend Büchern lesen. Und ich flirte eben mit Grazie! Ich habe dies Talent in Ermanglung andrer zu größtmöglicher Vollkommenheit in mir ausgebildet. Und für dich als Bruder ist es doch wahrlich nicht das Schlimmste — es ist doch eine so unoffizielle Tätigkeit! Ich hätte doch ebensogut Frauenrechtlerin werden können, wenn mich das irgendwie verlockt hätte. Möchtest du das vielleicht lieber, wenn in den Zeitungen stünde: ‚Gestern sprach Fräulein Doktor Hellbach über Mädchenrechte und Männererziehung' — oder wenn ich die Anrede ‚Fräulein' abschaffen wollte — oder Findelhäuser gründen — oder in den Reichstag hinein. Siehst du, all diese auffallenden Dinge sind mir gänzlich schnuppe! Von allen Frauenrechten verlange ich nur das eine: das Recht auf Flirt. Und wenn du hingehst und mich morgen bei den Eltern anpetzen

willst, so bist du der gemeinste Mensch, den je die Gasflamme eines Berliner Zimmers bestrahlt hat!"

Sie hebt den schönen Arm wie eine erzürnte Göttin. Er, der zum schwächeren Teil des stärkeren Geschlechts gehört, ist fast überzeugt. Besonders der Gedanke, wie greulich es ihm wäre, wenn im Hildesheimer Tageblatt Notizen über sie ständen, leuchtet ihm sehr ein, und er empfindet ein Gefühl der Dankbarkeit.

Er (resigniert): „Natürlich, du kannst einen immer mundtot machen — das war von jeher so — schließlich muß ich dich noch um Entschuldigung bitten, daß du solch ein Flirt bist."

Sie (legt ihm die Hand auf die Schulter): „Also, Hans, du sagst nichts an Mama, auch wenn sie dich fragt —"

Er steht auf: „Für diesmal denn noch nicht. Aber versprich mir eins dafür. Wiege Alex in keine falschen Illusionen ein! Sie sind sehr hinter ihm her in Hildesheim. — Ein ganz reizendes Mädchen liebt ihn — eine wahre Madonnennatur — er würde riesig glücklich mit ihr, wenn sein Herz nur frei wäre — aber er liebt dich, glaubt sich von dir geliebt und fühlt sich gebunden."

Sie (ganz gleichgültig): „Natürlich — natürlich — natürlich — ich verspreche alles — wie in ‚Kabale und Liebe': ‚Nehmen Sie ihn denn hin, Mylady!'"

Hans nimmt das Licht vom Büffett und will gehen: „Ich bin so müde — übrigens noch eine Frage: Warum hat sich eigentlich Professor von Mack so plötzlich von dir zurückgezogen?" —

Sie: „Alle Wetter, das weißt du auch schon?"

Er: „Mama sagte 's. Sie hoffte so sehr..."

Sie: „Jawohl, das hätte ihr gepaßt — einer, mit dem sie von Palimpsesten reden konnte — und mich hätte er am steifen Arm verhungern lassen!" —

Er: „Was du oft für Ausdrücke hast, Flora —"

Sie: „Modernes Mädchendeutsch — alles ganz schön bezeichnend."

Er: „Was war es denn mit Mack? Erzähl doch mal."

Sie: „Gott, ganz ridikül. Also Frau von Mack, seine Mutter, lebt in Potsdam. Und letzte Woche tanzte ich, wie du weißt, in Potsdam. Nun habe ich mir ja auch hier meine Tänzer immer nur in der Creme des vorhandenen Materials gesucht — aber weißt du, in Potsdam — das ist noch eine Extracreme, das sind eben doch ‚die ersten Regimenter der Christenheit'!! Und mit welchen von denen tanzte ich... und merkte erst post festum, daß Mutter Mack — übrigens eine höchst unerfreuliche Nummer! — die ganze Zeit auf einem Seitendiwan gethront und mich auf Wunsch des Sohnes beobachtet hatte. Nun will ich zugeben — lügen tu' ich ja überhaupt nicht — ich hab' geflirtet den Abend! Ich sagte mir, solche triffst du sobald nicht wieder! Die Alte muß dann gleich mit Eilbrief nach Berlin geschrieben haben, denn seine kühle Absage zum Diner vorgestern war gleich die prompte Quittung für den Abend. Nun muß ich sagen, dies Interviewtwerden von Müttern ist eine grenzenlose Geschmacklosigkeit — und dann noch bei solcher Gelegenheit! Warum setzte die alte Mack sich nicht zu einem Juristenball ins Hotel Arnim? Juristen

gegenüber bin ich immer einige Noten reservierter. Oder warum teilt's mir der Sohn nicht vorher mit, daß seine Mutter dasein wird? Natürlich ergeben sich dann solche Resultate. Das haben Macks davon!"

Er: „Na, Flora, ich glaube, Macks danken ihrem Schöpfer, daß sie noch zeitig mit heiler Haut von dir abkamen."

Sie: „Ja, die eventuellen Schwiegermütter haben immer Argwohn gegen mich — ich muß schon noch einen Waisenknaben heiraten ..."

Er: „Hättest du denn Mack genommen?"

Sie: „Bewahre, du weißt ja, daß ich rotblonde Vollbärte perhorresziere — was mich an dem Fall ärgert, ist bloß, daß er mir so angesichts meiner ganzen Familie durch die Lappen gegangen ist — daß ich von Mama den Fall Mack nun immer bei ähnlichen Gelegenheiten werde aufgewärmt bekommen. Eins aber muß ich sagen: ich bin sonst gutmütig — aber der alten Mack wünsche ich eine Schwiegertochter — mindestens aus dem Wintergarten — oder was schon zweimal Geschiedenes — oder sonst was, was ihr recht unangenehm auf den Kopf kommt ... So, Hans, du siehst, wie schwer ich's ohnehin schon im Leben habe — also mach du's nicht auch noch schwerer! Und nun schlaf dich aus, und morgen früh mache ich dir Setzei mit Tomaten — und dann will ich mit dir zu Lahusen gehen — und nachmittags kannst du mir aus Chamberlain vorlesen ..."

Er: „Ja, Flora, nett bist du doch — nett, aber scheußlich."

Er geht.

Sie schließt die Tür hinter ihm und bleibt sinnend stehen . . .

„Gottlob! Den hab' ich wieder zurecht geredet! Was sagte er doch vorhin? Er wüßte nie, ob ich eigentlich reizend wäre oder niederträchtig? (Sie denkt nach.) Das erstere bin ich wohl von außen — das zweite von innen — na — ein Glück, daß es nicht umgekehrt ist!

„Das ‚Vierteljahrhundert', was er mir vorsetzte, war ein hartes Wort — es klingt diabolisch. Ach! Daß auf Bällen immer so viel Jüngere da sind! Daß der Nachwuchs immer so en masse auftritt! Ich möchte immer anfangs der Saison so was wie einen bethlehemitischen Kindermord veranstalten! Ich bekomme komplette Herodesgefühle, wenn ich alle diese neuerblühten Gänse sehe. Und manche mögen es ja, dies Harmlose, dies Ganshafte! Hitzing ist mir regelrecht zur kleinen Decken abgeschnappt. Und mit von der Westen wird's auch nie was — der ist ein Flirt wie ich. Ach, aber wie nett sie sind, diese blonden Balten —"

Sie streicht sich, in Erinnerung verloren, über die Stirn.

„Und Reif hat sich mit reichem Amerika verlobt — und nun diese höchst alberne Sache mit Mack — und ich sitze richtig mal wieder zwischen zwei Stühlen...

„Uebrigens scheint's mir höchste Eisenbahn, daß ich mir Alex niet- und nagelfest mache — ich muß ihn doch entschieden gegen Hanssche Auffassungen imprägnieren. Und der ‚wahren Madonnenatur' da in Hildesheim, von der Hans mit solcher Emphase sprach, will ich nur auch mal gleich das Handwerk legen —

„Tragisch wär's ja, bei Zivil zu enden, wenn man immer so militärblind war wie ich und das Hypnotische des ‚zweierlei Tuch' so stark empfand — aber Alex hat sich ja bisher von Jahr zu Jahr stark herausgemausert . . .

„Wenn ihn bloß Hans nicht kopfscheu macht und ihm die Hildesheimer Madonna nicht zu sehr anlobt — ich glaube, ich schreibe lieber gleich jetzt — dann steckt's Mine morgen mit dem frühesten ein, eh' die andern auf sind."

Sie nimmt rasch entschlossen ihr Schreibzeug vom Sekretär und setzt sich an den Tisch. Zwischen all den soliden, unmodernen, unschönen Sachen ist sie das einzig Unsolide, Moderne, Schöne . . .

Am Ende des Korridors schlafen die Eltern den Schlaf der Gerechten und träumen von Medizinerkongressen und Ausgrabungen auf Kreta und Erziehungsfragen, mit denen sie sich in der Theorie viel beschäftigen.

Das Resultat ihrer Erziehung greift nach einem zinnoberroten Bogen und taucht die Feder ein.

Sie stutzt. Sie vergegenwärtigt sich Alex.

„Wenn er nur etwas amüsanter wäre! Und wenn er nur weniger von den schrecklichen ‚Fällen' reden wollte, wo ich allemal — bloß aus Widerspruch — auf seiten der Verbrecher bin — und dann seine Unterhaltungen, die immer mit der Phrase angehen: ‚Bei uns in Hannover . . .'

„Das ist sein Leitmotiv.

„O — ich sehe mich schon in der Sahara mit ihm sitzen — so am Rand einer Oase — und Datteln fallen

einem in den Schoß, und Kamele ziehen vorüber — und er hebt an zu reden: ‚Bei uns in der Provinz Hannover . . .'

„Und ich höre mich schon, wie ich's nicht lassen kann — denn an einer nicht losgewordenen Frechheit könnte ich ersticken wie an einer Fischgräte — ich höre mich schon schnell replizieren: ‚Daß es bei euch in der Provinz Hannover auch Kamele gibt, das weiß ich.'

„Er wird's überhaupt nicht leicht haben — aber das ist seine Sache. Das Ganze ist eben ein Kampf. Wenn ich's mir objektiv und logisch klarmache, so fühle ich, daß mein Verhalten durchaus berechtigt ist. Wie viele Mädchen werden von Männern gequält — da geschieht's denen schon ganz recht, wenn mal eine kommt, die etliche ihres Geschlechts wieder an ihnen abrächt. Ich betrachte das als meine Mission, als meinen Beitrag zur Frauenfrage. Und wenn ich denke, wie viel Herta und Tilly sich einbilden, daß sie ‚Kämpferinnen' sind, so erfüllt's mich fast mit Hochgefühl, daß ich auch kämpfe . . . wenn auch mit andern Waffen . . ."

Und mit dem Gefühl zweifelloser Berechtigung dazu fängt sie an, mit riesigen, nach links überfallenden Buchstaben einen Brief zu schreiben, der Alex noch tiefer „in die Röhre" schiebt.

Drittes Geschlecht

nne-Marie Reifferscheidt, Tochter eines oberschlesischen Großindustriellen. Zweiunddreißig Jahre. Schlanke, rassige, hochelegante Erscheinung — ganz Luxusprodukt.

von Feldern, Rittergutsbesitzer aus der Nähe von Gleiwitz, Militär a. D. Recht gut aussehend. Kräftig, männlich. Nicht gerade originell — ohne irgendwelche „besondere Kennzeichen" — der Typus des tüchtigen Landjunkers, der aus Passion sein Gut bewirtschaftet und aus seiner Militärzeit die Offiziersmanieren ganz und gar beibehalten hat — dazu haftet etwas von den Romanhelden der Marlitt an ihm.

Er ist zu einem Pferdekauf für zwei Tage nach Berlin gefahren und hat soeben beim Diner im Hause eines gemeinsamen Bekannten ganz unerwartet seine Landsmännin und Jugendliebe wiedergetroffen, die er nun zu ihrer Wohnung geleitet, obgleich er bei der Eigenart ihrer früheren Beziehungen das Tete-a-tete als etwas Peinliches empfindet.

Bei jeder Laterne wirft er einen verstohlenen, bewundernden Blick auf ihr blasses, kühngeschnittenes Profil, dem auch andre Passanten eine erstaunte Anerkennung zollen.

Ihr ist jede Empfindsamkeit fremd. Der Begleiter geniert sie gar nicht, amüsiert sie nur. Sie ist „großer Geist" aus Grundsatz.

Sie kommen die Kurfürstenstraße herunter.

Warme Aprilnacht.

Der große Garten an der Ecke der Keithstraße liegt still und verträumt im Sternenglanz da. Der Duft erster Blüten weht über seine Mauern in das nächtliche Treiben der lauten Straße hinein.

In Feldern ruft der Anblick des schweigenden Gartens die Sentimentalität des Vorfrühlings wach.

Anne-Marie bleibt stehen und deutet auf ein Haus an der andern Straßenseite.

Er ist enttäuscht, daß sie schon am Ziel sind.

Anne-Marie sieht zu den Fenstern der ersten Etage hinauf: „Alles noch dunkel. Irene ist noch nicht zurück. Ihre Sachen dauern immer so lange. Sie feiert heute eine Freundin in Bristol an, der gestern ein Stück im ‚Neuen Theater' durchgefallen ist."

Feldern: „Merkwürdiger Grund zum Feiern ..."

Sie: „Es ist ein Trostdiner. Irene ist so gut."

Er: „Schade, daß der Weg so kurz war! Ich wollte, Herberts wohnten vor dem Halleschen Tor — ich hätte Sie so gern noch länger begleitet — in Ermanglung Ihres Dieners."

Sie: „Es ist eklig. Jedesmal, wenn der Kerl mich abholen soll, verläuft er sich. Wenn ich Ansbacher sage, rennt er sicher in die Achenbachstraße. Man sollte solchen Wasserpolacken wirklich lieber zu Hause lassen — aber Papa will nun mal nicht, daß ich hier ohne Diener existiere."

Feldern: „Ich begreife, daß Ihr Herr Vater nicht genug Schutz um Sie wissen kann."

Sie (überlegen, ihn von der Seite etwas ironisch anlächelnd): „Ach, liebster Feldern! Schutz für jemand wie mich ist doch immer imaginär. Im zwanzigsten Jahrhundert beschützt das, was früher mit mitleidigem Bedauern als ‚unprotected female' bezeichnet wurde, sich selbst so gut und sicher, als ob rechts und links Gendarmen ritten."

Er (seufzend): „Ja, selbständig sind Sie — das muß man Ihnen lassen."

Sie: „Nur das? Ein geringes Kompliment."

Er: „O, Sie können mehr hören, wenn Sie wollen — Sie wissen ja ..." (Er zieht nervös an seinem dunkelblonden Schnurrbart.)

Sie: „Nein, ich weiß nicht ..."

Sie sind über die Straße gekommen und stehen vor dem Haus. Sie sieht nachdenklich zu Boden, auf die lange, gutgezeichnete Silhouette von ihm, die die nahe Laterne auf das Pflaster wirft.

Sie (für sich): „Er scheint wieder ins Anhalten hineinzuschliddern. Der Mann ist wirklich wie die Maikäfer, die auch alle paar Jahre mit Sicherheit wiederkommen. Das heißt: er hat siebenjährigen Turnus. 96 war's zuletzt — in Capri, als wir uns da unten trafen. Aber freilich in Capri! Wer hält da nicht an! Es ist ja, als ob die Insel eigens für abgegangene Militärs zu diesem Zweck da wäre. Soll ich nun stoppen, daß er nicht weiterredet?"

Er (leise und sympathisch): „Sie wissen vielleicht, daß ich die Hoffnungen noch immer nicht ganz aufgegeben habe, das Wesen mein zu nennen, das ..."

Sie (für sich): „So — da ist er richtig wieder drin! Ihn gehen lassen, ehe er noch deutlicher wird? Das wäre ja wohl, da ich ihn doch nicht nehmen werde, das Loyalste — freilich, zugleich das Langweiligste. Vielleicht wäre es doch ganz reizvoll für beide Teile, die Sache einmal durchzusprechen, sie psychologisch zu beleuchten ...“

Schnell entschlossen laut: „Reden Sie nicht von so etwas, lieber Feldern, was doch keinen Zweck hat — oder wenn Sie es durchaus wollen, so tun Sie's wenigstens nicht zwischen Tür und Angel. Kommen Sie dann lieber mit herauf und trinken eine Tasse Tee bei mir. Wir sind ja so gute alte Bekannte — können doch einmal ganz sachlich über unsre Beziehung zueinander reden — das heißt, falls Sie Lust haben, falls es sich verlohnt in Ihren Augen.“

Er (zögernd): „Ja, aber wenn Sie selbst sagen, daß es doch keinen Zweck hat?“

Sie: „Es kommt darauf an, was man Zweck nennt — sich über sich und andre durch Aussprache klar werden, ist doch auch Zweck ...“

Sie öffnet die Haustür: „Es ist ja noch so früh — kaum zehn. Das Gas winselt noch im Erlöschen. Furchtbar, dies allabendliche Gefauche! — Und doch hat's was von Aeolsharfen an sich — wissen Sie, wie die in Niebelschütz — da am Turm bei der Oder —“

Er will eigentlich nicht mit, aber folgt natürlich doch.

Auf ihr energisches Klingeln in der ersten Etage erscheint sofort die Jungfer und dreht das Elektrische auf.

Anne-Marie wirft ihr den Abendmantel aus Chiffon,

Samt und Pelz über den Arm: „Schnell Tee, sandwiches, Rauchzeug —“

Das Wohnzimmer ist halb gemieteter Markiewicz in bester Ausfertigung, halb voll eigner eleganter Nippes und schöner Bilder — sehr beruhigendes, abgedämpftes, malerisches Licht —

Sie setzt sich in einen Schaukelstuhl und wippt hin und her. Die Schleppe ihres Dinerkleides fegt dabei knirschend und knisternd über den Teppich. Sie sieht mit hellen, klugen Augen zu ihm hin, der langsam und etwas schwerfällig gegenüber Platz nimmt und mit der silbernen Visitenkartenschale spielt, in der sich endlose, große Einladungskarten übereinanderbiegen.

Sie: „Sehen Sie, Feldern — schon wenn ich das Wort ‚Mein-Nennen‘ höre, überläuft es mich — bloß nicht solch überwundene Ausdrücke! Das klingt nach Chamissos ‚Liebe und Leben‘, was ich schon als zwölfjähriges Kind sehr unzeitgemäß in der Auffassung fand. Frauen wie ich würden auch in der Ehe das selbstbewußte, ganz auf sich beruhende Wesen bleiben, zu dem sie sich erzogen haben. Von Aufgehen im andern Teil, Hingebung et cetera p. p. — was früher die Requisiten für die Ehe waren, ist bei unsereinem nicht die Rede. Männer wie Sie würden also mit Frauen wie uns schwer unglücklich werden müssen — und ich erachte es als einen Freundschaftsdienst, wenn ich Sie vor solchem Unglück bewahre.“

Die Jungfer kommt und setzt einen reich ausgestatteten Rauchtisch zwischen beide.

Anne-Marie: „Diese kann ich besonders empfehlen —

ein türkischer Freund von Irene hat sie besorgt." (Sie zündet sich mit großer Grazie eine Zigarette an.)

Er (sehr unter ihrem Charme): „Vielleicht würden Sie im ruhigen Leben einer Gutsfrau andre Begriffe von den Daseinswerten bekommen als in dieser Nomadenexistenz von Milieu zu Milieu?"

Sie: „Nein, Feldern, das ist nichts für mich! Das hab' ich als Kind genug gehabt. Und die Gegend um Gleiwitz — die kenn' ich nun. Ich hasse die Schlöte am Horizont, die immer wie drohende Zeigefinger gen Himmel ragen. Und was sind mir Kohlen und Ziegel? Alles, was staubt, ist mir schon so greulich! Und was bedeutet Gutsleben? Langweilige Abende bedeutet's, wo man aus Stumpfsinn immer die gleichen Photographienmappen wieder ansieht — und Aprikosen ans Spalier binden — und große Seligkeit, wenn Kücken auskriechen, und klappernde Angst, wenn ein Gewitter heraufzieht — und dann das Schlimmste: Nachbarschaftsbesuch, der öde ist und sieben Stunden sitzt — nein, das kenn' ich, und dafür dank' ich! Ich war ja heilfroh, als Papa nach Baden-Baden zog."

Er: „So wenig Heimatsinn haben Sie!"

Sie: „Bitte, ich bin Kosmopolit —"

Er: „Und Sie sind noch etwas andres — wenn von Ihnen gesprochen wird — und man tut's ja noch oft genug in unsrer Gegend! — dann taucht jetzt immer ein Schlagwort zu Ihrer Charakterisierung auf, das mich physisch schmerzt —"

Sie: „Ich bin gespannt!"

Er (vorwurfsvoll): „Drittes Geschlecht!"

Sie (amüsiert lächelnd): „Da bin ich auch ganz richtig rubriziert. Es ist auch meine Spezialität, das dritte Geschlecht in gesellschaftlicher Verfeinerung zu repräsentieren. Ich bin eine Natur, welche die Männer absolut nicht nötig hat, die sie nicht anders betrachtet, als Laternen an der Straße oder Bäume im Grunewald. Und zwar nicht wegen ‚saurer Trauben' — das wissen Sie. Ich bin ja reich, verwöhnt, becourt — ich kann tun, was ich will, kann ermuntern und abhalftern, kann sogar mit dem Feuer spielen, denn ich verbrenne mir doch nicht die Finger — ich habe freie Verfügung über mein Leben. Ich reise in jede Gegend, die mich verlockt — ich kaufe jedes Kleid, das mir gefällt. Ich profitiere von der Frauenbewegung — das heißt: ich nehme mir alle Rechte, ohne mich mit Pflichten zu quälen. Und warum soll ich nicht so leben? Ich beeinträchtige doch niemand — das Geld, das ich verbrauche, ist doch von meiner Mutter direkt auf meinen Kopf ge-settled worden. Und wenn jemand die freie Selbständigkeit, meiner Art zu leben, mit ‚drittem Geschlecht' bezeichnen will, so schmeichelt mir das nur..."

Er: „Wenn Sie aber die Männer so gut entbehren können, warum beschäftigen Sie sich denn so viel mit ihnen? Warum reiten Sie täglich im Tattersall? Warum spielen Sie so fanatisch Tennis mit Exoten aller Art? Ich habe gehört, daß Sie sich letzten Sommer in Baden-Baden von einem Indier so sehr hätten die Cour machen lassen ..."

Sie: „Das ist richtig. Wenn ich so abfällig von den Männern rede, so meine ich auch immer nur das

europäische Männermaterial. Ich habe die Blaßgesichter so satt. Der Indier aber war etwas Neues: er hatte blaue Haare — das gefiel mir. Braune, blonde, gar keine, diese Nuancen kannte ich — aber dunkelsamtblau ..." (Sie bläst, im angenehmen Bewußtsein, ihren Freund zu ärgern, scheinbar in Erinnerung verloren, ein paar Rauchwölkchen in die Luft.)

Er (bekümmert): „Würden Sie nun so jemand heiraten?"

Sie: „Den Indier — vielleicht. Er war von der besten Sorte Rajah, die es da gibt — das heißt: vorher würde ich mich doch mal vorsichtig über die Frage der Witwenverbrennung orientieren. Man kann immer nicht wissen, ob solch alte, unbequeme Gebräuche nicht doch noch fortleben — und auf so was hätte ich weiter keinen Ehrgeiz."

Er: „Also Sie sind doch nicht à tout prix gegen Ehe?"

Sie: „Im Ernst doch. Und heut noch besonders. Wenn ich bei Herbert war, so ist mir das immer wie ein Beleg meiner Theorie, daß jeder Mann durch die Heirat verliert ..."

Er: „So, das ist also Ihre Theorie ..."

Sie: „Ja — Frauen entwickeln sich in dem Zustand öfters zu ihren Gunsten — dem Mann schadet die Ehe allemal, nimmt ihm seinen Nimbus — macht ihn kleinlich und prosaisch."

Er: „Aber Herbert ist doch entschieden glücklich."

Sie: „Ja, das ist eben das Kleinliche, daß er mit solcher Pute glücklich sein kann! Wie war der flott und voller Schneid — er war wie der Vers: ‚Sechs Fuß

hoch aufgeschossen, ein Kriegsgott anzuschaun, ein Liebling der Genossen, ein Abgott aller Fraun' — na, und wie es weiter bei Fontane heißt. Und wie anspruchsvoll er war auf sich und andre! Er brach ja den Verkehr in Häusern ab, wo die Stiefelsohlen der Diener zu laut knarrten, so verfeinert, so ästhetisch empfand er — und heute nun! Einige Details des Diners wirkten geradezu erschütternd auf mich — Zum Beispiel: haben Sie dies Dienstmädchen mit den roten Fäusten gesehen, die immer so wahnsinnig mit der Kartoffelschüssel rund um den Tisch rannte? Sie war zwar krampfhaft auf englisch zurechtgemacht mit weißer Schürze und Häubchen — aber was half's. ‚Setz dir Perücken auf von Millionen Locken' — sie wirkte doch absolut als Kuhmagd."

Er: „Herbert heiratete aus Liebe — wider Erwarten. Wir hatten ihn eben alle unterschätzt. Und nun trägt er noch an seinen Schulden ab — da kann er nicht mehrere Diener halten."

Sie: „Ach was — die Ehe hat ihn eben depoetisiert. Und zuweilen empfindet er's auch. Ich fing heute so einen Blick auf, den er diesem grotesken, dienstbaren Geist zuwarf. Darin stand allerhand geschrieben. Nein, solche Menschen sollten wenigstens keine Diners geben — auf mich wirkt solch ein Niedergang einfach erschütternd. Alles Romantische ist von ihm fort. Letzten Sommer war ich mal drei Tage da zu Besuch. Mein Fremdenzimmer lag am Hauptkorridor, was mir ohnehin schon ein Greuel ist, da man in solchen Löchern immer schuldloser Zeuge von Unterhaltungen wird, die nicht

auf einen gemünzt sind. Herbert, der einst so romantische Herbert, ist ein Hauskater geworden, der sich in alles mischt. Zum Beispiel folgender Dialog mit der Köchin: ‚Minna, ich beschwöre Sie! Hammelkoteletts müssen englisch sein! Ich ertrage das Verbruzzelte nicht mehr! Die Pfanne möglichst heiß — eine Minute nur auf jeder Seite — und dann direkt auf den Tisch — Minna, ich beschwöre Sie!‘ Und ein Ton wie Beaumarchais im ‚Clavigo‘. Hierauf Renkontre mit dem Hausmädchen, der heutigen Hebe ... ‚Else‘ — schon daß er bei Else keine Umtaufe vorgenommen hatte, fand ich unsagbar! — ‚Else, haben Sie denn gar nicht Staub gewischt bei mir? Der jugendliche Augustus ist ja ganz grau auf dem Kopf — jetzt nehmen Sie ihn sofort und tragen ihn in die Badewanne —‘ Das war der Mann, der mir in meiner Jugend den Eindruck der vollendetsten Romantik machte! Den ich meiner Cousine fast nicht gönnte! An dem Morgen gönnte ich ihn ihr ...“

Er (tadelnd): „Ach, Ihnen mißfällt nur das pekuniär Eingeschränkte! Und das ist vielleicht Herberts Glück, da es ihn viel schärfer auf seine Karriere macht — er soll jetzt brillant angeschrieben sein.“

Sie (etwas hautaine): „Nein, lieber Feldern. Die Geldseite beeindruckt mich gar nicht — nur das Triviale in dieser Hauskaterei. Ueberhaupt ... Geld ... Ich verachte Geld eher ...“

Er: „Eine Eigentümlichkeit, die sich merkwürdigerweise oft die Leute leisten, die genug davon haben.“

Sie: „Also wie gesagt — dieser depoetisierte Herbert ist ein Hauptbeleg für meine Theorie — aber durchaus

nicht der einzige. Mit meinem Schwager Alfons habe ich ähnliche Erfahrung gemacht — und bei Else und Alfons ist doch von Einschränkung keine Rede! Aber seit Alfons ein married man ist, hat der Teufel des Geizes ihn erfaßt. Er ist ja riesig successful — neulich kriegte er wieder einen hohen Orden, und wie er mit dem in full-dress zu Tafel ging, imponierte er mir fast. Er hat ja nach außen hin immer so etwas Unnahbares, über den Dingen Schwebendes — auch gegen mich. Else und ich sahen ihm also bewundernd nach. Hierauf geleitete ich Else durch ihren Haushalt. Irgendwo tauchte eine Trüffelwurst auf, in der ein undefinierbares Holz stak — ‚Aber Else!' sage ich — ‚seit wann spickt denn Borchardt seine Würste mit Schwefelhölzern?' — ‚Das ist nicht Borchardt,' erwiderte Else — ‚das hat Alfons hineingesteckt. Er kann's nicht leiden, wenn die Leute über den Aufschnitt gehen. Früher maß er die Reste mit dem Zentimetermaß — aber das bewährte sich nicht — nun steckt er abends diese Hölzer ein — er ist eben so genau.' Else sagte das ganz stolz — ich starrte entgeistert auf das Holz und dachte an seine Ueberlegenheit und seinen Orden und dachte dann mit Faust: ‚Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!' Alfons ganzer Nimbus ist für mich hin — und wenn er auch noch so ordenbesät vor mich hintritt, ich werde ihn fortan doch immer im Geist die Hölzer durch die Wurst bohren sehen . . ."

Sie schenkt ihm Tee ein. Er hat seine Rechte über die Augen gelegt und lauscht halb geärgert, halb enchantiert.

Er (ernsthaft): „Die Art der Menschenbeurteilung, die Sie sich mit der Zeit angeeignet haben, imponiert lediglich durch ihre — Einseitigkeit —"

Sie: „O bitte! Irene hat mit ihren verheirateten Freunden die ganz gleichen Erfahrungen gemacht."

Er (etwas mißtrauisch): „Wer ist nur eigentlich diese Irene, mit der Sie diesen Winter so intim zusammenleben —?"

Sie: „Wer sie ist? Wie meinen Sie das?"

Er: „Nun, zum Beispiel, woher sie ist?"

Sie (besinnt sich): „Das weiß ich gar nicht mal. Wir reden grundsätzlich nicht von vergangenen Dingen. Wir besprechen immer nur die Erscheinungen des Tages."

Er: „Aber woher kennen Sie sie denn?"

Sie: „Aus italienischen Hotels. Da unten trifft man sich ja immer wieder. Was in Rom im Quirinal wohnte, findet sich dann ja in Neapel im Grandhotel zusammen — oder in Florenz im Italie. Und zum Schluß hat man immer das Gefühl, sich schon lange zu kennen, und verlangt sich keine weiteren Steckbriefe ab. Wir sind beide das, was man heutzutage ‚Mensch' nennt ..."

Er (lächelnd): „Nannte man das nicht immer so?"

Sie: „O nein — in dem Sinn nicht, sondern so: ich sage also nicht: Irene ist ein tüchtiges Mädchen beziehungsweise eine tüchtige Frau. Irene ist ein tüchtiger Mensch — und das ist sie auch ..."

Er: „Ich wundere mich nur, daß Ihrem Herrn Vater diese spärlichen Daten genügt haben ..."

Sie: „Irene weiß auch nicht viel mehr von mir — und das genügt doch ihrer Verwandtschaft auch."

Er: „Ja, aber niemand weiß, wie empfindlich, beziehungsweise unempfindlich die ist.“

Sie (gereizt): „Irene ist von bestem griechischem Adel — so was man Phanarioten nennt — das heißt, ich weiß nicht, ob mütterlicher- oder väterlicherseits —, der andre Teil ist aus Hamburg. Alles, was von griechischer Gesellschaft nach Berlin kommt, macht bei ihr Besuch. Im übrigen würde es mir gar nicht einfallen, Irene allzu indiskret auszufragen. Wir leben in einer Etage zusammen, aber jeder auf eigne Verantwortung — das haben wir gleich ausgemacht. Wir haben uns auf ganz festen Fuß gesetzt miteinander. Die erste Regel: daß keiner auf den andern je die geringste Rücksicht zu nehmen braucht, daß Egoismus nicht nur Recht, sondern Pflicht ist. Wir haben im vorigen Herbst mal eine Stunde lang auf der Mauer von San Miniato gesessen und den ganzen Winterplan skizziert ...“

Feldern: „Die Entwicklung dieser Statuten hätte ich gern mit angehört — das war gewiß ein originelles Stück zwanzigstes Jahrhundert.“

Sie: „Jedenfalls ist die Sache sehr geglückt.“

Er: „Warum zogen Sie aber nicht lieber zu Else?“

Sie: „Weil die weibliche Psyche, wie sie sich neuerdings entwickelt hat, zu sehr unter der Zwangslage leidet, der ein Logierbesuch unterworfen ist. Logiergast sein ist Sklavenleben. Schon aufstehen müssen, wann es einem fremden Hausherrn beliebt — antworten müssen, wenn man gefragt wird und gerade lieber schweigen möchte — nicht in allen Stuben rauchen können — nie Besuch zu haben, ohne daß nicht ein

Familienglied ins Zimmer bricht — scheel angesehen zu werden, wenn man den Verlust des Hausschlüssels anmeldet — o nein, der moderne Mensch ist zu frei für solch ein Zwangsverhältnis."

Er: „Aber Ihrem Herrn Vater wäre es doch lieber gewesen, Sie wohnten bei Else . . ."

Sie: „Ja, Papa will immer alles anders. Mein Porträt zum Beispiel hat ihm auch gar nicht gefallen, obwohl es doch ein Hauptzugstück der letzten Sezession war. Papa ist überhaupt in den letzten Jahrzehnten gar nicht mehr fortgeschritten. Er hat sich nicht weiter entwickelt. Er ist in seinen Ideen ganz der Mann von vor 70."

Er: „Dazu hat der alte Herr doch auch vollkommen das Recht — warum sollen denn alte Leute jeden neuen Humbug mitmachen? Warum soll ein Mann, der sich in seinem Kunstgefühl an den Niederländern gebildet hat, ein Porträt bewundern, auf dem im Pleinair seine Tochter sitzt, in der Rechten die Zigarette, in der Linken den Simplizissimus? . . ."

Sie (von oben herab, fast mitleidig): „Lieber Kunst, lieber Feldern, haben wir zwei uns nie verstanden. Der Maler wollte das so — er malt eben nicht Leute, sondern Individualitäten. Er holt die Seele aus seinen Modellen heraus. Er hat auch Irene gemalt — im Florettkostüm, wie sie gerade ausholt — äußerst fein im Ton."

Er: „Ihr Herr Vater meinte gehört zu haben, daß diese Irene einmal eine etwas eigentümliche Verlobungsgeschichte durchgemacht hätte . . ."

Sie (lehnt sich in den Lehnstuhl zurück und stäubt

ihre Zigarette mit dem kleinen Finger auf den Teppich ab, maliziös): „Sie klatschen ja ganz ordentlich, Herr von Feldern! Das kannte ich früher nicht an Ihnen..."

Er (lächelnd): „Ich weiß selbst nicht, woher es kommt, daß ich immer so besorgt bin um jemand, der so wenig des Schutzes und Rates bedarf, daß es mich noch immer so aus der Kontenance bringt, wenn die alten Gespenster plötzlich wieder auftauchen — das heißt — pardon — Gespenster, die schöne, lustige Geister sind — eingekleidet in alles das, was der dernier cri der größten Schneiderateliers ist."

Sie (mit einem gewissen Wohlgefallen erst auf ihn, dann an ihrem Kleid niedersehend): „Finden Sie das hübsch?"

Er schweigt.

Sie: „Uebrigens, Feldern — damit ich Ihre Frage beantworte: Irene war allerdings mal verlobt... Aber finden Sie das so schlimm?... Das waren andre doch auch..."

Sie sehen sich über den Teetisch hinweg einige Sekunden lang schweigend in die Augen und denken beide an jene dreitägige Frühlingsepisode in Capri, die in größter Seligkeit begann und in heftigsten Meinungsverschiedenheiten endete — eine Episode, die Anne-Marie später mit erhabenem Achselzucken als „süditalienische Verirrung" oder „bloße Verplemperung" zu bezeichnen pflegte.

Er (bricht zuerst das Schweigen, das ihm auf die Nerven geht und ihr Spaß macht): „Wenn ich mein fortdauerndes Interesse an Ihnen vor mir selbst ent-

schuldigen will, so rede ich mir ein, es gelte nur den Phasen Ihrer Entwicklung. Sie haben so viele Phasen durchgemacht. Als ich damals mein Gut erbte und zuerst bei Ihnen Besuch machte, da waren Sie der entzückendste Backfisch, der sich denken ließ."

Sie: „Ja, frisch, fromm, fröhlich, frech — und die beiden letzten F's habe ich mir bis heute konserviert."

Er: „Dann kamen die fanatischen Tanzwinter, wo nichts über die braunen Husaren von Ohlau oder die Herren von Kreuzburg ging — aber keiner hatte Glück — dann kam (er räuspert sich nervös) die Affäre Capri, dann die englische Episode. Mit einemmal waren Sie die heftigste Anglomanin — aber das verrauschte auch bald, und Sie warfen sich auf Pflegerinnenkurse — ach, wie habe ich alle Verunglückten damals beneidet!"

Sie: „Die armen Kerle waren nicht beneidenswert! Ich wirkte mal einen Monat lang auf Unfallstationen. Schlimm genug ist's schon, zu Fall zu kommen, aber dann einer dilettierenden höheren Tochter in die Hand zu fallen, das muß das Schlimmste sein."

Er: „Wie kamen Sie nur überhaupt auf das Pflegen?"

Sie: „Man meinte damals, es gebe Krieg, und da wollte ich mit. Als daraus nichts wurde, ließ ich das Ganze."

Er: „Und fuhren nach Paris und gingen täglich in die Morgue."

Sie: „Um meine Nerven abzuhärten — das war der letzte Nachklang der Pflegerinnenidee."

Er: „Und plötzlich war die große Tennisspielerin

da, die alle Partner aus dem Feld schlug — und dann die Weltbummlerin. Und weil Ihnen, wie mir Herbert erzählte, das Globusreisen zu langweilig geworden ist, wollen Sie demnächst mit einem aeronautischen Leutnant in die Luft steigen, und weil Sie Tennis überlebt finden, fechten Sie Florett und sollen dabei aussehen wie die Jungfrau von Orleans. Ich bin nur begierig, was dann an die Reihe kommt. Offen gestanden, nehme ich keinen neuerschienenen Roman in die Hand, von dem es heißt, daß eine Dame der Gesellschaft ihn geschrieben habe und daß er sehr ‚erstaunlich' sei, ohne zu denken, vielleicht auf diesem Feld einem gewissen Chamäleon zu begegnen."

Sie (lacht): „Ach nein! Zum Schreiben wäre ich viel zu faul — aber Irene arbeitet an einem Band Aphorismen, und zuweilen steuere ich da mündlich etwas bei."

Er: „Wie heißt denn der Band?"

Sie: „Regungen des modernen Seelenlebens oder so was. Wir studieren das eben an andern und an uns selbst — man macht oft so erstaunliche Entdeckungen an sich. Glauben Sie mir, Feldern, auch in dieser Stunde sammle ich Material ..." (sie sieht ihn etwas spöttisch an).

Er (steht verletzt auf): „Sie haben auffallende Aehnlichkeit mit jenem Arzt, der ein Kaninchen seziert und dem armen Tier dabei freundlich versichert, ‚daß es sich doch ja auf den höheren, objektiven Standpunkt stellen, daß es sich nur sagen solle, es diene der Wissenschaft,' gerade, als wenn sich dadurch die Unannehmlichkeit für

das Kaninchen verringerte ... nur bin ich mir für die Rolle eines solchen Lapins etwas zu gut!"

Er richtet sich zu seiner vollen Höhe auf und greift nach dem Hut.

Sie (erschreckt): „Aber Feldern! Sie werden ja plötzlich ganz feindselig! Sollen denn erwachsene Menschen nicht fähig sein, Gefühlsdinge kaltblütig und unparteiisch zu besprechen?"

Er (energisch): „Herrgott — ich stehe nicht kaltblütig dazu ..."

Sie: „Aber interessiert Sie denn das psychologische Moment gar nicht?"

Er: „Das kümmert mich den Teufel! Ich empfinde einfach, und mein Herz ist warm — und das einzige, was mich interessiert, ist, ob ich wirklich keine Chance habe — oder doch ..."

Sie ist aufgestanden. Sie versteht den Grund seiner plötzlichen Entrüstung immer noch nicht, fühlt nur, daß ihr da ein Verehrer plötzlich entgleitet. In dem Augenblick wird ihr klar, wie „riesig nett" er doch eigentlich ist, wie er sich mit den Jahren zu seinem Vorteil verändert hat, wie er auch in der Größe so vorzüglich zu ihr paßt. Nur scheint er ihr nicht sehr lenkbar — und wenn sie schon ihre Theorien umstürzt und doch heiratet, kann sie nur einen Mann brauchen, der lenkbar ist, wie das Luftschiff es sein sollte. Sie beschließt zu sondieren.

Sie: „Ja, Feldern — wie denken Sie sich's denn — wenn ich ... wenn ich mich nun entschlösse ..."

Er (erregt): „Denken? Denken? Nun, wie's eben ist, wenn man heiratet ..."

Sie (mit hochherzigem Elan): „Ja, wenn sie mir garantieren wollen, daß ich dreiviertel Jahr auf Reisen zubringen darf, so will ich mich wohl verpflichten, ein Vierteljahr mit Ihnen in Niebelschütz zu leben."

Er (ironisch): „Wie großmütig Sie sind, Anne-Marie! Wäre es dann nicht gleich besser, wir nehmen überhaupt die Statuten, die Sie auf der Mauer von San Miniato mit Irene entworfen haben, und setzten Egoismus nicht bloß als Recht, sondern als Pflicht fest? (Sehr energisch) Nein, Anne-Marie! Sie fassen mich doch zu wenig als Mann auf! Ich will ja zugeben, daß das dritte Geschlecht noch stärker sein mag als das starke — aber so ganz das schwache möchte ich Ihnen gegenüber doch auch nicht repräsentieren. Auf dies Vierteljahr verzichte ich — das wäre ja, wie wenn man ein Haus auf Abbruch kauft . . ."

Sie: „Feldern, wir verstehen uns nicht mehr."

Er (grimmig): „Taten wir es denn jemals? Verstanden wir uns vielleicht in Capri? Oder sieben Jahre früher, als ich die naive Ungeschicklichkeit beging, mir in Ihrer ersten Ballsaison Ihren ersten Refus zu holen? Ich war ein Tor, daß ich heute abend noch einmal auf das Glatteis ging."

Sie (eigensinnig und vorwurfsvoll): „Aber Sie wollten doch mit heraufkommen?"

Es klingelt draußen heftig.

Sie: „Das ist sicher Irene! Zanken wir uns doch nicht, Feldern. Bleiben Sie noch etwas: Sie interessieren sich doch so für Irene. Irene braut so vorzügliche

kalte Ente (in ganz gesellschaftlichem Ton). Sagen Sie, können Sie nicht Mittwoch bei uns dinieren?"

Er (strebt nach der Tür): „Ich reise morgen früh. Anne-Marie, Sie sind sonderbar! Ich möchte mein Leben mit Ihnen teilen, und Sie laden mich zum Diner — ich möchte den Becher des Glücks an die Lippen setzen — und Sie offerieren mir kalte Ente ..."

Er verbeugt sich förmlich und geht zur Tür. Draußen öffnet die Jungfer gerade der heimkehrenden Irene, hinter der eine Gruppe Menschen sichtbar wird, die sich in ähnlicher Verteilung wie auf den golden stairs von Burne-Jones die Vorplatztreppe heraufwindet, im übrigen aber wenig Burne-Jonesartig wirkt.

Anne-Marie, die ihm zur Tür gefolgt ist (schüchtern und bittend, was ihr sehr hübsch steht): „Ach, Irene bringt ihr ganzes Diner mit, laufen Sie doch nicht davon, Feldern!"

Irene — eine „ramassierte" Erscheinung, deren Volumen fast den ganzen Vorplatz ausfüllt, stürmt über die Schwelle.

Irene (stolz): „Na, ich bringe eine Menge Typen mit! Herr Agathon Busch will uns etwas Bierbaum deklamieren und das Neueste von Hans Heinz Ewers — und meine griechischen Freunde kommen auch, und Mara will dann die Yvette parodieren."

Sie erblickt Feldern, ist sichtlich angenehm berührt.

Anne-Marie stellt vor: „Herr von Feldern — Freiin Irene von Schaukal."

Feldern (grimmig für sich): „Schaukal? Mehr Scheusal ..."

Er gleitet möglichst rasch an ihr vorüber auf den Vorplatz. Noch einen Blick wirft er auf Anne-Marie zurück, die in der blendenden Korridorhelle wie ein schöner moderner Genius dasteht und ihm mit ihren großen blauen Augen enttäuscht nachsieht.

Sie empfindet im Augenblick ein so heftiges Bedauern, wie sie es bei ihrer „abgeklärten" Natur gar nicht für möglich gehalten hätte. Der Anblick der anrückenden „Typen" tröstet sie jedoch schnell.

Feldern geht die Treppe herunter und mustert die Gesellschaft, die neben ihm emporsteigt.

Voran Mara, die angefeierte Dichterin, deren Gefühle über das gestrige Fiasko sichtlich in Firdusiempfindungen umgewandelt sind. Sie trägt Reform und hat einen Lorbeerzweig im Haar.

Dann zwei sehr junge Jünglinge mit Elfenbeinteint und schwarzen Locken — aus schwer zu definierendem Milieu — vermutlich das, was unter der Spitzmarke „griechische Landsleute" einen Freibrief für Irenens Salon hat.

Zwei bildhübsche Mädchen, die sehr harmlos aussehen und für die „Jugend" schreiben.

Ein Leutnant im Smoking, der Feldern erschreckt mustert, weil er den Offizier in ihm errät und sein Zivil ihn geniert.

Zuletzt der schlesische Bediente, der gewissermaßen am normalsten von allen aussieht.

Von oben tönt Irenens verhallende Stimme, die der Jungfer zuruft: „Schnell alles zur kalten Ente!"

Das ist das letzte, was Feldern hört. Der Bediente

öffnet ihm die Haustür. Er tritt in die Nacht hinaus und blickt zu den erleuchteten Fenstern zurück.

Tief aufseufzend: „Es ist ja lächerlich — sie so hypermodern — und ich mit diesem unvertilgbaren Schuß Toggenburg im Blut.

„Und dieses Unlogische in ihr — diese Ansprüche, die sie in der Theorie an die Menschen stellt — und dann dies wahllose Anfreunden mit solch wildem Salat!

„Und so was zieht sie mir vor...

„Wie viele Phasen sie noch durchmachen wird, bis mal eine Phase kommt, in die ich passe.

„Am Ende erkundige ich mich mal bei Haby, ob er nicht ein Mittel hat, um Haare blau zu färben?

(Er lacht in grimmiger Selbstironie.)

„Das Schneidigste wär's ja, nun Schicht zu machen und eine andre zu nehmen —

„Aberrrr..."

Er wendet sich zum Gehen.

Resigniert aufseufzend: „Na, wer weiß? — — Vielleicht nach nochmals sieben Jahren..."

A trois

Auf der Gasthausterrasse von Torbole.

Sonnige Vormittagsstunde im September.

Die Wellen blitzen und schäumen gegen die Steinquadern des kleinen Hafens. Ein Hauch frischer Kühle weht vom Wasser. Die „Ora" bläst.

Ida von Heid, Gattin eines Regierungsrats aus Gumbinnen, sitzt an der Balustrade der Terrasse und blinzelt auf die Flut. Sie hat etwas Müdes, Weiches, Rundes, angenehm Elegisches.

Edith, ihre jüngere Schwester, schwingt sich mit anmutigem Ruck auf die Brüstung. Neunzehn Jahre, sehr hübsch, in hellem Batistkleid mit sorgsam „ondulliertem" Blondhaar, sehr verzogen und vorwitzig.

Ida (besorgt): „Es weht so. Wenn das nur Adolf nicht ärgert!"

Edith (zuckt gleichmütig die Achseln): „Ja, das ist nun der ortsübliche Mittagswind, der immer über den Gardasee geweht hat, schon zu Zeiten des Catull und zu den Zeiten Goethes — der war vor Adolf hier, und Adolf muß ihn eben ertragen. Er bläst ja auch schließlich nicht, um Adolf einen Tort anzutun, sondern nur, weil er nicht anders kann."

Ida: „Ja, du nimmst alles leicht. Du weißt nicht, wie es ist, wenn einem Mann etwas auf die Nerven fällt — das schlägt allemal auf unsereinen zurück — und

wo er ohnehin auf dieser Reise schon so viel Aerger gehabt hat —"

Edith: „Ja, aber was für Aerger? Künstlich gemachten, an den Haaren herbeigezogenen — lauter Aerger, den er selbst provoziert hat! Warum nimmt er dies Land nun nicht kritiklos hin, wie es ist, mit all seiner Schönheit und all seiner Bummelei! Warum sollen die Leute hier mit einemmal alle so sein wie normale Spießbürger zu Hause?"

Ida: „Er hat eben diesen scharfen Verstand, der ihn so tief in die Dinge blicken läßt."

Edith (überlegen tadelnd): „Ach was! Er sieht die Welt durch eine Beamtenbrille an! Das ist schon an sich was Fürchterliches — aber für Italien ist's vollends ein Unglück."

Regierungsrat von Heid tritt durch die Glastür auf die Terrasse. Er sieht tief verstimmt aus, dadurch älter und unschöner, als er im Grunde ist. Sehr soigniert gekleidet, ohne eine besonders günstige Wirkung damit zu erzielen.

v. Heid (mit verärgerter, schnarrender Stimme): „Was bedeutet denn dieser verfluchte Wind hier? Und das will der Süden sein! Da reist man in vollgepfropften Zügen mit einer Horde von Idioten und ewigen Verspätungen tagelang wie ein Gepäckstück und hofft auf Wärme und weiche Luft — und schließlich kommt man denn an in solch elendem Spitzbubennest, wo selbst die Wickelkinder schon auf Bettelei abgerichtet sind — und da zieht's ganz gemein, geradeso, als ginge man im Novembersturm auf der Lindenstraße in Gumbinnen

spazieren. Ich bin schon total rauh im Hals. Wo ist meine Reiseapotheke, wo sind Bryonia und Akonit? Vielleicht kann ich die Erkältung noch mit einem Präservativmittel unterlaufen."

Ida (geduldig): „Die homöopathischen Sachen stecken alle zwischen dem dalmatischen Insektenpulver und der Salizylwatte."

Edith (in dünner Bluse, lächelnd, verächtlich): „Solche Winde erkälten gar nicht — die schmeicheln ja nur. Die Leute von Torbole müßten ja sonst immer rauh im Hals sein."

Adolf: „Ach was, dies Pack! Das zählt ja überhaupt gar nicht. Das ist die faulste und niederträchtigste Gesellschaft, die mir noch je vorgekommen ist."

Edith: „Warum? Weil sie am Wasser liegen und nichts tun, als in die schöne Welt zu schauen? Laß sie doch! Mit Grazie faulenzen ist auch ein Talent. Uebrigens macht der ausschließliche Verkehr mit dem Wasser alle Leute träge. Sei mal erst längere Zeit Fischer in Torbole!"

Adolf: „Bitte, keine derartigen Vorschläge! Der Pöbel hier steht auf einer ganz jammervoll niedrigen Kulturstufe. Wenn ich allein diese Kinderhaufen sehe, zuckt's mir ordentlich in den Fingern. Statt in der Schule zu sitzen, räkeln sie sich in der Sonne."

Edith: „Sie sind wie die Lacerten von Torbole. All das Volk hier steht der Natur so nah. Das macht sie menschlich so liebenswert."

Adolf (wütend): „Wenn ich nur mal Ordnung in die Bande bringen könnte!"

Edith (lachend): „Das glaub' ich! Wenn die Gegend

hier preußische Provinz wäre und du Oberpräsident davon, da würde es wohl anders aussehen!"

Ida (begütigend): „Aber, Ihr Lieben, neckt euch doch nicht immerfort! Ihr seid schon die ganze Reise so erregt gegeneinander." (Ablenkend): „Wo warst du, Adolf? Hast du Briefe geschrieben?"

Adolf (mit Hochgefühl): „Ich habe eine Beschwerdeschrift von acht Seiten aufgesetzt an die Eisenbahndirektion. Haarscharf hab' ich den Zustand in Bozen geschildert, die Weigerung, neue Waggons einzustellen, das Davonlaufen des Bahnhofsvorstehers — na, der wird's zu hören bekommen! Zufällig war der Herr aus Trient auch im Schreibzimmer — den haben sie mit seinem Billett erster in zweiter Güte gepfercht, weil in erster kein Platz war. Er hat mit unterschrieben. Ein angenehmer Mensch übrigens — Besitzer aus der Nähe von Ostrowo."

Edith: „Dieser Nörgler, der in Mori so fluchte, daß die Berge am Gardasee nicht genug Bäume hätten?"

Adolf: „Derselbe. Nebenbei eine durchaus treffende Bemerkung. Die ganze Landschaft hier sieht ja wie abgenagt aus, als wären Mäuse darüber gewesen — und diese schrecklichen vertrockneten Weingärten mit den elenden Maiskolben und den weißen Kalkflecken, die einem ordentlich die Lust an den Trauben vergällen —"

Edith (tief empört in ihrer jungen Italienbegeisterung): „Solche Menschen — ich meine jetzt übrigens ohne jede Anzüglichkeit nur den aus Ostrowo — sollte man in dies Land gar nicht hereinlassen! Die sollen nach Schierke gehn oder nach Thüringen — da haben sie Wälder, über denen noch keine Mäuse waren!"

Adolf: „So, du willst also behaupten, daß du diese ausgedörrte Gegend wirklich schön findest?"

Edith (erregt): „Und ob! Gerade was du ‚ausgedörrt' nennst, entzückt mich so! Es wäre ja einfach entsetzlich, wenn ein Kranz von Buchen oder Linden diesen südlichen See einfassen wollte! Wie unerträglich würde dann sein starkes Blau wirken neben solch grasgrünen Neuruppiner Farben — macht doch gerade das graue Braun dieser stillen großen Felsen, diese grauen, alten Kastelle, die so diskret aus dem Schatten wachsen, diese breiten Kieselbetten der Flüsse, diese edle Patina von Staub, die auf den Oliven und Ortschaften liegt — macht das doch alles erst die Feinheit dieser unvergleichlichen Landschaft aus!"

Adolf (lacht ingrimmig und steckt beide Hände in die Taschen): „Edle Patina von Staub! So, das ist deine Entschuldigungsformel für all den grenzenlosen Schmutz, der mir das ganze Riva verleidet? Was im Sole d'oro auf den Tischen lag, über jedem Trinkglas und auf jeder Sache, die man anfaßte — das war wohl auch ‚edle Patina'?! Nun, da bin ich nur neugierig, in welche poetische Rubrik du das schiebst, was nachts so verdächtig hinter den Tapeten raschelte — edle Geschlechter von Mäusen? — Was?"

Edith: „Adolf, wenn du ironisch wirst . . ."

Ida (ermahnend): „Edith — bitte, vergiß dich nicht!"

Adolf: „Ich hasse es, wenn jemand sich so grundlos darauf losbegeistert und jede Unordentlichkeit und jede Geschmacklosigkeit als was Herrliches hinnimmt."

Edith (feindselig, mit zitternden Fingerspitzen): „Die

Natur hat immer Geschmack — mehr jedenfalls als manche reisende Regierungsräte ..."

Ida (flehend): „Edith!"

Adolf (sehr von oben herab): „Geradezu kindisch erschien mir's, wie du gestern in Riva über den schrecklichen Spiritusladen so in Ekstase gerietest, wo es so entsetzlich roch und die Kommis so mogelten."

Edith: „Allerdings, es roch nicht schön — und die Kommis mogelten — aber sie hießen Tullio und Alessandro, und es war wie Musik, wenn sie sich bei Namen riefen. So was entzückt mich nun — allein der Wohllaut in den Namen überall!"

Adolf (schnöde): „Ueberall? Hier heißt der Wirt Schwinghackl und in Gardone heißt er Lützelschwab ... ich begreife nicht, wo da der Wohllaut sitzt —"

Edith (schweigt betroffen von der schlagenden Beweiskraft dieser Tatsachen).

Adolf (setzt triumphierend hinzu): „Und in Desenzano heißt er sogar Meyer!"

Edith (die sich gefaßt hat, kühl): „Die Berge und Burgen kennst du nie mit Namen, aber die Gastwirte alle — das ist auch eine Art zu reisen."

Adolf: „Und deine Art ist, Gelesenes nachzusprechen — denn alles, was du vorbringst, sind nicht etwa eigne Gedanken und Urteile, sondern nur Zitate. Du hast dich auf Italien präpariert, und nun renommierst du mit deinem Wissen."

Edith (springt mit schnellem Satz von der Balustrade herunter und steht tiefgekränkt vor ihm): „Aber natürlich hab' ich mich präpariert: wie sollt' ich denn auch alles

von selber wissen, ich mit meinen neunzehn Jahren, wo ich früher überhaupt noch gar nicht über die Grenze gekommen bin? Den ganzen Cicerone habe ich durchgeochst, Hehn und Gregorovius, zwei Winter Kunstgeschichte gehört und meine Bildung erweitert, wo es ging. Amüsant war's oft nicht, und ein Band Ompteda wäre mir manchmal lieber gewesen. Aber ich hielt Vorbereitung für Pflicht. Ich mißbillige die Menschen, die ohne jede Bildung, blos mit zu viel Handgepäck, über die Alpen steigen. Die verdienen Italien nicht — ich aber verdien's! Zu jeder Stadt — und wenn man mich nachts weckt — kann ich die Familie nennen, die dazugehört, wie die Scaliger für Verona, die Gonzaga für Mantua, die Peruzzi für Siena. Die römischen Könige kenn' ich rückwärts — ich kann Luca della Robbia von Andrea unterscheiden und erkenne aus den frühen Raffaels das Peruginеske heraus. Du aber ahnst von alledem nichts — du ..."

Ida: „Bitte, jetzt hört auf — ich weiß ja, ihr neckt euch immer nur, aber auch das hat Grenzen."

Adolf (weihevoll, ganz von oben herab): „Ich konstatiere, daß mich jemand, der unter zwanzig Jahren ist, überhaupt nicht beleidigen kann, da Menschen in diesem Alter für mich gewissermaßen noch gar nicht mitzählen. Im übrigen, liebe Schwägerin, bedaure ich, daß du dich mehr und mehr zum Blaustrumpf zu entwickeln scheinst. Ich kann dir nur sagen: heirate! Für dich ist's höchste Zeit, daß du in feste Hände kommst. Ich wünschte dir einen energischen Rittmeister, der dich mit Sporen und Kandare behandelte ..."

Edith (ebenso hautaine, mit mühsamer Beherrschung): „Gegen Rittmeister an sich hätte ich in der Theorie nichts einzuwenden ..."

Adolf (legt die Hand an die Stirn): „Ich fühle meine Nerven wieder — dieser vermaledeite Wind ..."

Ida: „Wollen wir uns nicht hineinsetzen?"

Adolf: „Laß nur — ich muß Ruhe haben — ich will mich auch gleich bei der Postverwaltung beschweren — noch nichts aus Gumbinnen — keine Zeitung nachgesandt — kein Brief — infame Bummelwirtschaft ..." (geht scheltend ab).

Edith (schaut ihm mit blitzenden Augen nach): „Das mit den neunzehn Jahren ist einfach eine Roheit ..."

Ida (sich aus ihrer Lethargie aufraffend): „Nein, Edith, so geht's aber nicht weiter — es ist doch seine Erholungsreise — schließlich hat er doch dir zuliebe Garmisch aufgegeben."

Edith (etwas kleinlaut): „Ach, Ida, du wolltest doch auch gern mal nach Italien —"

Ida: „Ja, aber meine Wünsche stehen mir immer in zweiter Linie — in erster seine Erholung —"

Edith (schwingt sich wieder auf die Brüstung): „Weißt du, Ida, du bist rührend! Du scheinst wirklich auf dem Standpunkt zu stehen, daß der Mann in der Ehe die Hauptsache ist ..."

Ida (lächelnd): „Gewissermaßen ja ..."

Edith: „Ich finde aber, du verweichlichst ihn. Es wäre viel besser, er würde stramm genommen. Wozu immer die Medikamente? Dies ewige Vorbeugen und Unterlaufen von Erkältungen mit Salis und Antis?

Die Leute im Coupé lachten ja gestern, wie er Zugluft konstatierte und gleich ein Pulver nahm! So waren früher alte Damen — und so sind jetzt deutsche Männer! Nein, mit dem Geschlecht geht's bergab. Warum bringst du ihn nicht zu Lahmann? Der stellt ihn acht Wochen ganz au naturel in den Garten und dann kommt er vielleicht wieder zurecht. Aber so drei Ueberzieher übereinander wie neulich in Gossensaß — das würde ich einfach nicht dulden ..."

Ida (seufzend): „Sei erst mal verheiratet und dann rede über das, was du dulden willst und was nicht."

Edith: „Mein Mann dürfte sich jedenfalls nicht so viel erkälten. So was haff' ich — ein Schnupfen alle Jahre, weil damit 'ne Krankheit fortgeht — aber damit basta!"

Ida: „Ich weiß gar nicht, ihr standet euch doch früher so gut? Und nun hackt ihr mit einem Male so aufeinander los —"

Edith: „Weil auf Reisen erst der wahre Mensch in die Erscheinung tritt. Früher — ach Gott, Ida, da sah ich ihn ja immer bloß bei Mahlzeiten — und dann küßte er mir die Hand und das findet man ja in dem Alter herrlich — na, und vor der Konfirmation imponiert einem ja jeder. Erst später, wenn man reifer wird, ärgern sie einen — es ist ja scheußlich von mir, aber er krittelt mich nun mal! Er ist auch gar nicht so nett wie zu Hause. Da saß er immer bei seinen Akten, und wir schwatzten und spielten mit Fränzchen. Man muß ihn wenig sehen, ihn homöopathisch genießen, das ist's. Sieh mal, mich ärgert's so an ihm, daß er in beständiger

Wut ist auf alle, die auch reisen und ihm Platz wegnehmen. Ich hab' immer das Gefühl, er schlägt noch mal andre Coupéinsassen tot. Und wenn unvermutet jemand einsteigt, faucht er den an wie ein Igel. Ordentlich peinlich ist's mir oft, besonders wenn der Betreffende jung und hübsch ist. Immer will er alles für sich allein und bezahlt doch auch nur einen Platz! Und wer billig gekleidet ist und nicht prima aussieht, den verachtet er gleich und nennt ihn „Knote", und wenn so einer sich im Lauf der Zeit besonders sympathisch entwickelt, schwingt er sich allenfalls dazu auf, ihn als „besseren Knoten" zu bezeichnen. Ich finde diese Manier einfach unchristlich! Die billig gekleideten sind doch oft gerade die nettesten Reisenden! Es sind oft die mit dem größten Enthusiasmus und dem vollsten Schönheitsgefühl — was tut's denn, wenn es Enthusiasmus ohne Plättfalten in den Inexpressibles und Schönheitsgefühl unter einem Jägerhemd ist! Ach, und dann rollen sich seine Tiraden ab, die ich nun schon so genau kenne, daß mal irgendein Weltreisender — ich glaube Ehlers — gesagt haben soll, die Deutschen wären das schmutzigste Volk der Erde und daß das nie besser würde — nie — nie! — und so laut ruft er das durchs ganze Coupé, daß der nette, langhaarige Künstler gestern ganz geängstigt in seine allerdings nicht einwandsfreien Locken griff. Sieh mal, ich bin auch für Seife und Haarschneiden zu rechter Zeit — aber wenn andre ohne das glücklich sind, so hab' ich, find' ich, das Recht nicht, sie in ihrem Glück zu stören. Wenn sie ihn ärgern, soll er doch nicht immer hingucken auf die andern! Er hat überhaupt kein Talent zum

Reisen — er ist kein Lebenskünstler. Zum Beispiel finde ich's Wahnsinn, daß er sich immer so wahrheitsgetreue Bulletins über Fränzchens Betragen bestellt. Tante Kläre könnte ja ruhig ein bißchen schwindeln — aber nein! Bei ihrer Ehre läßt er sie schwören, daß sie alles berichten muß — und Tante Kläre hält natürlich enorm auf ihre Ehre — und Fränzchen wird ja natürlich faul wie immer sein — so fleißige Männer kriegen immer faule Töchter — und naseweis dazu — und dann verärgert's euch den Gardasee. Und noch eins: warum immer dies Giepern nach Berliner Zeitungen? Er soll doch die Lokalblätter hier im Lande lesen, wenn er schon an der Grenze von Italien sitzt —"

Ida: „Das verstehst du nicht — er erwartet Veränderungen im Ministerium, die vielleicht auf seine Karriere Einfluß haben."

Edith: „Ja, Personalveränderungen, das ist sein Steckenpferd. Wenn einer sich für große Politik interessiert, siehst du, das gefällt mir — aber immer so dies Gerede, wohin der kommt? Und ob der was wird? Und ob X. das Zeug zum Regierungspräsidenten hat? Und ob Ypsilon sich ins Ministerium bohren wird? Und all solcher gleichgültiger Kram —"

Ida (die alles richtig findet, was Edith sagt, aber es beileibe nicht zugeben will): „Edith, es kann einem manchmal himmelangst werden bei der Suada deiner neunzehn Jahre."

Edith: „Gott, Ida — wir können doch offen miteinander reden. Ich weiß es doch ganz genau, daß du ihn auch nicht extra fandest, eh' er um dich anhielt —

und daß Mama drei Tage hat auf dich einreden müssen, bis du ja sagtest —"

Ida (sieht erschrocken auf): „Wie kommst du auf solchen Unsinn?"

Edith: „Na, ich war doch so zehnjährig damals, und in dem Alter liegt man ja immer an den Türen — "

Ida (mit sanftem Tadel): „Nein, so weit darfst du nicht gehen. Was früher war, ist jetzt wie ausgelöscht. Er ist mein Mann, und ich bin glücklich verheiratet... Wenn du älter bist, wirst du ihn auch richtiger schätzen lernen. Du weißt gar nicht, wie große Stücke seine Vorgesetzten auf ihn halten — und seine Kollegen. Und wie schwer er's gehabt hat in seiner Jugend, Waise sein und immer knappe Mittel haben, davon wird man eben nicht so liebenswürdig wie andre, denen's immer gut gegangen ist wie zum Beispiel uns, die wir von gemeinen Sorgen nichts kannten —"

Edith sieht sie zweifelnd an — (für sich): „Wie anspruchslos sie auf Glück ist — und dabei fürchtete Mama früher, sie könnte mal eine wahnsinnige Liebesheirat machen, Heldenspieler, Indianerhäuptling, schöner Pferdebahnschaffner oder dergleichen... und nun so... Himmel, wenn mich die Ehe nur nicht auch mal so bescheiden macht..."

Ida (sieht unverwandt auf die vollen Oleanderblüten, die neben ihr im Winde zittern — dann lebhaft, wie sich selbst zuredend): „Jawohl! Glücklich verheiratet, denn was an Schwierigkeiten dabei war, das wußte ich alles vorher zur Genüge — und neue Schwierigkeiten sind nicht dazugekommen. Aber über so etwas soll man nicht reden — das ist ein zu weites Feld..."

Edith (die das drückende Gefühl hat, in ihrem Aerger unzart gewesen zu sein, ablenkend): „Ach, da pfeift der Dampfer von Riva, es werden Leute ein- und ausgebootet — da muß ich dabei sein —“

Sie läuft leicht und schnell davon.

Ida (sieht ihr mit einem sonderbaren Lächeln nach): „Ich lasse sie immer zu lange reden und stoppe zu spät. Aber wenn ich sie höre, ist's mir, als säße mein früheres Ich da auf der Balustrade und babbelte los, so mit all den Prätensionen und der ganzen Unfehlbarkeit der nineteen years — und das heimelt mich dann an —“

(In den vorigen Gedankengang zurücksinkend): „Nein, neue Schwierigkeiten sind nicht dazugekommen, und alle Vorzüge, die Mama mir damals so energisch entgegendonnerte, haben sich vollauf bewährt — daß er so riesig Ehrenmann ist, so tadellose Gesinnungen hat, solch enorm tüchtiger Beamter — ja, und was sagte doch Mama, was schließlich bei mir durchschlug: daß er eine Partie sei, die ausgeschlagen zu haben ein Mädchen später immer bereuen würde. So apodiktisch sagte sie's — sie konnte etwas von Velleda haben in solchen Augenblicken. Komisch, das letzte Argument, das vielleicht das trivialste war, gab bei mir den Ausschlag. Rührend eigentlich, solch ein Mädchen, das seine Lebenschancen abwägt — na, nun ist's ja überstanden! — Seltsam nur, daß man sich an so vieles gewöhnt — nur an ein beständiges Nörgeln nicht. Fast gönne ich ihm Ediths Aufbocken — ich würde es ja doch nie wagen —“

Adolf (empört durch die Mitteltür): „Dies ist ein absolut ungeeigneter Ort für mich. Spaziergänge gar nicht

— oder auf formidabeln Wegen. Dabei findet sich die Straßenreinigung in empörendem Zustand; ich begreife Malzahns nicht, daß sie uns hierher empfehlen konnten! Es ist, als hätten sich Knoten aus allen Zonen hier ein Rendezvous gegeben. Am Klavier sitzt einer und singt aus Tristan — ein schreckliches Wesen in Reformtracht lehnt an seiner Schulter. Im Lesezimmer malen drei langhaarige Maler. Alles riecht nach Terpentin, und aus der Küche riecht's nach Oel. Unsre Stube sieht mir schon jetzt schwer verdächtig aus — ich wette, wir gehen einer qualvollen Nacht entgegen. Im Schreibtischauszug lagen Rechnungen und Bartwichse von Vorbewohnern. Solche Funde sind gräßlich, sie können einem das ganze Reisen verleiden, diese ungewollten Bekanntschaften rückwärts! Die Zimmermädchen müßten gehenkt werden, die solche Spuren nicht tilgen. Ach, wenn wir doch nur in dem reinlichen Garmisch wären!"

Ida: „Aber Adolf — es ist doch vieles so schön hier. Sieh doch nur dies herrliche Vorgebirge da über der blauen Flut — und wie die weißen Segel blitzen und wie das ganze Riva in den Schatten der Felsen hineintaucht! Es ist doch was dran, so auf einer Terrasse über den Wellen zu sitzen, neben wirklichen Oleandern, unter solchem Himmelsblau —"

Adolf (unwillig streng): „Ida, ich habe dich schon oft darauf aufmerksam gemacht, daß du das Praktische der Dinge mehr ins Auge fassen mußt! So ein vages Herumschwärmen hat gar keinen Sinn. Du siehst immer nur die äußere Hülle von allem. Studiere lieber das

Reale, den sozialen Zustand hier, dies grauenhafte Verbummeltsein sämtlicher Verhältnisse —"

Ida: „Ach, Adolf, da ist mir der Schleier doch lieber, durch den ich die Sachen sehe! Und solchen Schleier muß man für Italien haben. Natürlich kann man sagen: Torbole ist ein schmutziges, kleines Nest — aber mit dem gleichen Recht kann man auch sagen: Torbole ist von idealer Schönheit."

Adolf (ingrimmig): „Ich seh' schon, Edith hat dich wieder angesteckt mit ihrer Faselei. Ich begreife gar nicht, wie dieser Quasibackfisch solchen Einfluß auf dich haben kann. Was die schöngeistige Zerfahrenheit anbelangt, seid ihr doch beide eurer Mutter sehr nachgeartet. Ihr habt viel mehr von Professorengören an euch als von richtigen Militärtöchtern, Edith besonders. Uebrigens mißfällt mir das Mädchen neuerdings sehr. Sie läßt es durchaus am nötigen Respekt gegen mich fehlen, den ich als reifer Mann und Haupt der Familie verlangen kann und muß."

Ida (entschuldigend): „Sie meint das nicht so. Das kommt nur vom Reisen — sie wird immer so ausgelassen in leichter Luft."

Er (ironisch): „Du willst ihre Unarten klimatisch motivieren? Nun, ich sage dir, meine Geduld ist ganz am Rande — es schwebt eine Katastrophe in der Luft — sie soll sich wirklich in acht nehmen!"

(Er tritt an die Seitenbrüstung der Terrasse. Der kleine Hafen leuchtet im Sonnenglanz. Die Leute von Torbole sehen mit weit aufgerissenen Augen dem Ausbooten wie einem ungeheuern Ereignis zu. Der schlanke

Bug des Dampfers liegt rechts im Wasser. Um die Boote schäumt die Brandung. Alles lärmt und schreit ohne Grund, und die bunten Lumpen der Fischerkinder leuchten wie Freudenfahnen.)

Adolf (ingrimmig): „Welch zweckloses Gejohle! Und Edith mitten drin und will sich totlachen über das Ausbooten — und mit dem Herrn aus Ostrowo hat sie auch richtig angebändelt. Ich muß sagen (er schaut mit verschränkten Armen dräuend auf die Ahnungslose nieder), sie ist wirklich etwas reichlich leicht! Gestern in Riva hat sie sich eine volle halbe Stunde mit einem jungen Fischer unterhalten — noch dazu italienisch — ganz unkontrollierbar — und als ich sie nach dem Warum fragte, sagte sie: ‚Weil er so hübsch ist!' Den liebenswürdigen alten Geheimrat in Gossensaß dagegen hat sie glatt ignoriert, so daß es mir ordentlich peinlich war — und als ich sie nach dem Warum fragte, sagte sie: ‚Ach, weil er so alt ist —'"

Ida (verständnisvoll lächelnd, da sie diese Logik von früher kennt): „Ja, aber weshalb fragst du sie auch so viel nach den Warums? Es reizt sie nun mal, Menschen zu chokieren — so ist man mit neunzehn!"

Adolf: „Du warst doch, hoffe ich, niemals so . . ."

Ida: „Wer weiß? Du lerntest mich ja erst mit dreiundzwanzig kennen . . ."

Adolf (streng): „Es täte mir leid, dich mir so vorstellen zu müssen . . ."

Ida (ablenkend, da auch das ein zu „weites Feld" ist): „Hast du das Akonit gefunden?"

Adolf: „Ja — aber wie soll's helfen? Es zieht ja überall — wie lange mag denn diese verwünschte Ora blasen? —"

Ida: „Ich glaube, bis nachmittag . . ."

Adolf: „Ich würde so gern einen Renn machen — ich hab' den Pedometer bei mir. Aber wohin soll man hier? Staub auf der Landstraße schlucken lieb' ich nicht. Links hört der Ort ja gleich auf. Nago verlockt mich nicht, und wenn ich segle, wird mir schlecht. Es ist ein absolut verfehlter Aufenthalt. Am liebsten ließe ich das ganze Italien schießen —"

Ida (erschreckt): „Ehe du überhaupt drin bist? Die Grenze geht ja erst durch den See."

Adolf: „Mir genügt dieser Vorschmack. Rundreisebillette für Italien haben wir noch nicht —"

Ida: „Aber Edith würde ja außer sich sein!"

Adolf (mit Wollust an der eignen Strenge): „Es fragt sich sehr, ob Edith es verdient, daß ich die Rücksicht auf sie über die Rücksicht auf mich stelle."

Edith (kommt mit einer Handvoll Postsachen triumphierend angelaufen): „Adolf, zieh deine Beschwerde gegen die Postverwaltung zurück. Die Welt ist doch besser als du denkst. Die Post von Torbole funktioniert ganz normal: Kreuzzeitung, das Gumbinner Tageblatt, komprimierte Vichytablettes von Heyl und ein Doppelbrief von Tante Kläre . . ."

Adolf nimmt alles hastig an sich.

Ida: „Bitte mir den Brief —"

Adolf (in den Zeitungen wühlend): „Erst wird zugesehen, ob Bissings Nachfolger ernannt ist."

Edith (ungeduldig): „Schon wieder das mit Bissing — immer kommt's. Selbst am Ponalefall gestern."

Adolf (entrüstet): „Ja, dir ist's gleich, ob wir ewig in Gumbinnen sitzen bleiben! Daß der Mensch auch mal vorwärtskommen und etwas mehr als Regierungsrat werden will, das siehst du nicht ein. Dir genügt Gumbinnen als Besuchsort, weil's Garnison ist. Du hast ja mal erklärt, Lyck und Kosel wären dir lieber als der schönstgelegene Ort, wo nichts ‚liegt'. Das sind so deine Gesichtspunkte. Meine Karriere gilt dir nichts. Bissing interessierte sich für mich. Wenn ein neuer Personalienrat kommt, kann ich extra nach Berlin fahren und muß die Sache wieder neu befingern —"

Ida: „Ach, bitte — sieh doch erst zu, wie's Fränzchen geht . . ."

Adolf (öffnet leise vor sich hinscheltend Tante Kläres Brief — dann mit einer gewissen Befriedigung): „Na ja, wie ich dachte . . ."

Ida (besorgt): „Was denn, Adolf?"

Adolf (hebt abwehrend die Hand): „Laß mich erst zu Ende lesen!"

Edith (seufzt ungeduldig): „Weißt du übrigens, Ida, wer unten ausgebootet wurde? Armgard Behrenberg, die gute Alte, Mamas Schulfreundin. Sie freute sich riesig, wie sie mich sah. Morgen früh will sie in Verona zu Cook stoßen und dann für fünfhundert Mark, glaub' ich, Getränke exklusive, den ganzen italienischen Stiefel hinunter und wieder hinauf. Die Glückliche! Wir haben zusammen geschwärmt, o! Dies schöne, dies himmlische Land! Und so an der Grenze zu stehen und sich zu

sagen: Da liegt's! Du darfst wirklich hinein — dein ist alles, was du zu genießen vermagst ..."

Sie sieht sehnsüchtig in die Ferne, wo matt im Mittagsdunst die Scaligertürme von Malcesine wie ein blasses Pastellbild aufsteigen.

Ida (gedankenlos, da sie auf den Brief wartet und aus Adolfs gerunzelten Brauen nichts Gutes ahnt): „Wo ist sie denn, die Behrenberg?"

Er: „Sie sitzt drinnen im Restaurant über einer Lachsforelle ..."

Adolf (schlägt den Brief auf den Tisch. Obwohl er Fränzchens Vater ist, genießt er das mäßige Bulletin in der Hoffnung, daß es Ida aus ihrer beschaulichen Ruhe aufrüttelt): „Wie ich's dachte. Wieder träge mit Handarbeiten — wieder vorlaut im höchsten Grad! Immer das gleiche Lied. Tante Kläre schreibt ganz unglücklich. Weiß der Himmel, woher das Kind das hat?! Von mir sicher nicht, denn ich weiß, daß ich nach jeder Richtung hin ein pietätvolles Kind war. Bei dir, Ida, ist mir dieser Hang zu vorlauten Bemerkungen auch nie aufgefallen ... (Er gräbt die Rechte in die Tasche und wendet die Augen mit scharfem Inquisitionsblick der Schwägerin zu, die blond, rosig und weiß am Tisch steht). Da müssen wohl andre Paten dem Kind diese Eigenschaft eingebunden haben ..." (Er fixiert sie anzüglich.)

Edith (zuckt indigniert die Achseln): „Adolf! So was find' ich nun lächerlich! — Erstens in solch herrlicher Umgebung, die jeden Menschen aus seinem persönlichen Quark herausheben sollte, sich überhaupt zu erbosen!

Zweitens noch dazu über ein kleines Kind, und über ein so liebes kleines Kind wie euer Fränzchen! Und drittens mir die Schuld zuzuschieben, weil ich die Patin bin! Weshalb nahmst du mich denn zur Patin? Warum nahmst du denn nicht die biedere Tante Kläre oder deinen stumpfsinnigen Onkel Ferdinand, um den du immer solchen cas machst, bloß weil er mal kurze Zeit Oberpräsident war? Vielleicht hätten die Fränzchen bessere Eigenschaften eingebunden als ich."

Adolf (erhebt sich. Er ist so erregt, daß die Korpsabzeichen an seiner Uhrkette zittern. Die Katastrophe naht): „Weshalb ich dich zur Patin nahm? Weil ich dich anders taxiert hatte — weil ich dich überschätzte bisher ..."

Ida (mit sanftem Vorwurf): „Aber Adolf ..."

Adolf: „Ja, erst jetzt auf dieser gemeinsamen Reise lerne ich dich kennen. Du fällst mir auf die Nerven mit deinem ewigen Widerspruch. Du verdirbst mir die ganze Erholung. Du hast es nun erreicht, daß ich meine Pläne jetzt ändere! Diese Nacht noch fahren wir nordwärts, direkt durch nach Garmisch. Für den Süden danke ich. Der ist mir nicht proper genug."

Edith: „So! Und Ida bleibt bei mir?"

Adolf: „Nein, ihr kommt mit."

Edith (außer sich): „O, das ist abscheulich — und was hab' ich mich auf diese Reise gefreut! Und gespart habe ich dafür. Mama sagte immer, es wäre ordentlich rührend, wie ich sparte. In einem Dreizehnmarkkleid von Wertheim bin ich gelaufen den ganzen Sommer lang! Kaum im Theater war ich! Alles hab' ich zur

Reisekasse geschlagen — alles! Und nun in Garmisch zu sitzen, wo ich bayrisches Gebirge doch gar nicht mag! Und dann noch mit dir — und angeödet werden — nein, das ist zu viel!" (Sie wirft sich auf den Stuhl und bricht schnell und ziemlich geräuschvoll in Tränen aus.)

Ida (leise zu Adolf): „Das geht doch aber nicht..."

Edith (hört ebenso schnell wieder zu weinen auf und springt in die Höhe — mit raschem Entschluß): „Nun gut, dann reis' ich eben ohne dich, Adolf! Ich fordere sofort mein Drittel aus der Reisekasse. Ich schließe mich der Behrenberg an. Sie ist Mamas Freundin und genügt mir vollkommen als Schutz. Ich geh' auch mit Cook. Es ist durchaus standesgemäß — es tun's viele. Und sicher ist's auch. Passiert was, so kommen gleich alle um — dagegen kann niemand was sagen. Sie redete mir schon vorhin zu, weil sie das Reisen à trois schrecklich findet, denn „two is company — three is none" und außerdem (mit vernichtendem Blick) kennt sie dich, Adolf!..."

Da mehrere Schwinghacklsche Gäste die erregte Szene aus der Ferne amüsiert beobachten, hat Adolf es für gut befunden, den Unbeteiligten zu markieren und Ediths Erörterung ganz zu ignorieren.

Mit Weltmannsruhe zu seiner Gattin, der er den Hals hinhält: „Fühle, Ida! Meine Mandeln sind richtig geschwollen. Ein See mit solchen Winden ist wirklich nichts für mich, und ein Mädchen mit solchem Mundwerk auch nicht. Ich bin ein Mensch, der Erholung will, der elf Monate gearbeitet hat wie ein

Droschkenpferd. Ich schulde es mir, dir, Fränzchen, dem Staat, mich zu erhalten. Wenn ich noch länger mit Edith reise, muß ich direkt in ein Sanatorium — dann bin ich reif für Binswanger oder Wiederholdt —" (er geht wütend ab).

Edith (die gespannt zugehört hat): „Siehst du, er ist sicher für die Behrenberg! Aber um eins fleh' ich dich an, Ida, du kommst auch mit! Du mußt auch mit, mit Cook! Du sollst mal sehen, wie's herrlich wird! Wir zwei ohne Adolf! Du weißt doch, wo er seine Reisekasse hat — dann können wir ja gleich unsern Part selbst nehmen und ihm sein Drittel zurücklassen — und gleich auf und davon mit der Behrenberg, denn wir müssen uns schnell entschließen. Sie will mit dem Vieruhrschiff nach Desenzano, dann gleich weiter nach Verona — denke dir, Ida! Morgen aufwachen in der Stadt des Romeo —"

Ida: „Ach, Edith, das ist ja ganz unmöglich. Ich gehöre doch dahin, wo mein Mann ist."

Edith (aufrichtig und entschieden): „Nein, Ida, solch ewige Nergelei löst jede Verpflichtung. Laß ihn ruhig allein nach Garmisch ziehn. Sei mal freies Weib! Sei nicht so entsetzlich unmodern!"

Ida: „Du kennst Adolf nicht. Wenn ich's täte, wäre er imstande, mich nicht wiederzunehmen."

Edith: „Nun, und was dann? Ida, ich versteh' dich nicht! So einen versetzte ich gleich — ich kann's beschwören . . ."

Ida (etwas ungeduldig): „Rede nicht so kindisch! Ach, Edith, mir ist das alles so contre cœur! Ich gönne

dir ja Italien von Herzen — aber weißt du, die Behrenberg ... sie ist doch zweimal geschieden ... und überhaupt ..."

Edith: „Das ist Mamas Sache. Sie ist Mamas Freundin — folglich hat Mama für sie aufzukommen — und wenn Mama merkwürdige Freundinnen hat, so kann ich doch nicht dafür büßen. Nein, ich schließe mich der Behrenberg an. Ihre Vergangenheit ist mir ganz egal. Jetzt ist sie fünfzig, und wenn sie doch noch Dummheiten macht, halt' ich mich an Cook."

Ida (nachdenklich): „Ihr zweiter Mann stand doch kurze Zeit in Papas Regiment. Und ich weiß sicher, daß damals alle auf seiten des Mannes waren."

Edith (flehend): „Ach, Ida, lassen wir doch den seligen Behrenberg! Solche Rückblicke sind so zeitraubend — ich bitte dich, sprich mit ihr. Sie scheint mir da hinten jetzt mit ihrer Lachsforelle fertig — aber gleich, denn sie ist imstande, vor der Abfahrt noch auf den Monte Baldo zu laufen. Das Weib hat Kräfte ..."

Ida: „Wenn Mama nur ..."

Edith: „Mama nehm' ich auf mich — ich schreibe ihr gleich von Verona. Mama ist ja gar nicht so. In Unabänderliches fügt sie sich immer."

Ida: „Ich glaube gar nicht, daß Adolf es zugeben wird."

Edith (erregt): „Ja, wie denkt er sich denn das? Trennen will er sich ja doch von mir — er hat mich doch eben für direkt gesundheitsschädlich erklärt. Will er mich etwa bis auf weiteres postlagernd in Torbole deponieren? Er und ich müssen doch für einige Zeit getrennt werden. Das ist doch klar ..."

Ida (seufzend): „Ja leider! Ach, Edith, alles andre wird er dir ja vergeben können, so gutherzig wie er doch im Grunde ist. Aber eins verzeiht er dir nie: was du über Onkel Ferdinand gesagt hast!"

Edith (unschuldig und erstaunt): „Was hab' ich denn über Onkel Ferdinand gesagt? Ich kann mich absolut nicht besinnen..."

Ida: „Ja, so sündigt man mit neunzehn Jahren! Erst redet man drauflos und nachher ‚kann man sich nicht besinnen'. Daß er ‚stumpfsinnig' wäre, hast du gesagt. In seiner ganzen Familie wird Adolf diesen Ausspruch von dir erzählen — und wenn einer auch noch so sehr für dich eintritt, solch ein Faktum muß ja jeden erschüttern! Onkel Ferdinand ist ja immer Adolfs Vorbild gewesen, sozusagen sein Ideal — und das ist auch sehr begreiflich —"

Edith (aufrichtig geknickt): „Ach, Ida, nun bist du auch böse — es ist greulich. Sieh doch! Ich stehe im schönsten Moment meines Lebens eben vor Italien — da kann ich mich nicht um euern Onkel Ferdinand aufregen! Ich ahnte gar nicht, daß er euer Familienapis ist. Was geht mich überhaupt Onkel Ferdinand an? Was ist mir Hekuba? Wenn ich was von Stumpfsinn gesagt habe, so hab' ich's in der Rage gesagt — das zählt gar nicht —"

Ida: „Für Adolf doch. Ich seh' ja selbst ein, ihr müßt jetzt getrennt werden. — Ich halte es auch nicht mehr aus, immer so zwischen zwei Feuern. Ich will mit Adolf und dann mit der Behrenberg sprechen — und dann drahte ich gleich an Mama — denn mir allein

ist die Verantwortung zu schwer; warte nur ein paar Minuten, ich komme gleich wieder!" (Sie verschwindet seufzend im Haus.)

Edith steht allein auf der leeren Terrasse und sieht ihr nach. — Sie hat noch eine halbe Minute schlechtes Gewissen. Dann schüttelt sie alle Reue ab.

Ihr Blick fliegt über die besonnte Front des Albergo. An einem der oberen Fenster sieht sie ihren Schwager stehen und mit einer weißen Bandage hantieren.

Edith: „So, da steht er! Er bindet sich ein Halstuch um. Wahrhaftig, der Mensch ist imstande, die Flut des Gardasees zu einem Prießnitz zu benutzen ... nein, dieser Mann paßt nicht nach Italien. Er ist eine Natur für Zinnowitz und Schreiberhau, allenfalls Garmisch ... eine Diesseit des Brenner-Natur — jenseit hat er nichts zu suchen — Aber ich! ..."

Sie dreht sich um und schaut, die Augen mit der Hand beschattend, auf den im Sonnengold funkelnden See — beseligt aufatmend: „Gottlob! Nun geht's wirklich ins ‚bel paëse' ..."

Ein „spätes Mädchen“

In einem römischen Hotel an der Via Condotti. Hochgelegenes Zimmer, in das die Nachmittagssonne scheint.

Auf dem Schreibtisch große Sträuße von Pfirsichblüten — dazwischen ein herrliches Jugendbildnis Pius des Zehnten.

Klara von Wächter. Spätes Mädchen. Recht unschön, aber in jenem Genre, das mit dem Alter immer erträglicher wird. Distinguierte stattliche Figur und tadellose Hände. Sehr wechselnder Ausdruck, meist etwas Verkümmertes, dazwischen leiser Humor, der zuweilen sogar zu überlegener Ironie wird...

Monsignore del Casa. Anziehender Oberitaliener — Vornehm leidende Miene und wohltemperierte Stimme. Interessantes Heben und Senken der Augenlider — schwermütige Lippen — ganz „Damenherr“ im Priesterkleid.

Er ist im Gehen begriffen, hat aber die feminine Schwäche, an der Schwelle noch einen Speech zu halten.

del Casa (mitten im Satz): „Und die weißen Pallien der Erzbischöfe, die Ihnen so gefielen, werden gewebt aus der Wolle jener Lämmer, die man in der Kirche der heiligen Agnes an hohen Festtagen segnet. Sie kennen die Kirche noch nicht. Ich will sie Ihnen morgen zeigen, ehe wir in die Katakomben der Priscilla niedersteigen. Wir werden uns um zehn dort treffen — die

kurländischen Damen aus dem Grand Hotel kommen auch ... (nachdenklich) bei denen wir uns zum erstenmal begegneten! Sie machten mir damals gleich den Eindruck einer unerlösten Seele ...“

Sie: „Die leicht zu erlösen war ...“

Er: „Leicht?! Es gehörte doch viel Entschluß dazu von Ihrer Seite! Sie mußten manches Schiff hinter sich verbrennen ...“

Sie: „Ja, um ein verlockenderes zu besteigen —“

Er: „Und welchen Eindruck machte Ihnen der Heilige Vater? Hat er nicht die schönsten und friedvollsten Augen der Welt?“ —

Sie: „Ich fühlte mich so beglückt ...“

Er: „Für Sonnabend möchte ich eine Tour nach Ninfa proponieren — es ist ein wundersamer Ort, die konzentrierteste Romantik ... heute abend also bei unsrer gemeinsamen Freundin ...“

Fast lautlos verschwindet die Soutane. Fräulein von Wächter blickt gedankenvoll auf die Tür, die sich leise hinter dem Besucher geschlossen hat —

„Seltsames Leben! Routs und Jours und Katakomben und Ninfa ... die reine Saison. Ein Lunch jagt das andre. Rendezvous über der Erde und darunter ... Und ich bei allem dabei! Es ist wie ein Traum, wie eine zweite Jugend. Und für immer kann ich das so haben! Frau von Seffler-Stein hat's mir ausgerechnet: hier lebe ich viel billiger als zu Haus, nun es mit der Stiftspräbende doch ex ist ... ja, ich spare sogar noch. Und wie leb' ich! Mir ist überhaupt zumute, als lebte ich hier zum erstenmal ...

„Wenn nur das Wiedersehen mit Arnulf erst hinter mir läge! Er muß jede Minute kommen... Und er ahnt ja gar nicht, wie weit die Dinge schon sind! Gott, da hört man den Lift schon... sicher ist er's...

Sie tritt etwas ängstlich neben den Schreibtisch, auf dem die Pfirsichblüten stehen...

Freiherr Arnulf von Wächter, Dragonerrittmeister, und Frau Edith, geborene von Wächter — beide sehr groß und elegant, mit der kühngebogenen Hakennase, die der Familie eigen ist und bei Frau von Wächter lediglich aristokratisch wirkt, während sie, dank zu großer Dimension, Klaras Verhängnis wurde, wie ja laut Schopenhauer Mädchenschicksale oft von einer winzigen Nuance der Nasenlinie abhängig sind.

Herr und Frau von Wächter kommen direkt vom Bahnhof, haben sich nur eben nach der langen Fahrt schnell etwas zurechtgemacht.

Kühle, formelle Begrüßung, der Peinlichkeit der Situation entsprechend.

Klara: „Gott, Arnulf — Edith hast du auch mitgebracht..."

Edith: „Es wurde mir zu schwer, ihn diese traurige Reise allein machen zu lassen."

Klara: „Es ist rührend von euch — wirklich rührend..."

Arnulf (martialisch): „Du siehst eben, wieviel uns drauf ankommt... und da unsre Briefe leider die gewünschte Wirkung nicht zu haben schienen... Ich als Familiensenior..." er reckt sich.

Kunstpause.

Klara (aufrichtig erstaunt): „Ich weiß gar nicht —

früher hat sich doch niemand von euch so eingehend mit mir beschäftigt. Sogar meine Geburtstage vergaßt ihr doch meist — Und nun mit einemmal solches Trara um meine Wenigkeit! Tante Alexe, die mich doch durch Jahre glatt ignoriert hat, schrieb mir allein sechzehn Seiten — selbst Ferdinand sandte eine flammende Epistel...“

Arnulf (streng, als hätte er einen schlechtgeputzten Rekruten vor sich): „Du siehst eben, wie sehr es Familiensache ist, wie uns alle deine Absicht entsetzte. Wir sind gekommen, Edith und ich, um dich direkt mitzunehmen, nicht ohne dich heimzureisen — du wirst in der Heimatluft natürlich wieder vernüftig werden — Ich bringe Briefe mit von Pastor Scholz und Probst Werdenfels —“

Klara (spöttisch lächelnd): „Wieviel Tinte meinetwegen geflossen ist!“

Arnulf (den vorher präparierten Sermon energisch weiterhaltend): „Du kannst dir kaum denken, welche Bewegung im Stift herrschte! Du, gerade zur Hebung gelangt, in dieser glänzenden und standesgemäßen Versorgung... wie wenige Familien gibt es, in denen die unverheirateten Töchter in eine so günstige Lage kommen!“

Sie (die Arme verschränkend): „Ja, das findet ihr! Aber mich hat noch niemand gefragt, ob es mir auch im Stift gefiel?“

Arnulf: „Ich bitte dich — du bist da mit lauter Halbcousinen zusammen, alles Damen aus den besten Familien —“

Sie: „Das ist es gerade! Ich habe diese ewigen Cousinen satt. Was kommt dabei heraus? Was kann mir dies Stift geben mit seiner Atmosphäre von Ordnung und Stammbäumen und Steifleinenheit? — Und diese entsetzliche Perspektive, da immer sitzen zu müssen, immer an dem gleichen Klosterteich und alljährlich in den gleichen, schweren Atlaskleidern die gleichen Diners essen zu müssen, bei denen auf zehn Damen ein Herr kommt — und was für einer, meist nur ein halber, ein Invalide oder ein verheirateter Pastor —“

Edith, die einen sehr geschulten Kennerblick für Männerschönheit besitzt, hat bisher unverwandt mit dem rechten Auge das Bild Pius des Zehnten gemustert, mit dem linken die Photo des Monsignore del Casa, die dieser bei seinem Besuch mitgebracht hat und die auf dem Mitteltisch liegen geblieben ist... Jetzt sieht sie verwundert mit einem neugeweckten Interesse die Cousine an, die sie immer nur als Dulderin gekannt hat und die sich plötzlich als ein Wesen mit dem Bewußtsein von Menschenrechten entpuppt.

Edith: „Kläre, du bist ja wie verwandelt! Du begehrst ja ordentlich auf — was für einen Ton redest du eigentlich?“

Kläre (erregt, aber nicht ohne Humor): „Ja, liebe Edith, den Ton, den ich früher redete, hab' ich mir allerdings abgewöhnt, den unterwürfigen Ton der Häßlichsten in der Familie, die kein Glück in der Gesellschaft machte und keinen Mann bekam — die nur zum Pflegen da war, zum Sichaufopfern, zum Vorlesen bis in die Nacht, zum Schieben von Rollstühlen mit mürrischen

alten uncles darin, zum Bemuttern ungezogener Kinder, wenn die Eltern auf Reisen gingen oder auf Bälle — Dreißig Jahre lang habe ich in diesem Demutston geredet — da ist es mir wohl kaum zu verdenken, wenn mich die Lust überkommt, einmal einen andern anzuschlagen —"

Arnulf (fährt in der präparierten Rede fort): „Klara, ich habe dir immer das Wort geredet. Wenn die andern darüber klagten, wie verbittert und unliebenswürdig du seist, wie nachträgerisch du wärst und wie empfindlich, immer hab' ich dann gesagt: ‚Laßt sie! Sie hat's schwer im Leben! Sie hat nun mal'" — er stockt ungeschickt —

Klara (lächelnd): „Rede nur aus: ‚sie hat nun mal diese infame Nase!' Ich weiß sehr gut, lieber Arnulf, daß dein großmütiger Verteidigungssatz so hieß. ‚Mit solcher Nase ist es nicht leicht, sich durchzuboxen für ein Mädchen, wenn sie jung ist!' hast du in deinem schönen Slang hinzugefügt. Es war gewiß gut gemeint, Arnulf — aber so besonders wohlgetan hat's mir nie, wenn ich es unfreiwillig durch die Zimmerwände hörte."

Arnulf: „Na, Kläre, du warst auch immer in einer Weise argwöhnisch."

Klara: „Sei erst mal ein siebzehnjähriges Mädchen mit solcher Nase! Tritt ins Leben mit Hoffnungen und Ambitionen wie andre auch! Geh auf deinen ersten Ball und koste durch, was solch ein weiblicher Cyrano durchzukosten hat — und dann rede weiter von Verbitterung —"

Arnulf: „Ich bitte dich, Klara, ich habe doch ziemlich die gleiche..."

Klara: „Erstens nur ‚ziemlich‘ — und dann, Arnulf, wenn ein Schnurrbart wie der deine darunter hingeht, kommt es auf die Nase nicht so an! Ueberhaupt ein Mann! Ein Offizier! Ein Kavallerist! Der kann ja aussehen, wie er will —“

Edith zieht die Brauen hoch: „Bitte!“

Klara (sehr verbindlich): „Uebrigens habt ihr wohl schwerlich die lange Fahrt bis Rom gemacht, damit wir uns hier über unsre Nasen streiten! Verzeiht nur — ihr kommt doch ganz direkt von der Bahn? Ihr müßt ja furchtbar müde und hungrig sein?“

Beide, die in Chiusi einen umfangreichen Frühstückskorb verzehrt und sich an italienischen Bahnhofs-„Polli“ und entsprechendem Chianti die Kräfte gründlich gestärkt haben — unisono: „Uns ist wahrlich nicht nach Essen zumute —“

Klara: „Aber vielleicht ein thé complet? Es spricht sich doch entschieden besser, wenn man um etwas Eßbares herumsitzt — man wird dann weniger feindlich, woran uns allen doch nur liegen kann.“

Arnulf neigt zu Tee, aber die Gattin hält es für richtiger, abzuwehren.

„Nein, Klara, erst muß alles von der Seele herunter —“

Man gruppiert sich seufzend um den „stummen Diener“, auf dem Carduccis Gedichte neben einem Band „Cäcilie von Sarryn“, dem Hohenlied später Mädchen, liegen.

Klara: „Dann also der Reihe nach. (Sie verschränkt resigniert die Arme.) Durch Melitta Auerswald erfuhrt ihr…“

Arnulf: „Ja, erst gerüchtweise —“

Klara: „Mit andern Worten: in der Meraner Pension, in der ich als Reisestütze für Tante Oertzen figurierte, lag Melitta jeden Nachmittag am Schlüsselloch meines Zimmers und erlebte solchergestalt die Besuche mit, die ich bekam.“

Edith: „Nein, sie hörte unfreiwillig, denn der Priester sprach so laut —“

Klara (sanft abwehrend): „Nein, Edith! Priester haben meist sehr weiche, leise Stimmen — man hört es ihren Organen an, daß Exerzierplätze sie nicht verdarben! (Kurzer Seitenblick auf Arnulf.) Und der in Meran — er war eines Halsleidens wegen dort — sprach sogar besonders leise. Melitta hat regelrecht gelauscht und nachher an mindestens sechs Güter, auf denen Verwandte von uns sitzen, die Nachricht lanciert, daß ich zum katholischen Glauben übertreten wolle. Ich nehme es ihr weiter nicht übel — sie ersparte mir ja die Mühe, es selbst mitzuteilen ...“

Edith (sehr gespannt): „Also ist alles richtig?! Der Priester beredete dich —“

Klara: „Jener Priester war der erste Mensch, der an meinem inneren Schicksal Anteil nahm, der danach fragte, ob ich glücklich sei, ob unglücklich? Der mich selbst erst klar sehen lehrte über mich — zum erstenmal objektiv. Und er überzeugte mich, daß ich wohl das Recht habe, nachdem ich mich mein ganzes Leben für andre abgerackert, auch einmal etwas für mich zu tun.“

Edith: „Für dich — also predigte er Egoismus?“

Klara (ganz ruhig): „Nein — für meine Seele! denn ich habe nämlich eine..."

Edith: „Natürlich... sie fangen ja Seelen —"

Klara: „Was von jeher das vornehmste Geschäft der Apostel war..."

Arnulf starrt, da ihm dieser Dialog zu hoch wird, seelenlos ins Leere.

Edith: „Und er redete dir zu, nach Rom zu gehen?"

Klara: „Nein, das tat ich aus eigener Initiative. Ich schwankte lange — dann sagte ich nur: Rom sollte den Ausschlag geben —"

Edith: „So! Und er gab dir wohl Empfehlungen?"

Klara: „Ja, an seine Gönner hier."

Edith: „So — und nun bist du wirklich zum Uebertritt entschlossen?"

Klara: „Allerdings. Aus vielen Gründen. Von den religiösen Gründen, die zu tief liegen, mag ich nicht reden. Ihr wart immer so lau in kirchlichen Dingen — und ich nahm das alles ernst — ‚Natürlich!' sagtet ihr — ‚alte Jungfern werden immer bigott' — ich stand so allein in meinem Glaubenseifer... nur Onkel Bassewitz verstand mich — aber er starb zu früh — Wenn der noch lebte und mir Vorwürfe machte: dem würde ich das Recht zugestehen — aber nicht euch! Ihr seid nicht kompetent auf diesen Gebieten. Ihr versteht mich nicht, ich besitze einen starken Hang nach religiöser Poesie und Romantik, den ich nirgends besser stillen kann als im Anschluß an eine so großartige Institution wie diese Weltkirche..."

Arnulf (nach einigem Räuspern): „Gestatte, bitte,

daß ich dir die Sache einmal klarlege, wie sie ist. Onkel Schmettwitz, der ja Rom kennt, denn er war fünf Jahre bei der Gesandtschaft, durchschaut die Sache absolut. Die Monsignori oder Kardinäle — und wie sich diese Kirchenväter alle nennen, die dich bearbeitet haben, die tun das ja doch gar nicht um deinetwillen — oder um deiner Seele willen! Die tun es ja nur, weil es ihnen in ihren jesuitischen Kram paßt, wenn jemand zu ihnen überläuft, der einen der bekanntesten deutschen Adelsnamen trägt und aus einer vornehmen, durchweg strenggläubigen protestantischen Familie stammt. Du bist ihnen nichts als ein Reklamezweck —"

Er begleitet dies Argument mit einer imponierenden Geste —

Klara (lächelnd): „Und wenn — tut mir das etwas? Kann mich die Zugehörigkeit darum weniger beglücken?"

Arnulf: „Wenn sie dich von allem trennt, was dir bisher teuer war? Denn du darfst dir nicht verhehlen, daß die Familie dich gänzlich aufgibt, wenn du mit allen Traditionen brichst! Klara, ich trau' dir's nicht zu! Du bist nicht so! Denk an uns! Denk an unsre Kinder!"

Klara (gleichmütig): „Ihr werdet mich nicht sehr entbehren — und eure Kinder haben sich nie was aus mir gemacht! Ich bin notabene auch gar nicht kinderlieb, obwohl das ja eigentlich eine moralische Verpflichtung, gleichsam das Hauptrequisit jeder Tante ist... vielleicht weil ich immer nur die Nachtseiten des Kinderlebens sah — im ganz buchstäblichen Sinn. Wie oft, wenn irgendwo Mädchen krank wurden oder die Eltern

saisonmüde waren, mußte ich als Aushilfe bei den Gören schlafen und erntete viel Gebrüll und wenig Dank —“

Arnulf (der ein ganz bestimmtes Schema hat, wie eine weibliche Natur fühlen muß): „Es erschüttert mich, Klara, daß du einen so unweiblichen Zug eingestehen magst!“

Klara: „Das ist ja eben das Schöne an meiner jetzigen Situation, daß ich alles offen ausspreche, daß ich ganz heraus bin aus meiner demütigen Verlogenheit —“

„Edith (der Klaras Metamorphose immer interessanter wird): „Arnulf, ich sehe, das Gespräch greift dich an. Du bekommst Kongestionen. Willst du vielleicht nach unsern Sachen sehen? Und ob Moskitonetze in unserm Zimmer sind? Mich sticht ja immer gleich alles. Vielleicht gelingt es mir unter vier Augen besser, Klara von ihren Ideen ab- und zu uns zurückzubringen —“

Arnulf steht erleichtert auf, beschließt, sofort einen Mocca double und einen cedro zu sich zu nehmen und verschwindet mit fast komischer Raschheit.

Klara (steht auf — energisch): „So, Edith — spare dir die großen Worte! Mit dir rede ich offener als mit ihm — wir kennen uns ja.“

Edith (stützt den Ellbogen auf die Stuhllehne und spielt mit den drei schönen Ringen ihres linken Ringfingers): „Ach, Klara, so ganz kennst du mich doch nicht. Seit der Zeit, als wir auseinander kamen, hab' ich mich doch enorm verändert.“

Klara: „Das weiß ich — und wünsche es dir und

Arnulf auch. Siehst du, wir beide brauchen uns ja nichts vorzumachen. Anno achtzig — weit, weit zurück im vergangenen Jahrhundert — schwärmten wir beide für den gleichen Dragonerleutnant. Mit mir wurde es natürlich nichts — und mit dir merkwürdigerweise auch nichts. Und du gabst dir einen Ruck und nahmst etliche Jahre später meinen Bruder Arnulf. Einstmals warst du flott und übermütig, und später wurdest du sehr sedat und sehr tugendstolz. Und natürlich überhobst du dich immer über mich, weil du verheiratet warst und ich ledig. Und weil es dir unbequem war, daß ich die Vorgeschichte deines Herzens kannte, distanziertest du mich nach Möglichkeit. Und wirklich nett warst du nie mit mir. Und daß du jetzt so eilig mit Arnulf angereist kamst — gesteh es nur! Das tust du auch nicht aus Interesse an meiner Seele! Das tust du nur, weil ihr's gewiß aus der Familientagskasse bezahlt bekommt und weil du dir's hübsch denkst, nachher in den Regimentskaffees sagen zu können: ‚Italien — o, natürlich, ich kenne es! Ich war auch in Rom' — und gewissenhaft, wie du bist, wirst du den ganzen Bädeker durchochsen und dann so orientiert wie ein Privatdetektiv über Palatin und Esquilin reden mit dem Gefühl, als hätte dich nie eine andre Sonne beschienen als die Sonne Roms ..."

Edith (empfindlich): „Du maßest dir eine merkwürdige Sprache mir gegenüber an. Du drehst die Dinge um. Wir sind gekommen, dir Vorwürfe zu machen — nicht, daß du uns solche machst. Liegt dir denn wirklich nichts am Urteil der Familie?"

Klara: „Offen gestanden, nein! Mecklenburg ist

weit — seit ich die Alpen überschritten habe, fühle ich mich innerlich befreit. Solch eine Familie wie die unsre, die in einem kleinen Land eng zusammengerottet auf Gütern sitzt, in Regimentern verteilt, die guten Posten bei Hof bekleidet, die ist wie ein Moloch, der die Individualität des einzelnen frißt. Was man tut, tut man unter der Kontrolle der ganzen Verwandtschaft. Die Vorteile müssen schon groß sein, um die Nachteile eines solchen Sklavenlebens aufzuwiegen. Ja, wenn ich ein junger Dragoner wie Egbert wäre und erbte einen schönen, schuldenfreien Besitz, der mich zu einer glänzenden Partie, zu einem der ersten Granden des Landes, machte, dann wollte ich auch solch einen Familiensinn der durch Generationen weise für mich vorgesorgt hat, als etwas Herrliches preisen — aber leider gehörte ich zur Gruppe der Ueberflüssigen. Alte Mädchen gibt's ein Dutzend in jeder Linie. Man hat seinen Klosterplatz — damit basta..."

Edith: „Du redest ja förmlich emanzipiert — du, die du doch immer für so schüchtern galtest."

Klara: „Für schüchtern, ja — und für noch mehr! War es doch das größte Kompliment meiner ganzen Jugend, daß Eberhard, der bei all seinem Leichtsinn so grenzenlos gutmütig war, einmal von mir gesagt hatte: ‚Die Kläre tut mir immer so leid. Sie hat was dezidiert Verprügeltes. Der müßte man mal was zuliebe tun.'"

Edith schweigt. Reminiszenzen an Eberhard sind ihr nicht angenehm, da er ewig „Taube auf dem Dach" für sie blieb und sie ihm als Schuldkonto anrechnet, was ihr an ihrem „Sperling in der Hand" mißfällt.

Klara (triumphierend, da sie sieht, wie eine Enttäuschung, die für sie längst jeden Stachel verlor, bei einer Glücklicheren noch nicht vernarbt ist): „Ja, Edith — ich habe mich emanzipiert — oder vielmehr ‚befreit', da das schöner klingt —"

Edith: „Ich staune, wie du in der hermetischen Abgeschlossenheit, in der wir erzogen wurden, dazu kamst, den Mut zu einem so selbständigen Entschluß zu finden?"

Klara (setzt sich auf Arnulfs Sessel neben die Cousine und fällt in den Ton einstiger Schulmädchenvertrautheit zurück): „Das will ich dir sagen. Siehst du, liebe Edith, alle die Tanten und uncles, die ich pflegen mußte, hatten Journalmappen. Wenn sie nicht einschlafen konnten, mußte ich vorlesen — stundenlang. Denn meine Lunge war ja gewissermaßen ein vogelfreies Gemeingut der Familie. Nun kann man ja heutzutage kein Journal in die Hand nehmen, ohne daß einem nicht ein Roman zwischen die Finger kommt, in dem eine höhere Tochter ihr Selbst entdeckt, Familienfesseln sprengt, sich ‚befreit'. Und als ich etwa zwanzig derartige Romane vorgelesen hatte, als ich merkte, daß nicht nur der Autor, sondern auch die Onkel und die Tanten immer auf seiten solcher Heldinnen standen — natürlich nur, solange es sich um Romanfiguren und nicht um lebendige Fräulein von Wächter handelte! —, da erkannte ich an der Hand der Journalmappe die Zeichen der Zeit und dachte: ‚Wenn es denen glückt, warum nicht auch dir!' Allerdings: Familienfriktionen gab es immer dabei. Gewöhnlich verkrachten die Selbstbefreierinnen in den Romanen mit ihrer ganzen Verwandtschaft. Das war der Normal-

fall, der Zoll ans Schicksal gleichsam. Also auch darauf war ich vorbereitet.“

Edith: „Du zahlst den Zoll leichten Herzens!“

Klara: „Weil der Ersatz so groß ist.“

Edith (rückt dichter an Klara heran und sieht ihr immer interessierter ins Gesicht): „Klara, du renommierst so mit deiner Aufrichtigkeit. Nun sei auch jetzt einmal aufrichtig. Melitta sagte, du hättest für den Priester geschwärmt — und darum das Ganze. Arnulf meint auch, da läge der Schlüssel zum Rätsel, und Onkel Schmettwitz, der ja Rom kennt, behauptet, sie wären in der Tat Charmeure — abgegangene Husarenleutnants wären dazwischen, die himmlisch Klavier spielten — und Kardinäle mit Hofmanieren und Profilen wie Römerkaiser —“

Klara sieht sie amüsiert und ironisch an. (Für sich): ‚Das ist ganz die Edith von einst, die immer alle Menschen nach äußeren Werten beurteilte und es für den Hauptzweck der Welt hielt, gleichsam ein elegantes Klublokal zu sein, in dem man Gesellschaften mitmachte und „Herren“ kennen lernte — die jede nicht „gemischte“ Unternehmung für „niederziehend mopsig“ erklärte und sich mit dem beschränktesten Leutnant lieber unterhielt als mit der intelligentesten Frau …‘

Edith: „Nun, Klara, gesteh's nur — du hast für ihn geschwärmt?“

Klara (versonnen): „Ich weiß es wirklich nicht …. ich hab's mich noch nicht gefragt! Das ist ja das schöne bei meinem jetzigen Zustand, daß alles so vage und undeutlich hingeht wie in Weihrauchnebeln. — Vielleicht

war auch etwas platonisches Schwärmen dabei — meinethalben — ‚etwas wünschen, hoffen und sorgen muß der Mensch für den kommenden Morgen.‘ Weißt du noch, wie gern wir einst dies Schillerwort deklamierten, wenn wir weiland wie wahnsinnig durch die Straßen von Ludwigslust rasten, um Eberhard zu begegegnen? Unser Jugendleben wäre sehr öde gewesen ohne diese schneidige Gestalt! Weibliche Wesen brauchen nun einmal einen Fetisch. Und kommt er nicht von selbst, so sucht man sich, macht man sich einen. Frauen haben ja das schöne Talent, sich Ideale vorzuschwindeln... Warum rast denn Tilde so in allen Wohltätigkeitsanstalten herum? Weil sie für den Pastor schwärmt! Warum glühen alle Semester in allen Bädern für den Badearzt? Und in Garnisonen für die Löwen? Und in militärlosen Städten für den Heldenspieler oder den Mallehrer? Und wenn mein Fetisch in einem Priesterkleid steckt, wen geht's was an? Wenn du nicht Arnulf und die Kinder hättest, würdest du dir auch wohl solch ein Ideal zum Privatgebrauch zurechtgeschnitzt haben!“

Edith (die trotz Arnulf und der Kinder einen Fetisch in Gestalt eines versemachenden Landrats besitzt, starrt verständnisvoll vor sich hin)...

Klara: „Ich war wirklich zu kurz gekommen in meiner Jugend... Ich habe schimmeln müssen auf allen Bällen! Jetzt kann ich lächeln darüber. Jetzt, nun ich an einem römischen Fenster lehne, erscheint es mir sehr unwesentlich, ob ich mal droben in Mecklenburg geschimmelt habe — aber in der Gegenwart war's schlimm — und was noch schlimmer ist: es war lächerlich! Nächte, die

ihr — mit Kotillonbuketten en masse neben dem Bett — selig verschlieft, habe ich durchweint über Mißerfolge, über Geschnittenwerden von den glänzenden Beaus der heimatlichen Garnison. Damals empfand ich des Harfners Worte an mir: ‚Wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß ...' Vielleicht war mein Kummer sehr töricht, und die da draußen hungerten, hatten es schwerer — aber es war mein Kummer! Dann, als ich glücklich im alten Register war, aus dem Rayon gesellschaftlichen Ehrgeizes heraus, als ich die Genugtuung hatte, daß Eberhard wenigstens auch dich nicht heiratete, da glaubte ich endgültig resigniert zu sein. Ich „pflegte" und hielt das für meinen Lebenszweck! Noch heute säße ich in Ludwigslust und pflegte Onkel Schmettwitz, wenn er nicht auf den ungeschickten Gedanken gekommen wäre, mich heiraten zu wollen. Dieser Lächerlichkeit entwich ich und fuhr zu Tante Oertzen, der gerade die Stütze durchgebrannt war, nach Meran. Ob es nun lediglich klimatische oder mehr geistliche Einflüsse waren — ich weiß es nicht. Jedenfalls fühlte ich mich mit einemmal jung und frei, fühlte mich berechtigt, ein Fazit zu ziehen aus allen Romanen der Journalmappe. Das Leben hatte mir noch kein Glück ausbezahlt — lag denn nicht irgendwo ein mir zugebilligtes Quantum Glück aufgestapelt? ... Wir machten eine Fahrt nach Trient. Als ich den bunten Teppich vor dem Domportal beiseite schob und zum erstenmal in meinem Leben die kühle weihrauchschwere Luft einer so schönen katholischen Kirche mir entgegenwehte — als ich das Volk auf den Knien sah und die weißen Priester

wie mystische Gestalten im Licht der Kerzen, da fühlte ich mich seltsam hinübergezogen — da war für mich die Frage gewissermaßen schon entschieden ..."

Edith: „War der Priester mit in Trient?"

Klara: „Allerdings. Ich will ja gar nicht leugnen, daß er der Interpret von allem war. Zudem — wenn ich's auch leugnete — ihr alle würdet ja doch Stein und Bein aufs Gegenteil schwören!"

(Sie ist aufgestanden und lehnt sich mit verschränkten Armen gegen die Fensterbrüstung.) „Und hierin, Edith, liegt für mich noch ein besonderes Moment — deshalb auch will ich definitiv in Rom bleiben, direkt im Schatten, den diese Kirchen werfen — denn: käme ich nach Haus zurück in den Bannkreis der Familie — was würden ‚die Magen und die Sippen' machen?: Aus meinen heiligsten Erlebnissen eine Gloriole der Lächerlichkeit, aus dem Priester einen Courmacher, aus der ganzen Episode einen dunklen Punkt in meinem Leben! Denn, Edith, so etwas wie dies in meinem Fall — das darf man nur *vorhaben*, wenn man es auch *durchführt*... und ich *habe* es bereits durchgeführt!"

Edith (auffahrend): „Wie meinst du das?"

Klara: „Der Akt des Uebertritts wurde bereits vor mehreren Tagen vollzogen — gestern hatte ich Audienz beim Heiligen Vater — so meine ich's."

Edith springt auf und spielt nervös mit ihren Ringen. Sie ist ganz perplex. Sie sagt sich, daß sie wohl eigentlich die Entrüstete markieren müßte, ist aber schon so weit, daß sie es mit Klara nicht verderben will, in der Hoffnung, daß von Klaras neuen Beziehungen allerhand

Amüsantes für sie abfallen könnte. Die Photo des Monsignore, die sie auf dem Tisch liegen sieht wie einen verkürzten Mantegna, wirkt aus der Entfernung sehr suggestiv ...

Klara (nachdem sie einige Minuten auf einen Aufschrei, eine Szene oder eine melodramatische Gebärde vergebens gewartet hat, fährt ruhig fort): „Im Borgo San Apostoli werden wir eine Wohnung nehmen, Frau Seffler-Stein und ich. Wir wollen zusammen leben — ihre Familie ist genau so vornehm wie die unsere. Einen Garten haben wir dort mit Lorbeer und Pinien — über über dem Portal unseres alten Palazzo prangt ein verwittertes Wappen der Borghese. Reste schöner Freskeu sind an den Decken. Unter den Fenstern fließt der Tiber, und wenn wir nach links schauen, haben wir als ständigen point de vue die bläuliche Kuppel von St. Peter. Wir werden romantisch wohnen und billig. Uebrigens nicht ohne Fremdenzimmer. Dieses hat einen Marmorkamin, prachtvoll vergilbt ... wenn es dir einmal zu langweilig werden sollte droben im Norden ...

„Einen Jour wollen wir uns auch einrichten. Schwarze Soutanen werden kommen und zuweilen das Scharlachrot eines Kardinals ... und wenn so einer bei uns diniert, leihen wir uns zwei Diener und stellen sie mit Fackeln vor das Tor unter das Borghesewappen — Frau von Seffler-Stein ist sehr gut angeschrieben in der schwarzen Gesellschaft — in unserer Visitenkartenschale werden sich die historischen Namen der alten Römerfamilien übereinanderbiegen — und wenn deutsche Freunde uns besuchen und die Silhouette eines Kirchenfürsten ihr

Leben streift, wenn ein junger Massimo oder Colonna seine schlanke Rassegestalt vor ihnen aufrichtet — wenn sie hineinhorchen in unsere Welt, durch die der Schauer uralter Traditionen weht — dann werden sie uns beneiden ..."

Edith (läuft das Wasser im Mund zusammen): „Wenn ich denke, Arnulf hätte ganz gut zur Botschaft in Rom kommandiert werden können — es trat mal an ihn heran."

Klara: „Ich begreife nicht, wie man so etwas ausschlagen kann! Euch allen täte es doch sehr gut, wenn ihr mal was anderes als Obotriten säht ..."

Edith: „Er hat ja nun mal diese tiefgehende Aversion gegen alles Ausland — er findet es unpatriotisch, eine andere Sprache als deutsch zu reden. Das ist nun mal Grundsatz bei ihm."

Klara lächelt.

Edith: „Für mich ist's ja eigentlich schwer, immer da oben in Parchim zu hocken — ich habe doch nun einmal so viel geistige Interessen ..."

Klara (erstaunt): „Seit wann?"

Edith (steckt die kleine Bosheit gelassen ein, da sie es nicht mit Klara verderben will): „Du, Klara, als wir ins Hotel kamen, kam gerade ein geistlicher Herr von oben heruntergeliftet. Kam er vielleicht von dir?"

Klara (auf die Photo deutend): „Wenn's der auf dem Tisch war, allerdings ..."

Edith steht langsam auf und nimmt scheinbar gleichgültig das Bild zur Hand. Sie will „alle Wetter" sagen, hält das aber angesichts des geistlichen Gewandes für nicht richtig ..."

Edith: „Sah der in Meran ähnlich aus?“

Klara: „Nein.“

Edith: „Noch hübscher — oder nicht so hübsch?“

Klara (überlegen): „Hübsch, hübscher, am hübschesten ... laß uns doch gleich ‚steigern‘ wie in der Grammatikstunde. Solche Epithetons passen allenfalls auf Leutnants.“

Edith (pikiert): „Man darf doch fragen! Ich interessiere mich nun mal für dich und dein neues Schicksal! Hast du von dem in Meran nicht auch eine Photo?“

Klara (die natürlich eine hat): „Nein ... Uebrigens stellst du ihn dir falsch vor, wenn du ihn dir wie den Monsignore denkst, der vorhin herunterliftete ... ein junger Prete vom Land war's aus einem hochgelegenen Gebirgsdorf am Monte Baldo — ein Mensch von grenzenloser Güte ... so wie ich mir Pius den Zehnten denke, als er noch Pfarrer in Solzano war — er hatte nichts von der verfeinerten Salonkultur der römischen Monsignori — zu denen verhielt er sich wie etwa ein Linienoffizier zur Garde, um es in dir verständlichem Garnisondeutsch auszudrücken. Sieh mal, was hier in Rom lebt, so nahe dem Heiligen Stuhl, das ist crème de la crème, das sind ‚Springer‘ — das ist Generalstab.“

Edith (imponiert): „Nein, wie du's interessant hast. So viel mitzumachen — und immer mit Herren — und solchen Herren —“

Klara: „‚Herren‘ — jawohl! Früher bedeutete dies Zauberwort Offiziere für mich — oder auf Gütern allenfalls Tennisjünglinge, die weißgekleidet aus der nächsten Kreisstadt herangeschwebt kamen — nun birgt dieser

Begriff eine Reihe romantischer Erscheinungen in sich, über denen ein Nimbus liegt, zusammengewoben aus dem Prestige der Weltkirche — einem Prestige, das bald zweitausend Jahre alt ist ... ja, so verbessert man sich im Leben!"

Edith spielt noch immer gedankenvoll mit dem Bild des Monsignore —

Klara (begönnernd): „Wenn dir's übrigens Spaß macht, kannst du morgen sehr gern mit in die Katakomben kommen — Monsignore del Casa führt uns — du wirst ein paar sehr nette internationale Damen kennen lernen —"

Edith: „Rasend gern, Klara — was zieht man denn da an?"

Klara: „Man geht, wie man ist, und nimmt eine Wachskerze in die Hand." (Sie sieht nach der Uhr.)

Edith: „Du hast wohl was vor?"

Klara: „Ich höre zur Avezeit eine Messe ... und nachher diniere ich bei Frau von Seffler-Stein (sie holt sich Hut und Boa, die bereits auf der Fensterbank bereit liegen), Monsignore del Casa, der wundervoll vorliest, will Verse von Leo dem Dreizehnten mitbringen ..."

Klara ist in sichtliche Unruhe geraten wie jemand, der etwas angenehm Aufregendes vor hat — in eine Abart von Ballfieber. Es steht ihr merkwürdig gut. Edith konstatiert, wie tadellos der schwarze Atlasrock der Cousine sitzt und wie gut die schönen und schlanken Hände zu dem Schwarz wirken. Sie ist innerlich empört über die niederträchtige Einrichtung, daß die Hübschen mit den Jahren rettungslos häßlicher werden — die

Häßlichen aber gerade durch die Jahre eine gewisse Würde bekommen. Wenn die Schönheiten „einpacken“, packen die Häßlichen gewissermaßen aus...

Klara (sieht wieder nach der Uhr): „Eigentlich ist's scheußlich, Edith, daß ich ausgehe, nun ihr gerade da seid. Aber, sieh mal, in betreff eures Besuchs habe ich mich verrechnet. Als Frau von Seffler-Stein mich für heute um sieben einlud, da nahm ich an — denn ich dachte so: um fünf kommt Arnulf, um sechs sind wir zweifelsohne total verkracht — also warum soll ich da nicht für sieben ein Diner annehmen?“

Edith (erhebt sich): „Nun ja — in der Theorie bleibt's ja natürlich dabei, daß wir die Sache...“

Klara (einfallend): „Mißbilligen — ich weiß schon — aber verstanden hast du's — das ist die Hauptsache. — Grüß Arnulf. (Sie schlägt ihre Federboa um.) Schade, daß ich dich nicht mitnehmen kann — es würde dir schon gefallen — lauter Generalstäbler —“

Sie geht eilig.

Edith (in Gedanken): ‚Wie sie davonrennt... eigentlich komisch — na ja — aber —‘

Sie seufzt und tritt ans Fenster.

‚Das da muß Trinita de Monti sein — gerade wie das Aquarell in Papas Stube, so hellgelb und himmelblau alles. Da gehen Nonnen. Wie kleidsam die Kapuzen aussehen. Ich hätte auch Nonne werden sollen — vielleicht wäre mir dann wohler! Arnulf versteht meine feineren Regungen nicht, und alle meine Kinder sind ganz der Vater. Ich bin grenzenlos einsam. Der Landrat ist der einzige, der das herausgekriegt hat

— einsam — trotz der zahllosen Leutnants, die immer bei uns frühstücken — ich leide an unerhörten Seufzern Arnulf ist ein Mann ohne Nuancen . . .‘

Sie starrt tieftraurig auf die spanische Treppe. —

Arnulf tritt ein — in sehr gehobener Stimmung. „Nun? Hat's Klara dir gesagt?“

Edith (kalt): „Was meinst du?“

Arnulf: „Daß es schon perfekt ist? Klützow erzählte 's mir. Ich traf ihn unten im Restaurant. Er kommt jeden Herbst mit seiner Mutter her. Seine Mutter hat letztes Jahr die gleiche Geschichte gemacht.“

Edith: „Auch übergetreten?“

Arnulf: „Ja — und soll ein ganz charmantes Haus hier machen. Wir sollen morgen da soupieren. Kläre ist auch da. Kläres soziale Position muß überhaupt brillant sein.“

Edith: „Wirklich?“

Arnulf: „Ich hoffe, ihr seid nicht zu scharf aneinandergeraten. Es gibt Fälle, liebe Edith, die nicht nach der Schablone beurteilt werden dürfen... man muß maßvoll sein — tolerant. Vom heimatlichen Standpunkt aus ist die Sache ja unbeikömmlich — inopportun — aber Klützow sagt, wir ständen auf dem Boden Roms . . .“

Edith (der es außerordentlich Spaß macht, ihren Gatten als Debatter auftreten und seine frisch von Klützow bezogene Weisheit auspacken zu sehen): „Ja — und?“

Arnulf: „Und von da sähen überhaupt alle Sachen anders aus. Unstandesgemäß wäre es wenigstens nicht — vielleicht bedauerlich, aber keine Schande . . . und

noch eins, Edith! Klützow riet mir dringend, mich doch zur Botschaft kommandieren zu lassen. Rom wäre doch eben ganz charmant. Und daß man hier so als halber Gelehrter auftreten müsse, das sei Unsinn — kein Mensch verlange das. Er hätte notorisch monatelang hier gesellig gelebt, ohne daß nur ein einzigesmal von einer Antike oder was Geschichtlichem die Rede gewesen sei. Dagegen entzückende Fuchsjagden, gute Pferde — hochamüsantes Highlife — sehr gutes Essen — daß ‚Alles‘ ölgekocht, wäre Sage — kurzum, er begriff nicht, daß ich die Sache hatte hinhängen lassen. Was meinst du?“

Edith (vor der sich eine ganze Perspektive von erhörten Seufzern und Bekanntschaften, die über Nuancen verfügen, auftut, die aber lieber die Frau ist, die ihrem Mann ein Opfer bringt, als die eigene Lust verraten will — mit unterdrückter Freude): „Du weißt, daß ich mich deinen Wünschen immer füge ...“

Arnulf: „Du bist famos, Edith — und sieh mal, die Kinder ... Mecklenburg ist gut, aber Rom ist eben was andres. Es sind ja nette Gören, aber stumpfsinnig sind sie doch. Sie kriegen hier Eindrücke. Rom wird sie aufrütteln. Sie bekommen eine Unterlage von Wissen. Und die Unterlage macht's. Was man später lernt, vergißt man doch immer wieder. Eigentlich ist es Pflicht, solche Chancen zu ergreifen. Morgen ist übrigens eine Parforcejagd. Klützow möchte mich mitnehmen. Er will mir einen roten Frack dazu borgen — bei Cäcilia, sagte er — und dann kam noch ein Nachname. Du hast doch nichts dagegen, wenn ich dich Kläre überlasse?“

Edith (sehr erleichtert, daß er als Staffage für

die Katakomben wegfällt): „Bitte, ganz wie du willst...“

Arnulf (nachdenklich): „Sieh mal, darin hat Klara recht — ein bißchen lau sind wir. Ich kann mich schon gar nicht mehr besinnen, daß ich mal anders als kommandiert in der Kirche war — und du, ja, bei dir ist's physisch — du kannst die Luft in vollen Kirchen nicht vertragen, obschon du's in vollen Theatern ja merkwürdig gut aushältst — was ja an sich nicht logisch ist — aber bei Frauen ist ja alles unberechenbar. Wirklich — ich denke schon etwas anders über Klara. Sie ist eigentlich ein frommes und edles Mädchen. Ich sprach eben die alte Klützow, die auch zur Messe ging. Klützows halten enorme Stücke auf Klara ... nun aber man los — ich habe das dringende Bedürfnis, mich ordentlich auszurennen nach diesen seelischen Emotionen.“

Sie verlassen das Zimmer und warten auf den Lift, der lautlos von oben kommt.

Arnulf (beim Einsteigen): „Klützow sagt, es gelte hier nicht einmal für smart, über Kunst zu reden. Der Blaustrumpf würde hier wie allerorten verabscheut — ja, er könnte uns Kreise garantieren, in denen das Wort Raffael monatelang nicht genannt würde — und auch der andre nicht, der mit der Decke, die Tante Oertzen als Tisch unter Glas hat, und mit der sie einen immer so elendete.

(Auf die Via Condotti hinaustretend): „Du, Edith, du schweigst dich ja so aus über eure Unterredung? Du bist doch hoffentlich nicht grob geworden gegen Kläre?“

Edith (in Pose, die Norddeutsche, die Protestantin, die Ueberlegene markierend): „Ich habe natürlich in der Theorie Klaras Verhalten scharf gemißbilligt . . .“

Arnulf (zustimmend): „Natürlich — in der Theorie — ganz meine Ansicht . . . aber eins, Edith, müssen wir uns klar machen, vollends, wenn wir nach Rom wollen . . . Wie die Dinge jetzt nun einmal liegen, ist Klara nicht, wie wir es erwarteten als Familiengespenst aufzufassen, sondern als Konnexion . . .“

Edith lächelt still und boshaft —

Sie wandern dem Korso zu.

*

Das Avegeläut zittert über Rom . . .

Goldumränderte Wolkengebilde stehen feierlich über der heiligen Stadt — jener Stadt, die so rätselvoll ist oder so einfach! In der man den erhabensten Schimären nachjagen kann — oder den alltäglichsten! . . . Die jedem gibt was er sucht: Erfüllung höchster Lebensträume, seltsamste Ekstasen oder bequemstes vanity fair — Schauer der Kunst und der Geschichte — Feierstunden der Seele oder Heimatklatsch — Fuchsjagden — schöne Mädchen aus Amerika und schönere aus Trastevere — berühmte Kirchen und berühmte Hotels . . .

Jene Stadt, die alle Saiten der Seele tönen macht dem, der überhaupt Seelensaiten besitzt . . . „Rome, le plus grand appui aux lassitudes de l'âme.“ . . .

Die Mondänen



err von Hallbrecht, Geheimer Legationsrat, bringt Frau von Schenk von einem Diner an der Lennéstraße nach Haus.

Sie sind langjährige Bekannte — er in der Mitte der Vierzig, sie in der Nähe der Sechzig.

Sie hat ein unendliches Wohlwollen für ihn, da er gesellschaftlich so gut zu verwerten ist (der hauptsächliche Maßstab, den sie an die Dinge dieser Welt legt), und er hat eine unendliche Verehrung für sie, da sie gesellschaftlich eine sehr umworbene Position hat und jedem, der bei ihr verkehrt, ein gewisses Relief verleiht.

Er, von seltener Schlankheit, verfügt über jene Art von Statur, die auf dem Parkett gewissermaßen das denkbar eleganteste Genre verkörpert, da ihm ein so problematisches Kleidungsstück wie der Frack ebenso selbstverständlich und tadellos sitzt wie dem Sophokles seine Toga ...

Sie macht im Augenblick — im dunkeln Abendmantel mit Kopftuch und hohen Gummistiefeln — gar keine Anstalt zu gefallen, obwohl sie zuzeiten noch reizvolle Momente haben kann ... aber sie verdirbt sich ungern die Kleidersäume und geht rücksichtslos geschürzt ...

Sie hat etwas Mütterlich-Patronisierendes gegen ihn, was er sich sehr gern gefallen läßt. Von langen Jahren im Ausland — am Gelben und am Schwarzen

Meer — ist ihm überhaupt eine gewisse liebenswürdige Schlaffheit eigen.

Ab und zu tauchen neben ihnen aus den Vorgärten der Tiergartenvillen dunkle Umrisse: Diners, die sich auflösen, nachtumhüllte Gruppen, aus denen im Licht der Laterne eine weiße „Hemdenbrust“, glitzernde Ordenssterne, ein phantastischer Kopfschal oder die Livreeknöpfe eines Bedienten aufleuchten . . . Lichterhelle Etagen glühen hier und da durch die entlaubten Wipfel in die Nacht, und durch dünne Stores sieht man Kronleuchter wie gläserne Riesenblumen schwanken.

Rechts, am Rand des Tiergartens, verschönt von dünnem Winternebel, tauchen Denkmalsumrisse auf, vereinzelt oder en masse . . .

Sie (sehr peremptorisch): „Nein, nein! Es würde direkt eine Entwertung bedeuten! Ihr Ideal finden Sie ja doch nicht. Sie können immer nur die Hälfte Ihres Ideals heiraten. Sie wollen Seele, enorm viel Seele — und zugleich Mammon, enorm viel Mammon. Ja, lieber Freund, diese Zusammenstellung gibt es nicht. Sie wollen eine Frau, die à deux mains ist, die Furore in Gesellschaften macht und zugleich stillbeglückend am häuslichen Kamin wirkt — heute grande dame und morgen deutsche Hausfrau — an Kopfwehtagen geduldige Pflegerin mit stiller Hingabe und Talent für Kompressen — sobald Sie wohl sind, ein elegantes Rasseweib, bei dessen Anblick jeder stutzt und ‚Donnerwetter!‘ sagt . . .“

Er: „Es muß doch so etwas geben —“

Sie: „Nein! Eben nicht. Wenn Sie durchaus hei-

raten wollen, müssen Sie wählen. Wollen Sie auf Geld verzichten und nur auf Seele sehen, so nehmen Sie die kleine Rudolstädter Generalstochter... Nehmen Sie Ella Wolff, so haben Sie den Mammon. Muß es überhaupt sein, rate ich natürlich zu letzterem..."

Er: „Nein, nein, Verehrteste — Sie taxieren mich aber wirklich auf zu unromantisch... ich muß sagen, diese kleine Rudolstädterin hatte einen solchen Charme für mich, daß ich schlimmstenfalls wirklich sogar mit ihr hungern möchte —"

Sie: „Ach Gott, lieber Freund, das sagen Sie jetzt nach einem Diner von zehn Gängen — und weil gerade der Mond scheint und Ihnen Joachims Geige noch im Ohr klingt. Sie sind keine Natur für das Hungern — überhaupt nicht für das Heiraten! Und wenn Sie jetzt aus der schönen Position des distinguierten älteren Junggesellen, die Sie mit so viel Virtuosität bekleiden, endgültig heraus sollten, so würden Sie erst einsehen, was sie doch wert war. Eine bessere Position läßt sich ja gar nicht denken. Jeder, der Diners gibt, schätzt diesen selbst in unsern Kreisen so raren Artikel ja enorm hoch ein. Ich will gar nicht leugnen, daß es zum Teil auch um Ihrer schönen Augen willen geschieht, wenn man so scharf auf Sie Jagd macht und Sie bei jedem Diner haben will und sich Ihre Zusage fast vor dem Koch noch sichert — aber glauben Sie einer alten Dinerpraktikantin, wie ich es bin: abgesehen von Ihrem persönlichen Charme, ist ja der ältere Junggeselle an sich überhaupt so überaus wertvoll. Es hat ja jeder so viel ‚überschießende' Damen auf seiner Einladungsliste, die

Witwen, die Stiftsdamen, die späten Mädchen ... und welche ginge gern ohne Herrn zu Tisch?! Man hat ja allerdings Herren in Menge, genug Leutnants, Garde und kommandierte, Neffen und junges Zivil. Aber was nützt das für die reifen weiblichen Naturen? Ein zu junger Leutnant als Tischherr wirkt ja fast wie Nichtachtung, und wenn er vollends noch klein ist — finden Sie nicht auch, daß diese Menschengattung immer kleiner wird? — so zählt er ja kaum. Und dann hat man die sogenannten Halbmänner, ältere Herren, die aus irgendeinem Grund uninteressant wirken und nicht voll gerechnet werden: die zu sanftmütigen, die zu guten, die tantenhaften, die man nur faute de mieux heranzieht und mit denen man keinen andern Zweck verfolgt als den, daß bunte Reihe gemacht wird ... Aber jemand wie Sie! Das ist ja eine Trouvaille! Wie ein erlesener Extrawein! Sie ‚ziehen' immer. Sie sind ‚sechs Fuß hoch aufgeschossen' — Sie sind interessant. Sie sind weder zu sanft noch zu gut. Sie haben gar nichts Tantenhaftes. Sie sind in Ihrer Art einfach vollkommen — und wahrlich (mit aufrichtigem Seufzer) es würde mir entsetzlich leid tun, wenn ich eine so verwendbare Ziffer von meiner Dinerliste streichen müßte."

Er (vorwurfsvoll): „So — also sobald ich eine Liebesheirat mache, werfen Sie mich zu den Toten?"

Sie: „O nein ... ich würde Sie mir zum five o'clock einladen — in Einzelhaft — ganz für mich, um mich teilnahmsvoll gerührt an Ihrem stillen Glück zu freuen ... Sehen Sie diese kleine Rudolstädterin, so nett sie

ist, für meinen intimen Zirkel paßt sie nicht. Sie hat Seele — ja! Aber für Dinerzwecke ist Seele etwas sehr Nebensächliches, und viel wichtiger ist es, gut und schick angezogen zu sein. Zudem sind Seelen so leicht chokiert. Sobald ein Gespräch flott zu werden beginnt, schrecken sie in sich zurück und sitzen wie versteinerte Blumen da — gänzlich baff, vorwurfsvoll, entsetzt über die schlechte Welt; jede witzige Pointe scheinen sie innerlich zu beweinen. Nun, und diese an sich vielleicht bewunderungswürdigen Eigenschaften entwerten auch den Ehemann in geselliger Hinsicht mit ... Ach ja — sagt man, er ist ja so nett ... er war ja überhaupt — so in seiner guten Zeit ... aber Einladungen ohne Frau sind unmöglich, und nimmt er diesen Crux mit, dann läßt man den Verkehr lieber sanft einschlafen ... außerdem hat das Haus wirklich etwas leicht Melancholisches. Gesellschaftslampen, die nur zweimal im Monat brennen, blaken mit jener seltsam intensiven Kraft, die diesen petroleumgefüllten Bestien immer zur Unzeit eigen ist — Gekocht hat zwar Huster — aber es ist Husters kleinste Menüziffer, Huster auf billig herabgedrückt ... Das ganze Diner ist ein Effort — Die halbe Wohnung umgeräumt. Die Blumen sind Markthallenreste und die Lohndiener im Hauptamt Maurermeister und so etwas ... die Teller setzen sie, als wären es Ziegelsteine ... Im Hintergrund, wenn die Korridortür zum — natürlich! — Berliner Zimmer geöffnet wird, hört man Kindergeschrei, hilfloses, nicht zu beschwichtigendes, gelles, entsetzliches ..."

Sie bleibt einen Augenblick stehen — er steckt die

Hände fröstelnd in die Seitentaschen seines Nerzpelzes und starrt nachdenklich auf das nasse Trottoir —

Er (verständnislos): „Aber warum weinen denn die Kinder?“

Sie: „Selbstredend serviert das Kindermädchen mit. In solchen Häusern heißt's ja immer ‚alle Mann an Bord!‘ wenn Gäste da sind.“

Sie merkt, wie ihn diese Untiefe der verheirateten Existenz, die sie ihm eröffnet, schaudern macht.

Sie (mit Nachdruck, feierlich): „Merken Sie sich, lieber Freund! Kinder sind eine Einrichtung, die nur dann nett ist, wenn sie frisch, weiß, in Spitzen, auf dem Arm einer perfekten Nurse ganz kurz erscheinen ... oder wenn man blutjung ist, Referendar in Krotoschin oder Beeskow, wenn man keine Nerven hat und keinen Sinn für Luxus ... Kinder nach vierzig sind sehr mit Vorsicht zu genießen — oder nur bei mindestens fünfzigtausend Mark jährlich ...“

Er: „Sie haben keine zarte Hand für fremde Träume —“

Sie: „Lieber Freund — ich will ja nur Ihr Bestes! Furchtbar leid täte mir's, wenn Sie töricht heirateten. Sie sind so schön im Zug. Sie sind so répandu in den wirklich nettesten Häusern. Man spricht von Ihnen, wie man von etwas Rarem spricht. Sie sind für manches einfach unbezahlbar. Ihnen fällt nie eine Prinzessin auf den Sprechanismus. Nichts versetzt Ihnen den Atem. Sie können mit jeder Exotin, mit jedem Alter, mit allen Graden und mit jeder Konfession. Sie sind geradezu eine Stütze für einen Salon — Wo

Sie sitzen, ist immer eine belebte Unterhaltung in Gang, anregend, aufregend — diese schönste Musik in den Ohren einer Hausfrau! Sie können auch in jeder Tonart — Residenztheater und Maeterlink, kalt und warm — Sie zerlegen Nietzsche, und wenn es sein muß, die Lagerlöf, und wenn es nicht anders geht, schwärmen Sie sogar für das Lied von der Glocke. ‚Festgemauert in der Erden —‘ jawohl, mein Freund, ich hörte es schräg über den Tisch, wie Sie es Ihrer kleinen Rudolstädterin vorzitierten. Wahrhaftig, ganz gerührt wurde auch mir zumute. Ach ja, Ihr Innenleben ist so pliabel, so vom momentanen Eindruck abhängig. Sie können zart empfindsam sein und tüchtig rauh und hart — und Sie können klug heiraten, aber auch sehr dumm!“

Er: „Pardon — Sie kennen mich doch nicht ganz ...“

Sie: „Pardon — Sie kennen sich nicht ganz. Bei dem unruhigen Leben, das Sie führen, ist Ihnen die Gabe der Selbstbeobachtung abhanden gekommen — ebenso wie mir. Ich gestehe freimütig, daß ich auch nicht recht weiß, wie ich eigentlich bin. Oft komme ich mir riesig gutmütig vor und oft entsetzlich boshaft. Man ist eben je nach der Situation. Unsereins hat ja auch viel zu viel im Kopf, um Klarheit in all die Bilder zu bringen. Man besinnt sich ja kaum zwölf Stunden rückwärts. Zum Beispiel heute. Ja, eben das Diner, daß weiß ich sicher. Vorher besuchte ich zwei Jours und den Tee im Kaiserhof — früh hatte ich Menschen zum Lunch und vorher die Henzensche Beerdigung. Nun hat mir jemand erzählt, daß der zweite Sohn vom alten Alex eine Siamesin geheiratet hätte, kaffeebraun,

bildschön in ihrer Art — er würde nach Wiesbaden ziehen — in Wiesbaden kann man ja so was ... An sich ist's mir nun ganz einerlei, in was für Rassen Alex' Söhne heiraten, das aber quält mich, daß ich nicht mehr dahinterkommen kann, wer mir's erzählt hat? War's eben bei dem Diner? War's im Kaiserhof? War's bei der Beerdigung? War's bei meinem Lunch? Zwischen dem Lunch und den Jours schlief ich eine Viertelstunde — vielleicht habe ich die Sache auch nur geträumt — vielleicht kam sie gestern in der Premiere vor, die Pleskow und ich im Neuen Theater durchfallen sahen — Man besinnt sich schließlich auf nichts mehr ... Mein Gedächtnis ist wie ein Sieb — alles fällt durch ... Und Sie sind nicht anders. Ich wette, Sie bekommen Ihre Herbstreise nicht mehr richtig zusammen! Allenfalls wissen Sie noch, daß Sie nach Italien gingen, um in den kleinen Städten Venetiens den Bildern Campagnolas, oder wie der Mann hieß, nachzuspüren — Sie sind ja so für das Ausgefallene, und Ihre Reisepläne haben stets ein besonderes Cachet ... Aber wie Sie herunterkamen — ob über Wien oder München, ob durch die Veroneser Klause oder von den Dolomiten wieder herauf? Das läßt sich vielleicht aus Ihrem Anschreibebuch feststellen; aber im Moment wissen Sie gewiß nichts davon —"

Er sieht grübelnd ins Leere und starrt nachdenklich zu Richard Wagners geballter Marmorfaust hinüber, die aus dem nächtlichen Nebel auf die vorübersausenden Wagen herunterdroht ...

Sie: „Besinnen Sie sich noch auf den Namen des

Wirts in San Martino, wo wir uns vorletztes Jahr trafen? Wissen Sie überhaupt noch, daß wir uns dort getroffen haben?"

Er (vorwurfsvoll): „Aber, Teuerste . . ."

Sie: „Pardon — auf dem Gebiet ist alles möglich . . . unsereins lebt eben so intensiv in der Gegenwart, daß Zeit zum Rückerinnern gar nicht bleibt, und aus Mangel an Uebung darin tritt Gedächtnisschwund ein, so stark, daß es mich manchmal erschüttert. Heute lunchte eine Cousine aus der Provinz bei mir — ich war fest überzeugt, sie ein Jahrzehnt nicht gesehen zu haben und bejammerte höflich diese Entbehrung. Sie sah mich ganz irr an — voriges Jahr zur gleichen Zeit habe sie doch auch bei mir geluncht. Sie erinnerte sich noch an das Kleid, das ich getragen, den Herrn, der sie geführt . . . ganz allmählich, nur an dem Herrn fiel mir die Tatsache wieder ein . . . Ja, so sind wir. Und nun gestehen Sie selbst! Wer so wenig von der eignen jüngsten Vergangenheit weiß, kann der sich überhaupt selbst richtig beurteilen? Nein, das können nur andre. Glauben Sie mir: Sie dürfen kein armes Mädchen heiraten! Sie sind über die Zeit hinaus, in der man solche Hungerpoesie allenfalls durchführt. Also, bitte, wenn schon, dann wenigstens Ella Wolff! Es ist ganz verbriefter Reichtum . . . Die Rasse bereits durch fünf eingeheiratete Christen aufgebessert . . . Das Mädchen ist in ihrer Art schön — äußerst gescheit und liebt Sie — Sie hat eine Villa in Castellamare und eine Jacht, die schon drei Preise gewonnen hat . . . weiß mit himmelblau."

Er (ablehnend): „Weißblau ist mir nun schon ent-

setzlich ... das hat man vom Meißner Porzellan so satt ..."

Sie: „Danach müßen Ihnen blaue Augen auch entsetzlich sein ..."

Er: „Das sind sie auch. Blaue Augen würden mir auf die Nerven fallen ..."

Sie: „Heute, weil Ihre kleine Rudolstädterin braune hat ... ach Gott, mein Lieber, der Schuß Romantik in Ihnen wird Sie noch um Ihre Karriere bringen —"

Er: „Ich möchte in einer Liebesehe ausruhen von der Hetze ..."

Sie: „Diese Hetze ist ja aber gerade das, was Sie wollen und lieben — was wir alle wollen. Wir hetzen immerfort und jammern darüber, daß eine Sache beständig die andre drängt, aber es wäre uns in Wahrheit ja schrecklich, wenn wir weniger vorhätten und einmal nicht zu hetzen brauchten! Diese Peitsche über uns mögen wir ja so gern. Was sollten wir denn machen, wenn wir plötzlich Zeit hätten? Gestehen Sie nur: wenn mal einen Tag nichts auf Ihrem Programm stünde als Ihre Berufsarbeit — Sie würden ja sofort eine Dienstreise ansetzen, um das Gefühl nicht zu missen, ständig im Trab zu sein. Woher kommt es denn, wenn unsereins mal durch ein übles Mißverständnis einen Abend für sich allein hat, daß man dann gar nichts mit sich anzufangen weiß, daß man sich förmlich verlegen vorkommt in solch plötzlichem Tete-a-tete ... Man nimmt ein Buch — natürlich ... man hat ja immer einen Haufen Bücher liegen, von denen man behauptet, man möchte sie brennend gern lesen, wenn

man nur Zeit hätte, die einem angeblich viel zu gut und wertvoll sind, um sie in der Eile zu durchblättern. Nun hat man mal Zeit — nun nimmt man so eins zur Hand — Haben Sie nicht auch bemerkt, daß die Kraft der Konzentration, die dazu gehört, auch nur eine Seite gründlich in sich aufzunehmen, unsereinem nicht mehr zu Gebot steht, daß unsre Fähigkeit, aufmerksam zu bleiben, allenfalls nur für Zeitungen genügt, in denen ja so wie so die Gedanken immer gleich abreißen. Haben Sie jemals Jörn Uhl ganz durchbekommen? ‚Angelesen' haben Sie's — genau wie ich — würden Sie imstande sein, Wilhelm Meister noch einmal in Ihrem Leben von A bis Z durchzulesen? . ."

Er (nachdenklich): „Wenn man eine Frau hätte, mit der man gemeinsam solche Interessen pflegte ... die einem vorlesen könnte, wenn man abgearbeitet nach Haus kommt?"

Sie (mit zu den Sternen gerichtetem Blick): „Vorlesen! Ach, liebes Kind, vorgelesen bekommen ist etwas Schreckliches. Wenn jemand mir vorlesen wollte, ich könnte ihn vergiften. Meine Natur ist auf solche Vergewaltigungen nicht eingerichtet. Die Zwangslage, in der sich der zuhörende Teil befindet, hat etwas Unwürdiges in meinen Augen. Nach kurzer Zeit würden Sie das auch empfinden. Und welche Frau liest denn gut vor? Ich rede meist aus Grundsatz günstig von den Frauen, aber eins ist wahr: längere Zeit bei der Stange bleiben können sie nicht. Mitten im Satz springen sie auf, weil ihnen etwas für die Küche einfällt, oder greifen unmotiviert in die Luft, weil sie eine Motte vermuten. Und Ihre

kleine Freundin ist in all diesen Dingen gewiß ein echtes Frauenzimmer, ihre Stimme ist ja sehr niedlich, aber ein bißchen — nun ja: jault sie doch beim Sprechen. Solange man sich ganz gut befindet, erträgt man das vielleicht, aber bei der geringsten Schwankung in der Gesundheit denkt man gewiß gleich sehr schroff über derartige Stimmfehler. Und Sie leiden doch natürlich wie alle höher organisierten Naturen sehr viel an Kopfweh — nur den Robusten geht es immer gut! Ein Mensch, dem nie etwas fehlt, flößt mir das größte Mißtrauen ein — ein Mann ohne Kopfweh ist für mich wie ein altes venezianisches Bild ohne Risse ... Und wie wirkt Vorlesen auf den Kopf ... Indem könnten Sie ja nur Bücher für höhere Töchter wählen, denn jede annähernd flotte Stelle würde sie Ihnen ja natürlich unterschlagen! Sie würden bei keinem Buch wissen, woran Sie eigentlich sind."

Er (lächelnd): „Sie mögen mit dem allen recht haben, aber die Ehe besteht schließlich nicht daraus, daß man Bücher zusammen liest und nachher über die Bücher redet. Gewisse Garantien sind mir das wichtigste: zum Beispiel die Garantie, daß ich nie werde eifersüchtig sein müssen — und die bietet meine ‚kleine Freundin', wie Sie sie nennen —"

Sie: „Daraufhin heiratete mein Bruder seine Frau. Er renommierte anfangs geradezu mit dieser Garantie. Nach zwei Jahren schon beklagte er sich heftig, daß seiner Frau nie die Cour gemacht werde — sie sei der reine Frosch — in Gesellschaften rücke sie stets zu den ältesten Damen — jeder Herr öde sich grenzenlos mit

ihr ... Sie wissen doch, daß er längst geschieden ist? Aus dem Grund, der in unsern Kreisen so oft den Ausschlag gibt und den das Bürgerliche Gesetzbuch merkwürdigerweise nicht in seine Spalten aufgenommen hat: aus langer Weile ... etwas Eifersucht ist doch nur eine sehr günstige Ingredienz in dem Trank der Ehe —"

Er: „Aber nicht das Quantum, das mir Ihre Protegee, Fräulein Ella Wolff, vermutlich hineinschütten würde —"

Sie: „Protegee —? Ich rate ja auch zu der nicht! Ich rate ja überhaupt nur ab ... Neulich, bei der Pleskow, sah ich zufällig eine Jugendphoto von Ihnen, so aus der Zeit der Zweiundzwanzig — jener Zeit, in der die jungen Mädchen schon anfangen ein wenig zu verblühen und der junge Mann anfängt gerechnet zu werden. Nach diesem Photo hätte ich Ihnen das Horoskop gestellt, daß Sie mit fünfundzwanzig Jahren aus Liebe die Tochter einer armen Majorswitwe (mit neun Geschwistern und zwei unbemittelten Großmüttern und dergleichen) heiraten und sich als früher Familienvater rechtlich und brav durchboxen würden nach Schema F ... Sie hatten damals im Gesicht jene Sorte von Idealismus, die zu derartigen Partien befähigt — etwas vom ‚reinen Toren', das Ihnen später gänzlich abhanden gekommen ist. Nun, günstige Schicksalswinde haben Ihnen ja geholfen, eine derartige Scylla zu umschiffen! Sie wurden anspruchsvoll — die Möglichkeit für Majorstöchter schwand dahin. Das Leben strich Ihnen allerhand Werte von der Tabelle und setzte andre darauf. Aber aus der früheren Zeit — jener

Zeit, aus der die Photo stammt — sind als fossile Reste einer untergegangenen Epoche noch ein paar schematische Glücksbegriffe übergeblieben, die Ihnen jetzt zuweilen noch den Kopf warm machen und vor denen ich Sie dringend warnen muß. Das sogenannte Dutzendglück hat offenbar immer noch Reiz für Sie. Ums Himmels willen, mein Freund — überlassen Sie das den Leuten in der Provinz, den Leuten in den kleinen Städten, die doch auch etwas haben müssen — für die sind Liebesheiraten ohne Geld gut, ja geradezu ausgezeichnet — siehe ‚Glück von Rotenburg', ‚Glück im Winkel' — Heyse-Sudermann — ich könnte gleich einen ganzen Leihbibliothekskatalog aufzählen ... Sie aber, der Sie mit fünfundzwanzig eine solche Scylla umschifft haben, werden ihr doch nicht mit fünfundvierzig anheimfallen wollen?"

Er (bleibt stehen): „Pardon, kommen wir doch einmal mehr zu den Tatsachen! Sie kennen doch Rudolstadt! Sie kennen doch die Familie! Ist sie denn wirklich so aller Barmittel entblößt, wie man nach Ihren Ausführungen annehmen muß?"

Sie: „Von Haus aus hätten die guten Leute recht nett leben können — die Mutter ist ja Bremerin. Bremerinnen haben immer etwas — aber bedenken Sie: es sind sechs Kinder! Also kommen vom Taler fünfzig Pfennig auf den Kopf. Sehen Sie: sechs Kinder! So etwas ist mir überhaupt unfaßbar. In meinen Augen ist es schreiendes Unrecht gegen die älteren, wenn noch so viel jüngere da sind — ich begreife nicht, wie Eltern das übers Herz bringen können! Also zwei ältere

Schwestern, die gar nicht hübsch sind — beide haben bereits etwas ‚ergriffen‘, sind ‚Persönlichkeiten‘ geworden — dazu drei Kadetten, ausgerechnet drei!“

Er (beharrlich): „Aber es muß doch Kapital dasein? Die Familie war doch angeblich im Herbst ab Bremen zu Wasser in Spanien —“

Sie: „Das sagt nichts. Das wird ein leeres Weinschiff gewesen sein, das so wie so zurückging — und wer weiß, aus was für einem obskuren Hafen da in der Nähe vor Bremen ausgelaufen? So was ist beispiellos billig. Man ist ja immer ganz starr, wenn man die Ziffern hört . . .“

(Sie sind vor ihrer Wohnung in der Stülerstraße angelangt — haben aber beide das Gefühl, die Unterhaltung an diesem Punkt nicht abbrechen zu können, und kehren wie auf schweigende Verabredung wieder um.)

Er (mit einem gewissen Eigensinn): „Der nicht heiratende Mensch bringt sich aber doch um allerhand sehr nette Emotionen. Ich sah es jetzt wieder bei meinem Vetter. Wie amüsant ist wirklich allein schon die allgemeine Verwunderung bei der Verlobung eines ‚späten‘ Mannes — die Annoncen — die neue Einrichtung.“

Sie: „Die neue Einrichtung! Ja, das Argument könnte ich billigen. Aber Ihre präsumtive Schwiegermutter taxiere ich auf Axminsterteppiche, Jutegardinen mit goldenen Engeln, die das Geraffte halten — ja, ich glaube, sie wäre imstande, Ihnen vor irgendein Fenster einen regulären Kanarienvogel zu hängen in grünlackiertem Bauer mit roten Futterkästen . . . o ja, es gibt heutzutage Möbel, die so entzückend sind, daß sie bei manchen allein das Heiraten verlohnen — aber es gibt

keine Möbel, die herrlich genug wären, um das aufzuwiegen, was ein Mann wie Sie durch das Heiraten aufgibt."

Er (kleinlaut, da ihm die Aussicht auf einen Kanarienvogel einen Chok versetzt hat): „Es ist doch nun einmal the thing to be done."

Sie (mütterlich patronisierend): „Das wohl. Aber sehen Sie, liebes Kind! Das Nette daran, das Sensationelle, ist so vorübergehend. Ein Brautpaar, gut! das interessiert natürlich — dann noch, wie sich das junge Paar benimmt, wie sie eingerichtet sind, was für blunders sie mit dem Besuchefahren machen, mit wem sie verkehren, was für Diners sie geben... aber in der zweiten Saison schon ist das alles alt Werk, hat nichts Aktuelles mehr. Die Möbel stehen, wie sie standen — hübscher pflegen die Menschen diabolischerweise mit den Jahren nicht zu werden — das erste Kind wird allenfalls bewundert, falls es nicht zu oft vorgeführt und vom Vater nicht zu sehr zum Stoff der Unterhaltung gemacht wird. Das Geschlecht des zweiten behält schon niemand mehr im Gedächtnis... gewiß, man verkehrt gern in dem netten Haus — aber schließlich, nette Häuser gibt es sehr viele. — (Mit vorwurfsvoll erhobener Stimme): Mein Freund! Haben Sie denn gar nicht das Bedürfnis, einzig in Ihrer Art zu sein? Schmeichelt es Ihnen denn nicht, daß zum Beispiel ich solch einen cas um Sie mache? Sie wissen ja: ich lebe lediglich für meine Freunde! Mein Salon ist meine Welt! Mein Ehrgeiz geht dahin, daß nach langer Zeit, nach meinem Tod, Menschen zueinander sagen: ‚Ja, ja! So ein Haus wie bei Frau von Schenk, das gibt es nicht wieder. Das·

war noch fine fleur der Geselligkeit. Sie wußte die besten Ideen aus Borchardt herauszulocken. Nirgends bekam man das Gemüse so heiß. Und immer interessante Leute, man traf dort die ausgesuchtesten Nummern! Ja, sie war manchmal erbarmungslos — wenn jemand aus irgendeinem Grund uninteressant wurde, so schied sie ihn sofort aus ihrem Kreis aus. Jeder gab dort aber sein Bestes — überbot sich selbst. Es war eine Auszeichnung, intim bei ihr zu verkehren. In ihren Zimmern wehte etwas von dem so selten gewordenen Parfüm jener französischen Salons, die historisch wurden durch den Esprit, den die klügsten Köpfe des Jahrhunderts dort verausgabten ...' Sehen Sie, solch einen Nekrolog — den erhoff' ich! Der wäre mir lieber als Denkmäler oder sonst etwas. Und, bitte (sie dreht wieder um, der Stülerstraße zu), halten Sie sich rein zu meiner Verwendung! Heiraten Sie nicht! Heiraten ist etwas so entsetzlich Alltägliches! Haben Sie jemals von einem Mann gehört, der durch die Ehe gewonnen hätte? Vielleicht von einem, der sich vorher nicht zu kleiden wußte und den nun eine Frau richtig anzieht, wie es ja vorkommt. Ein wirklicher ‚Löwe' aber depoetisiert sich immer durch das unglückselige Standesamt ... und ein Löwe z. D. — beziehungsweise a. D. — ist nichts andres als ein Minister in gleichem Fall ... Nun, und Sie ziehen den Minister am Ruder auch den gewesenen vor, wie ich weiß. Sie sind ja doch so für das Aktuelle und für gewöhnlich doch keineswegs sentimental — und nun diese Widersprüche! Sie benahmen sich ja heute wirklich schon mehr wie der junge Werther ..."

Er (seufzend): „Ich bereue auch schon — (er arbeitet mit dem Schlüssel an ihrer Haustür) ich glaube, der Kanarienvogel hat mir den Rest gegeben —"

Sie (mit wohlwollendem Lächeln, beruhigt und etwas triumphierend): „Das wäre auch kein geeigneter Hausgenosse für solch einen oiseau de passage wie Sie sind — "

Prolongierter Handkuß, Türenschlagen, Schlüsselrasseln — er wendet sich langsam zum Gehen.

... Die dunkeln Häuserfronten, in denen allmählich die Lichter verlöschen, stehen wie schlafende Schatten da.—

Er (in Gedanken): „Von Messel müßte man sich was bauen lassen ... etwas ganz Erlesenes —

„Eigentlich (er räuspert sich), sie hat eine Art, zarte Triebe mit Keulen totzuschlagen ...

„Aber recht hat sie natürlich ... sie ist immer klüger, als man ...

„Nun hat sie mir diese ganze complication sentimentale vollkommen weggeredet, und damit ich auch ja nicht im Irrtum bin, wie ich zu solchen Wandlungen komme, hat sie mir auch gleich noch die psychologische Erklärung dafür mitgegeben — ähnlich wie man zu komplizierten Arzneimitteln oder neuen Lampenbrennern die Anweisung mitbekommt —

„Jawohl, sie hat vollkommen recht — fossile Reste von frühen Jugendjahren waren es, weiter nichts ..."

Und beruhigt klappt er sich den Pelzkragen in die Höhe, während seine Silhouette im Laternenschein lang, elegant und mondän auf das feuchte Pflaster fällt.

Freunde

In einem hochgelegenen Atelier der Kolonie Grunewald. Graue Wandbespannung. Dunkelviolett gestrichener Fußboden. Kein einziges Bild an der Wand — nur oben als Fries ein breites japanisches Muster, in dem sich ein Motiv von Libellen, die sich in Blumenranken verfangen, unregelmäßig wiederholt.

Ueberall peinlichste Sauberkeit — kein Staub — keine gebrauchte Palette — keine Spur von Terpentingeruch, da stark mit Weihrauch geräuchert ist.

Vor dem großen Fenster dunkelgoldgelbe Seidenstores, halb zurückgezogen. Zur Seite ein Ebenholztisch, auf dem eine einsame, lilagrüne Orchidee in langem, opalfarbenem Stengelglas schwankt.

In der Mitte zwei Ruhebetten, drapiert mit silberglänzenden Fellen, ohne Lehnen, so daß die darauf Sitzenden beständig genötigt sind, eine wohl überlegte und eigenartige Stellung einzunehmen, wenn sie nicht ungeschickt erscheinen wollen.

Der Besitzer des Ateliers, der Maler Halfdan Stritt, versteht es in der Vollendung, seine langen und schlanken Glieder der Linie des Polsters als stilreines Ornament einzufügen. Sein Vetter Heinz Stritt, ein hübscher Junge, der aber im Kontrast zu dem andern reichlich gemästet und prosaisch aussieht, hängt etwas verunglückt auf seinem

Fell und ändert alle zwei Minuten die Pose, während der andre sich kaum bewegt.

Neben ihnen steht ein zweiter Ebenholztisch mit zwei Gläsern lemon squash und einer Silberschale mit glacierten Maronen. Sonst sind gar keine „Sachen" in dem Zimmer, außer einer Staffelei, auf der das Bild mit dunkler Seide verhängt ist.

Die Vettern entstammen einer wohlhabenden Patrizierfamilie der Reichshauptstadt, in der durch Generationen nur der Erwerb eine Rolle spielte, bis unvermutet — „unmotiviert", wie die Familie findet — ein paar sensible verfeinerte Naturen in ihr auftauchten — eine Erscheinung, um derentwillen alle Verwandten, soweit sie noch Geschäftsleute sind, ihre Bekannten direkt um Entschuldigung zu bitten pflegen.

Die Vettern sind beide nach einem gemeinsamen Großvater Heinrich getauft, haben sich aber, da ihnen die allzugroße Häufigkeit des Namens auf die Nerven fiel, für ihre noms de guerre und zum Privatgebrauch auf Halfdan und Heinz geeinigt.

Der Maler ist eine sehr anziehende und rassige Erscheinung, gebildet nach dem Muster englischer Künstlerlords. Sein Wesen hat etwas streng Reserviertes, kühl Ablehnendes. Dabei ist er natürlich Neurastheniker, jedoch ohne daß die Schattenseiten dieser Veranlagung sich äußerlich markieren — im Gegenteil! Nur das Interessante eines komplizierten Nervenzustandes kommt zum Ausdruck.

Er ist vor einer Woche aus Italien zurückgekehrt und akklimatisiert sich nach den feinen Genüssen des

Südens körperlich und seelisch sehr schwer unter den Kiefernwipfeln des Grunewalds.

Die Freunde haben lange nichts voneinander gehört. Der Maler verabscheut Korrespondenzen, da seine sämtlichen Beziehungen immer nur das schreiben, was nicht in seine Stimmung paßt, und stets verschweigen, was ihn allenfalls interessieren würde — er es außerdem plebejisch findet, von einer so allgemeinen Einrichtung wie der postalischen Verbindung zu profitieren.

Der Jüngere hat etwas auf dem Herzen, weiß aber nicht recht, wie er es vorbringen soll ... der Freund gestattet nicht, daß bei Wiedersehen von inzwischen vorgefallenen, tatsächlichen Begebenheiten geredet wird — er zieht es vor, nur von Stimmungswerten zu sprechen, nicht von den groben Unterlagen der Wirklichkeit, die solche veranlaßt haben.

Er sitzt, den Kopf in die Hand gestützt, wie der Penseroso von Florenz, hat die Augen halb geschlossen und ist mitten im Erzählen ...

Der Maler: „Und durch einen grauen Torbogen ging es talab ... es war gar kein brauner Ton in diesem Grau, wie das doch so oft bei den alten Römerbauten der Fall ist. Und weil das Grau so rein war, so fein und weich, hatte die Farbe, die von fern gesehen das Tor füllte, etwas unendlich Zartes ... fast unirdisch erschien sie.

„Das Tor war mit Blau gefüllt.

„Es stand an einer Biegung der Straße und schien das Ende der Stadt zu sein, die hinter uns den umbrischen Hügel krönte. Aber es bedeutete kein Ende,



sondern einen Anfang. Wie ein Empfangstor hob es sich über dem Weg. Rote Sträucher wucherten um die bröckelnden Quadern. Blüten waren daran, die keiner botanisch zu bestimmen wußte. Sie rieselten wie Blut über die zarten Blätter und schienen bestimmt, durch die Kraft des Gegensatzes besonders aufmerksam zu machen auf den stillen Reiz jener zarten, zitternden Bläue, in die der Weg durch jenes Tor niederführen mußte.

„Und nachdem die Wölbung des Bogens ein paar Sekunden lang einen kühlen, blauschwarzen Schatten über die Hindurchpilgernden geworfen und das gleiche Gefühl in ihnen erweckte, wie wenn man unerwartet mit warmen Fingern einen Marmor berührt, entschleierte sich das blaue Geheimnis. Und deutlicher gezeichnet hob sich die Landschaft aus dem durchsichtiger werdenden Dunst.

„Man sah einen Fluß im Tal. Hier und da blitzte er auf zwischen gerade hingezeichneten Rebengeländen so wie blanke Schwertklingen in der Ferne blitzen — und am Abhang weit da drüben hob sich blendendes Gemäuer, zwischen dem ein Blinken war ...

„Und nun wußten wir, weshalb dieses Tor so bedeutungsvoll am Wege stand! Hier ging die Straße zum Tiber hinab — und dort drüben lag Assisi! Und was zwischen den Häusern blitzte, waren vielleicht die Fensterrosen von San Francesco oder Santa Chiara ...

„Wie im Legendenzauber gebadet lag das alles vor uns im Schimmer eines neuerweckten Frühlings — und wir kamen überein, daß Blau auch wirklich die eigentliche Farbe für Legendenstimmung ist ...“

Heinz: „Und du hast es gemalt?"

Der Maler: „Ach nein — ich hätte es malen mögen. Aber es war Poesie, die gleichsam zwischen den Fingern zerging. (Er streicht sich langsam mit der Hand über die Augen.) Ich wollte eigentlich auch nicht das erzählen, sondern etwas andres ... Also: wir standen jenseit des Tors. Da kam etwas das Tal herauf, schwerfällig, langsam, etwas Gelbweißes, wie vergilbter Marmor, jener feinste Ton, wie wir ihn so oft an den Gestalten der Antike bewundern ... hier aber in Leben und Bewegung: ein umbrisches Ochsengespann war es, die edle Linie der auseinandergebogenen Hörner weitgeschweift. Von Staub umhüllt, zog es bergauf — so wie sie hier seit Jahrtausenden zogen ...

„Ja, und von allem, was ich an jenem Morgen sah und empfand, habe ich nichts in mein Skizzenbuch gebannt als den Kopf eines jener wunderbaren Tiere ...

„Zu Haus lachten sie natürlich, als sie dies Resultat sahen, und Onkel Heinrich, witzig wie immer, bemerkte, ‚daß ich darum doch nicht bis Umbrien hätte reisen brauchen — Milchkuranstalt Hellersdorf hätte diese Anregung am Ende auch geliefert.' Man wird ja immer ausgelacht, wenn man aus einem Gefühl der Ehrfurcht heraus etwas nicht zu tun wagt, woran sich andre, weniger Empfindsame unerschrocken wagen würden —

„Ich gehe ja nicht nach Italien, um Motive zu finden. Jede aufgelockerte Scholle märkischer Erde, jedes beliebige Frauengesicht, über das blaugoldene Sonnenlichter hinspielen, nützt mir ja gewissermaßen mehr als das ganze gelobte Land da unten. Ich kann ja seine

Pinien doch nicht verwenden, nicht seinen Vesuvrauch oder sein Blumenfest von Genzano! Aber die Sensationen, die es gibt, die brauche ich — jenes gesteigerte Empfinden, in dem man auch die Dinge in gesteigerter Schönheit sieht! Zuweilen bringe ich nichts von solch einer Reise zurück als die Erinnerung an eine Farbe. So gibt es ein Grün, das mich jahrelang verfolgt hat, das mich mit seinem weichen, feuchten, dunkeln Mooston sogar oft in der Erinnerung beruhigen konnte, wenn mich irgendein Mißton gequält hatte (er spricht mehr wie für sich).

„Es muß sehr viel zusammenkommen, bis solch ein Grün entsteht! Zum Beispiel so: die Feuchtigkeit hatte Jahr für Jahr an der Mauer gefressen, die dereinst mit Fresken bedeckt war ... Diese Fresken schmückten die offene Loggia einer Villa. Die Feuchtigkeit kam vom Tiber herauf und aus dem Schatten, den der Monte Mario warf. Langsam hatte sie ihre Zerstörungsarbeit getan. Wie Brunnenwände, die kein Wasser mehr bespült, sahen die Mauern aus. In dem Gewölbe oben schwebten noch verblaßte Deckengemälde des Giulio Romano und jene feinen Stuckarabesken, mit denen römische Granden sich von alters her ihre Villen und ihre Gruftgewölbe so gern schmücken ließen ...

„Diese Villa war nach Entwürfen von Raffael gebaut ... In längseckigen Bassins da draußen gurgelte langsam eine kleine Quelle. Der verödete Garten schien ein Lieblingsquartier der Nachtigallen. Von überall her schmetterte es in die leeren Räume der verfallenden Villa. Und das aus so vielen Zufälligkeiten entstandene

feuchte Grün blitzte an einer Stelle samtartig auf, weil ein schräger Sonnenstrahl durch ein Loch in der Wand (ein Loch, das vielleicht beim sacco di Roma eine Kugel hineingerissen hatte! . .) darüber hinfiel . . . (er legte die Hände über die Stirn), damals beschloß ich, eine Persephone mit grünen Augen zu malen . . . aber die richtige Nuance hatten nachher die grünäugigen Modelle nie."

Heinz: „Ach Gott . . . blaue sind ja nichts Apartes . . . aber schließlich sind sie doch das Wahre; in blauen Augen kann so viel Jugend stehen . . . grün erinnert doch leicht an Alterspatina."

Der Maler: „Augen dürfen nicht jung aussehen — sonst sind sie leer . . . hast du übrigens schon bemerkt, daß kleine Kinder oft so erfahrungsreiche Augen haben, als wären sie wie Diokletian ‚müde an Schicksalen'? Wie manches Mal habe ich mir aus dem Straßenstaub eines welschen Wegs ein Kind auf die Knie gehoben . . . ein zerlumptes, dem der warme, braune Hautton wie dunkelgewordenes Elfenbein durch die Löcher sah. Oft waren die Züge voll Flecken und Staub -- oft um den Mund schon ein klein wenig Gemeinheit oder Gier nach dem Soldo . . . in den Augen aber, die rein wie wohlbehütete Quellen zwischen den Wimpern lagen, schienen die schwersten und tiefsten Geheimnisse des Erdenlebens geschrieben zu stehen — unendlich, mystisch und erschütternd, als wäre von Adam her eine lange Ueberlieferung von Menschenleid in ihnen aufgezeichnet.

(Er läßt die Hände sinken und zuckt die Achseln).

„Ich wäre aber keineswegs imstande, solche Augen zu malen — ebensowenig als ich mit dem Grün der

Villa Madama fertig werden würde. Von solch einem Kind könnte ich allenfalls den bronzenen Hautton verwenden ... von der Villa etwa die riesigen Heckenrosenbüsche, die als blühende Wächter die alte Einfahrt flankieren ... und auch diese nur japanisch stilisiert.

„Ich kann nichts schaffen ohne eine bestimmte Anregung, und es dauert immer sehr lange, bis ich mich in einen empfänglichen Zustand hineinsuggeriert habe.

„Du weißt: ich hasse Schlagworte und vermeide sie gern — wenn ich aber die Langsamkeit meiner Produktionskraft bedenke, so muß ich doch betonen: es ist ein Fluch, dekadent zu sein ...“

Heinz: „Aber wir waren früher doch stolz auf das, was wir ‚unsre Dekadenz‘ nannten?“

Der Maler: „Wir waren stolz, weil wir sie als Erste in einen Familienbestand einführten, der bisher so überaus gesund und matter of fact war. Unsre sensitive Empfindsamkeit hob sich von der Robustheit der übrigen wie etwas Feineres, Höheres ab ... und das Entsetzen der übrigen stachelte uns an, auf noch mehr Lebensschlaffheit zu posieren, als wir leider ohnehin hatten ... wir hätten sie vielleicht besiegen können, statt dessen haben wir sie kultiviert, liebevoll weiter entwickelt. Vielleicht sind wir auch unschuldig an uns selbst. Wer weiß es! Andre haben die Mischung unsers Bluts verschuldet. Es gibt Aerzte, die da behaupten, daß die Bleichsucht der heutigen Generation vom allzu häufigen Zuraderlassen der Voreltern herrühre ... Diese dachten, egoistisch wie alle Lebenden, weiter nicht daran, was

aus der Rasse werden würde — sie ließen sich das Blut abziehen, das wir nun zu wenig haben...

(Er springt auf und geht erregt auf der dunkelvioletten Diele auf und nieder.)

„Wenn ich Großvater ansehe — den über Onkel Heinrichs Sofa —, so ertappe ich mich manchmal darauf, daß ich ihm geradezu feindselige Blicke entgegenschleudere! — Wie er da in seiner rosigen Strammheit, siebzigjährig, gerade wie ein Grenadier, stolz niederlächelt, das Urbild eines starknervigen Patriziers...

„Jawohl! Ich wäre sehr viel lieber mein Großvater gewesen... als daß ich den zweifelhaften Vorteil genieße, sein Enkel zu sein."

Heinz: „Aber dein Talent!"

Der Maler (mit mitleidigem Achselzucken): „Ach, lieber Heinz, seien wir doch offen! Es ist doch nur ein so engbegrenztes, subtiles, ein so dünnes Talent! Ich wundere mich gar nicht, wenn viele seine Existenz überhaupt gar nicht merken oder anerkennen wollen. Wenn ich tot bin, behalten vielleicht drei Bilder von mir einen gewissen Wert — und auch nur für Kenner — falls mich nicht noch mal ein späterer Tschudi oder Muther wieder ausgräbt — und post festum zu Ehren bringt, wie es ja vorkommt. Zu eng begrenzte, zu knapp zugemessene Talente sind eine furchtbare Lebenserschwerung. Das bequeme Dasein der Talentlosen schließen sie für einen aus und stellen einen auf den Dornenpfad, ohne ihn durch Schöpferwonnen und wahre Erfolge zu versüßen. Der größte Teil meines Lebens besteht doch daraus, in einem gelbverhangenen Zimmer herumzustehen und über

meine eigne Unzulänglichkeit nachzudenken. Das ist für mich, was für andre Tennis oder Zigaretten sind, das Stehende, immer sich Wiederholende in der Erscheinungen Flucht."

Heinz: „Du denkst aber wirklich zu bescheiden über deine Leistungen."

Der Maler (erstaunt): „Bescheiden nennst du das? Lieber Freund — in meiner Art von Bescheidenheit liegt ein großer Dünkel! Ich wäre bescheiden, wollte ich zufrieden mit mir sein — ich aber denke im Gegenteil: solch ein Kerl wie ich, der müßte ja von Rechts wegen ganz andre Gaben besitzen! Der müßte mindestens ein neuer Manet oder ein zweiter Whistler sein ... Jedes Jahr bringe ich zwei neue Bilder in die Sezession. Und da hängen sie dann, so dünnblütig, so herausgequält, so mit Schmerzen zustande gebracht — und sehen mich so sonderbar an ... und ich empfinde nichts von Schöpferlust vor ihnen ... es weiß ja niemand, wie mühsam sie aus meinem geringen Können herausdestilliert sind — wie Tropfen aus einem Filter, in den man zu wenig Wasser goß — und nachher lese ich in den Blättern von meiner ‚ganz besonderen Spezialität'."

Er lacht leise und ironisch.

Heinz: „Mit meinen Gedichten ist es doch auch nichts andres ..."

Der Maler: „Doch. Denn die erfüllen einen bestimmten Zweck. Sie sprechen das aus, was andre schweigend dulden — und auf eine zarte, undeutliche Weise sprechen sie es aus, die all denen unendlich wohltut, die zwischen den Zeilen ihre eignen Leiden lesen!"

Heinz (aufrichtig): „Ach Gott — sie sind doch in erster Linie schön eingebunden! Du bist sehr gütig. Du findest eben etwas ‚zwischen den Zeilen — aber in Wahrheit steht dort nichts — ich wenigstens habe mit Bewußtsein nichts hineingelegt — das Pergamentpapier des Umschlags hat eine angenehm weiche Kühle, und das Zeichenband darin finde ich selbst reüssiert — es ist das längsgeschnittene Stück einer Priesterstola, die ich in Sevilla bei einem Antiquar fand — es sind hübsche Zufälligkeiten darin dank des willkürlichen Schnitts — man hat es vorzüglich imitiert ... Aber die Verse?! In einer Zeitschrift stand etwas von ‚unartikulierten Jammerlauten' — ich finde nachgerade, der Mann hat nicht so unrecht."

Der Maler: „Du scheinst gegen deine frühere Gewohnheit in Selbstironie zu machen. Bisher überließest du das doch mir —"

Heinz (stockend und etwas unsicher): „Ueberhaupt .. ja, nämlich ... ich bin nämlich extra gekommen, um es dir mitzuteilen ... nur, daß es mir dir gegenüber nicht ganz leicht wird ... es muß dir wie eine Art Fahnenflucht erscheinen ... und gewissermaßen ist es das auch ... ich werde mich also verheiraten ..."

Der Maler bleibt regungslos stehen, zieht die Brauen hoch und starrt den andern tieftraurig und mitleidsvoll an ...

Heinz (verlegen weiter, die Augen auf dem Estrich): „Ja, eigentlich ist es ja durchaus gegen meine Prinzipien — ich falle damit ganz aus der Rolle und tue, was ich bei andern stets belächelt habe. Aber ich tu's ... (er faßt Mut und fährt mit sicherer Stimme fort):

„Ich will einmal versuchen, wie es ist, nicht als Outsider zu leben, sondern eingereiht in den großen Schwarm der alltäglich sachgemäßen, der korrekten, bürgerlich gestempelten Herde. Ich habe mich seit längerer Zeit sehr unglücklich gefühlt. Du billigtest das immer, weil du findest, glücklich sein wäre vulgär, weil du nicht begriffst, daß Leute so etwas von sich sagen und damit die Bescheidenheit ihrer Lebensansprüche zugeben mögen. Sieh mal, ich habe seit Jahren mich und meine Ansichten stets deiner Leitung anvertraut. Was wurde ich? Ein mäßiger Abklatsch von dir. Du bleibst das Original — ich bin wertlose Kopie. Ich leugne ja nicht, daß die Dinge der Welt, wie du sie siehst und sie mich sehen lehrtest, einen hohen Reiz für mich besaßen und zeitweis auch noch besitzen werden — gerade im Kontrast zu dem geistigen Niveau unsrer Familie — aber du bist schließlich sehr viel auf Reisen — wenn du fort bist, arbeiten die andern an mir herum. Sie ironisieren über meine Berufslosigkeit (er zieht mit der Rechten die linke Manschette vor und klopft nervös an ihr herum), sie fragen, ob ich wirklich ‚sonder Beroop', wie es in Holland heißt, in symbolistischer Verkleidung leaning on a mantlepiece mein ganzes Leben hinbringen wollte? Sie knickern neuerdings sogar mit Geld, obgleich in einer Familie wie der unsrigen doch füglich nicht davon gesprochen werden sollte ... sie suchen mich auf diesem untergeordneten Weg unter ihre Gewalt zurückzuziehen ... Und die sogenannte Familie ist nun doch einmal ein merkwürdiger Faktor. Ist man weit vom Schuß, kann sie einem ja ganz egal sein — ist es mir dann auch —

völlig ... aber so täglich zusammen unter einem Dach, so rechts und links ... ich fühlte, daß etwas geschehen müsse ... im übrigen liebe ich das Mädchen! (Er bearbeitete jetzt mit der Linken die rechte Manschette.) Ich kann nichts aus mir machen. Ich bin ein Mensch ohne jede Initiative — Du hast mich erst ins Schlepptau genommen, dann die Familie. Nun mag sie es tun. Sie kann ja sehen, was sie aus meinem Leben macht. Ich gebe ihr plein pouvoir — ich kümmere mich nicht mehr um meine weitere Entwicklung. Sie wird wohl alles besser wissen. Eine nicht dekadente Frau ist doch natürlich der stärkere Teil neben einem Mann wie ich ... Sie wird alles auf den Kopf stellen in seelischer und auch in diätetischer Beziehung. Ich werde nicht mehr von Zitronenwasser und Kuchen leben, sondern Beefsteaks essen und Bier trinken. Sie behauptet, ich wäre ‚unterernährt' — dies sei ihr Haupteindruck von mir gewesen, als sie mich zum erstenmal bei Onkel Heinrich Verse vorlesen hörte. Ich werde nicht mehr individuell gekleidet sein, sondern ganz wie ein patenter Durchschnittsassessor oder ein beliebter junger Arzt am Sonntag. Ich werde mich ernstlich habilitieren und Vorlesungen ankündigen — ich werde nie einen Vers mehr dichten, sondern versuchen, über irgend etwas eine möglichst gute Monographie zu schreiben —

„Und ich glaube, das wird mir alles sehr gut tun! Denn sieh mal: die Kraft, es einmal anders herum mit dem Leben zu versuchen, die hab' ich gerade noch, sobald jemand neben mir steht, der mich dazu anfeuert, mich gleichsam in Entreprise nimmt ..."

Der Maler: „Diese ungeheure Kraft hast du? ... Am Ende hat man deinem mütterlichen Großvater doch nicht so viel zur Ader gelassen als unserm gemeinschaftlichen."

Heinz: „Warum fragst du denn gar nicht, wer es ist? Ich möchte es dir nämlich selbst sagen, ehe die andern es tun ... es ist das Mädchen, das Onkel Heinrich von Zürich her so empfohlen wurde, die sich letztes Jahr hier als Aerztin niederließ. Sie bearztet ja Onkel Heinrichs ganze Deszendenz — alle schwärmen für sie —"

Der Maler: „So — und nun gibst du dich in dauernde Behandlung?"

Heinz: „Ja ... die Diagnose hat sie bereits gestellt ..."

Der Maler: „Und die lautet?"

Heinz (mit einem gewissen Triumph): „Auf Hysterie ... was früher eigentlich nur die Frauenzimmer hatten —"

Der Maler: „Und du läßt dir gefallen, daß sie dir so etwas sagt?"

Heinz: „Ich liebe das Mädchen — das erklärt eben alles."

Der Maler setzt sich resigniert auf das Polster und lehnt den Kopf zurück —

„Glaube nur nicht, daß ich dein Vorgehen im geringsten kritisiere. Begebenheiten, die so häufig sind, wie daß sich ein Mensch verlobt, vermögen meine Gedanken nicht lange zu fesseln. Was mich an diesem Fall interessiert, ist lediglich die Frage, ob und wieweit sich unsre Beziehung zueinander aus dieser Wendung heraus retten läßt? Es wäre sehr gut, wenn sich das

gleich feststellen ließe, ehe wir experimentieren müßten ... Hast du nicht früher geschworen, daß nie ein einzelnes wirkliches Weib Hauptsache in deinem Leben sein solle? Nur die abstrakten Sehnsüchte, wie sie in deinen eignen Versen gefeiert werden, die eine Erfüllung nur dann finden, wenn wir uns durch alle Schlacken zur vollendeten Reinheit durchgerungen haben?"

Heinz (in die Enge getrieben): „Ja, ja, das ist auch alles nicht plötzlich gekommen, sondern ganz allmählich ... Wie ich zuerst mit ihr zusammentraf, da hatte ich eigentlich keine andre Empfindung gegen sie als die des Neides. Ich beneidete sie um ihre physische und moralische Stärke. Das Mädchen war zweimal auf dem Matterhorn gewesen und widmete ihr Leben kranken Menschen — Dinge, die ich nie fertig brächte. Wie das so oft heutzutage ist. Man fühlt sich gar nicht mehr bevorzugt als Mann, man fühlt sich als „Nicht-Frau" eher in zweiter Linie — und das Lied aus dem Egmont: ‚Welch Glück sondergleichen, ein Mannsbild zu sein!' singt so leicht keine mehr. Das Gegenteil ist eingetreten — Ich habe immer eine platonische Vorliebe für das Resolute gehabt.

„Von den vielen Nurses, die mich großgepäppelt haben, denke ich nur an jene einzige mit einem gewissen Dank, die mich einmal tüchtig durchgeprügelt hat ... natürlich wurde sie sofort entlassen, denn unsre Mütter pflegten es ja in die Mietskontrakte zu schreiben, daß man sich nicht an uns vergreifen dürfe. Es herrschte große Empörung damals — nur ich war nicht empört, denn ich hatte die Strafe hundertfach verdient. Man muß auch ab und zu rauh behandelt werden."

Der Maler: „Und dies Talent traust du deiner Braut zu?"

Heinz: „Ja, Liebe mit Strenge. Ich weiß: oft findet sie mich furchtbar." (Er sieht forschend in des andern Gesicht, ob er auch nicht zu sehr ins Detail geht, kann es aber doch nicht lassen, von sich und ihr zu reden, und fährt eifrig fort): „Furchtbar bin ich ihr, wenn ich in jenem gewissen grausamtenen Phantasiekostüm, auf das ich so stolz war, in einem Sessel lehne, den linken Fuß heraufgezogen und in die rechte Hand gelegt — das eine Augenlid höher als das andre (er zuckt die Achseln), ich hatte mir das alles so angewöhnt . . ."

Der Maler (müde): „Und in welchen Momenten gefällst du ihr?"

Heinz: „Wenn ich bin wie ein recht gewöhnlicher Sterblicher . . . ich weiß nicht, ob das immer in mir steckte oder ob es sich erst jetzt herausgebildet hat? . . . Ich kann jedenfalls sehr gut auf diese Weise — weit besser, als ich dachte — und sie glaubt daher bestimmt, daß ich noch zu retten sei."

Der Maler: „Zu retten? Woraus?"

Heinz: „Aus der Unnatur . . ."

Der Maler (nach einer Pause — vorwurfsvoll): „Hältst du also all die Glaubenssätze, auf die wir bisher lebten und starben, für Affektation?"

Heinz: „Ach Gott! — ich wär nie auf sie gestorben. Siehst du, mit dir ist es ja ganz etwas andres! Mit deiner Kunst hängt es ja untrennbar zusammen, daß du so sein mußt, wie du bist. Für dich muß eben die Wirklichkeit eine bestimmte Klangfarbe bekommen, damit

sich das geheimnisvolle Etwas entwickeln kann, das den feinsten Reiz deiner Werke ausmacht. Du hast Talent. Du hast le bel serieux — du kannst beim Malen in lila Talaren gehen und es steht dir — du kannst die Klingel vor deiner Tür abnehmen lassen, damit niemand dich im Arbeiten stört — kein Mensch würde je wagen, etwas, was du tust, lächerlich zu finden oder zu anspruchsvoll — ich aber bin ein ganz gewöhnlicher Staubgeborener, und das sicherste Symptom für diese Tatsache ist, daß mich die Erkenntnis gar nicht einmal niederdrückt. Ich werde mich jedenfalls sehr viel wohler befinden, wenn ich mich nicht mehr als Extramensch auffassen muß ..."

Der Maler: „Du bist sehr offen."

Heinz: „Ja, ich fühle, daß ich dir eine volle Beichte schulde, da du so lange mein Lehrmeister warst. Ich sage dir das alles, weil ich von dir verstanden sein möchte, ehe die Annoncen verschickt werden."

Der Maler (der die Nachricht von der Verlobung ziemlich gefaßt aufgenommen hat, zuckt, wie von plötzlichem Widerwillen ergriffen, zusammen): „Annoncen verschickt ihr auch? Geknickte, weiße, mit der Papierfirma unten und Dreipfennigdrucksache?"

Heinz: „Ja, sie will es ganz entschieden. Leicht wird es mir ja nicht. Ich schlug lila Papier vor und eine individuelle Fassung — aber sie besteht auf dem ganz Normalen: ‚Ihre Verlobung beehren sich' und so weiter."

Der Maler (mit den Augen blinzelnd und in seinem Gedächtnis suchend): „Hieß das Mädchen nicht ‚Schickedanz'?"

Heinz: „Ja."

Der Maler (erregt): „Und das kannst du aushalten, dir in allen Momenten, den heiligsten und erhabensten, sagen zu müssen: sie ist eine geborene Schickedanz?"

Heinz: „Mein Himmel — ich brauche mir das doch nicht immerfort zu sagen. Sie heißt eben so — ich kann ihren Namen nicht ändern — ich liebe das Mädchen —"

Der Maler (in der Erinnerung weitersuchend): „Ich muß sie doch einmal getroffen haben — bei einem der schrecklichen Sammelfeste von Onkel Heinrich. O ja, ich besinne mich jetzt! Sie hatte ein ziemlich häufiges Gesicht, und man wurde in ihrer Nähe etwas an Karbol erinnert."

Heinz (zum erstenmal ägriert): „Wenn solche Gesichter häufig wären, würde der Anblick der Menschheit im allgemeinen wohl erfreulicher sein. Und mit dem Karbol ist es doch selbstverständlich — einfach Pflicht bei einer Aerztin . . ."

Der Maler (beschwichtigend — wehmütig-freundlich): „Aber ereifere dich doch nicht! Du willst, daß ich dich verstehen soll! Ich suche auch schon zu verstehen — aber kein Mensch wird mich je von der Ueberzeugung abbringen, daß Weihrauch besser riecht als Karbol. Uebrigens sehe ich absolut nicht ein, weshalb wir über dies medizinische Mädchen auseinander kommen sollen!"

Heinz (zaghaft): „Ja — aber wenn sie doch künftig die Hauptsache in meinem Leben ist . . ."

Der Maler: „Die Hauptsache? Das wird sie wohl nicht lange sein — du wirst bald eine unendliche Leere

empfinden und wieder anfangen, Verse zu machen — ich halte die ganze Sache für durchaus nichts Definitives ..."

Heinz: „Ja aber ... und Verse?! Sie hat sich Tränen gelacht, wie ich ihr die meinen vorlas. Uebrigens ist sie eine riesige Verehrerin deiner Bilder (der Maler verbeugt sich ironisch). Sie sagt, für dich paßte diese Art zu sein auch sehr gut — aber von mir wäre es einfach lächerlich, mich so zu gebaren. Für mich sei das Hausbrot des Lebens die richtige Kost. Verse wie die meinen könnte schließlich jeder machen, der sich drei Bände derartiger Lyrik kaufte und einen vierten daraus zusammenschriebe. Ich wäre gar kein Ausnahmefall, sondern ein ganz gewöhnliches Menschenkind mit einer großen Begabung, mich in Posen hineinzuschwindeln — aber gerade deshalb sei ich ihr lieb, denn sie schwärmte für guten Durchschnitt ... ihre Praxis sei ja viel zu groß und läge ihr viel zu sehr am Herzen, als daß sie einem Mann mit komplizierten geistigen Bedürfnissen noch nebenher gerecht werden könne ..."

Der Maler: „Und das alles nimmst du hin?"

Heinz: „Ich liebe sie ... nur eins belastet mich furchtbar. Ich weiß gar nicht recht, wie ich es denn mit dem Habilitieren machen und worüber ich denn eigentlich lesen soll? Ich hab' ja doch mit dem ganzen symbolistischen Lebenswandel sehr viel Zeit vergeudet. Und leider bin ich sehr träge von Natur. Ich gab mir das zwar bisher nicht zu: aber der Symbolismus, wie ich ihn betrieb, war doch wohl mehr ein Mantel, hinter dem sich meine angeborene Faulheit verschanzte ..."

Der Maler (mit überlegenem Achselzucken, mitleidig und von oben): „Habilitieren? Das ist aber doch wohl ziemlich einfach! Schreibe ein dünnes, kleines Heftchen über einen möglichst unbekannten Maler. Schildere ihn, als wäre er der Herrlichste von allen, ein zu Unrecht vergessenes Genie, türme um sein Bild all die Ruhmestitel auf, die in ähnlichen Essays über quattro- und cinquecento angewandt sind. Suche dir ein paar Bilder von ihm — lasse sie von der allerbesten Firma reproduzieren und hineinheften. Hebe deinen Protegé in den Himmel und dann habilitiere dich auf ihn —"

Heinz: „Ja — aber solche findet man nicht so leicht —"

Der Maler: „Ich bitte dich — ich kann dir gleich mehrere nennen. Nimm Girolamo dai Libri, der bloß darum nicht genügend bewundert wird, weil ihn die Konkurrenz der großen Venezianer in den Schatten stellt, — oder nimm Longhi, den von Ravenna — er ist zwar ein recht versüßlichter Raffael, aber du kannst ja geistvolle Vergleiche anstellen über den Begriff des Süßen in der Malerei, wie weit es von den verschiedenen Größen gebraucht und gemißbraucht wurde. Vergleiche die reine Süßigkeit der Madonna del Granduca mit der ungesunden Süße eines Botticelli und erläutere an diesem Vergleich die spezifische Mischung in den Longhischen Gesichtern, die du ja — du warst ja immer für Schlagworte! — als ‚übersüß' bezeichnen kannst. Am besten wäre es zwar, du fändest einen Künstler, der nur ganz wenige Bilder gemalt hat und dann früh gestorben ist. Du hättest alsdann bequemen Spielraum, ihm allerhand Horoskope zu stellen, die Möglichkeiten seiner Fort-

schritte auszumalen — alles, was ihm geschehen wäre, wenn Hermes ihn nicht so früh zum Orkus geführt hätte ... Und wenn die wenigen Bilder sich noch dazu in möglichst unbekannten italienischen Nestern befinden, wo kaum jemand sie gesehen hat, so ist das ja alles furchtbar leicht."

Heinz (unsicher): „Ich habe das Gefühl, du ironisierst über mich — es klingt etwas nach Mephisto und dem Schüler —"

Der Maler (den Einwurf überhörend, mit nervösen Schritten auf und ab gehend, mit diesem Thema ganz in seinem Element): „Schreibe zum Beispiel über Montagnola ... Du hast freie Hand. Daten ganz unbekannt. Seine Werke kursieren unter fremden Namen. Er war vielleicht ein Bergamaske — vielleicht irgendwoher aus dem venetischen Flachland. Er vereinigte den Goldton Tizians mit dem Silberton des Moretto. In den welschen Kirchen und Museen stecken so viele wunderschöne Bilder, deren Urheber niemand weiß, die von spintisierenden Kunstgelehrten heute dem, morgen jenem zugebilligt werden. Nimm die reizendsten davon für Montagnola in Beschlag — freilich ... vielleicht hat der Mann auch nie existiert — aber das ist ja schließlich gleich. Die Hauptsache ist, daß deine Arbeit zustande kommt. Später brauchst du dich dann gar nicht weiter anzustrengen — du bleibst immer der Mann, der über Montagnola geschrieben hat ... Für die Bekannten, die du fernerhin haben wirst, dürfte das durchaus genügen." (Er schließt die Augen wie in physischem Schmerz.)

Heinz: „Du ziehst das sarkastische Register — also bist du doch böse."

Halfdan (stehen bleibend): „Nur traurig. Denn ich hatte immer gedacht, du gehörtest zu mir und nicht auf die andre Seite. Wir haben so manches Mal davon gesprochen, wie tief doch die Möglichkeit unter uns läge, daß eine Frau jemals zwischen uns treten könne, — und nun gehst du hin und willst eine heiraten! Es ist ebenso banal, wie Heinrich zu heißen ... Das ‚Heinz' wird sie dir auch wohl nicht konzedieren ... vermutlich nennt sie dich sogar in schwachen Stunden ‚Heini'. (Der andre schweigt betroffen.) Ich will ja nicht sagen, daß dich dergleichen in meinen Augen geradezu entwertet, — aber alle Zustände, durch die der Mensch geht, lassen etwas an ihm zurück ... vielleicht habe ich ein allzu scharfes Auge für den Erdenstaub an andern ... Ich dachte immer so gern an dich, Heinz, wenn ich fern von dir war, — ich stellte mir dich dann immer vor, wie du in der Stille meines Ateliers träumtest — mit deinen langen nervösen Händen — du bist der einzige außer mir in unserm Clan, der nervöse Hände hat, die andern verfügen über Fäuste ... mit deinen nervösen Fingern also einen Band von Walter Pater durchblättertest oder Verse feiltest, diese vornehmste aller Beschäftigungen. Nun aber wirst du die staubige Heerstraße gehen mit tausend andern, zu den gemeinen Kleinlichkeiten des Daseins niedersteigen. Du wirst vor ein Standesamt treten, wo ein ganz banaler Herr dir über ein Pult hinweg bindende Schwüre abverlangt. Du wirst eine Hochzeitsreise machen nach München und Tirol. Du wirst es dulden müssen, daß

immer eine fremde Frau in deinen Zimmern sitzt — und noch dazu immer die gleiche! Du wirst dein Leben nicht mehr zum freien Kunstwerk ausgestalten können ... sie wird deine Existenz also ganz in die Hände nehmen, in die mit Karbol desinfizierten Hände, — und wenn ich an dich denke, kann es mir kein ästhetisches Vergnügen mehr gewähren: ich werde dich von Stund' ab immer vor mir sehen mit dem offiziell beglückten Bräutigamslächeln auf den Familienfeten, die man euch geben wird, wie du Onkel Heinrichs billige Witze belachst, jene Witze, die mir stets vorgekommen sind, als hätte er sie bei einem großen Resterausverkauf zu herabgesetzten Preisen en masse erstanden — und die du fortan vermutlich schön finden wirst! Ja — ich ahne es: harmlos wirst du werden. Alles Komplizierte wirst du von dir abtun, auf jede Verfeinerung der Seele verzichten ... Stark wird dich die Ehe machen — ich meine natürlich, was das Volumen betrifft ... Beefsteaks schlagen immer gut an und Harmlosigkeit ebenfalls. Deine Frau wird natürlich nichts dagegen haben, denn je robuster du aussiehst, um so bessere Reklame bist du für ihre Praxis — und wenn du auch Skrupel in der Hinsicht hast, so wird sie dich mit dem Shakespeare-Zitat trösten: ‚Ein dicker Mann, folglich ein guter Mann!‘ (Tief vorwurfsvoll auf den andern niedersehend): Und wenn ich dir begegne, werde ich mich fragen: ‚Dieser dicke junge Mensch also war einst der Freund meiner Seele?‘“

(Er trinkt in hastigen Zügen einen lemon squash.)

Heinz (gereizt, aber doch stark beeindruckt von dem

Horoskop): „Ich kann immer nur wiederholen: ich liebe das Mädchen."

Der Maler (zum erstenmal heftig werdend): „Diese Bemerkung machst du jetzt zum fünftenmal! Gut, liebe es!"

Heinz (begütigend, aber nicht ohne Energie): „Deine Thesen über Lebenskunst haben mir immer sehr imponiert — nur der Ausschluß des weiblichen Elements ging mir nie recht ein! Liebe ist doch schließlich eine Naturform — ich glaube schon, du hast sie nicht nötig — du würdest auch keine Frau finden, die dich nicht doch irgendwie froissieren würde. Du verlangst sie ohne Fleisch und Blut, mehr schöndrapierte Lilienstengel — und das gibt's eben nicht. Sie sind Menschenkinder wie wir." (Leise für sich): Und darin liegt ja auch ihre Force! (Halfdan seufzt schwer gelangweilt.)

Der Maler sieht ihm auf die Stirn.

Heinz: „Ja, und nun ziehst du die Brauen hoch, und mit der gewissen, distanzierenden Art, in der du Meister bist, läßt du mich nun meine ganze spießbürgerliche Grundgemeinheit fühlen ... Du kannst hart sein, furchtbar hart ... ich habe mich stets bevorzugt gefühlt, weil ich mit dir befreundet sein durfte — aber deine Tyrannenhand hat manchmal schwer auf mir gelastet. Und nun sitze ich hier wie ein gedemütigter Sünder und lasse mir Dinge von dir sagen, die nicht leicht einzustecken sind. Das mit dem Dickwerden war grausam von dir, denn das nagt doch natürlich schon von selbst an mir, ohne daß du mich darauf hinweisen mußt!"

Der Maler (wie verwundert): „Das Dickwerden ‚nagt'?"

Heinz (energisch): „Ach, ich lege gar keinen Wert darauf, jetzt in gutem Stil zu reden. Ja, so ein Schlanker wie du — der kann freilich nicht verstehen, wie fatal solch ein Kampf mit den Pfunden ist! Aber darauf kommt's hier ja gar nicht an. Deine Freundschaft will ich nicht verlieren. Das ist's. Entloben kann ich mich nicht ... ich —"

Der Maler (legt die Hände an die Ohren): „Jetzt sag es nicht zum sechstenmal, Heinz — es ist über meine Kraft ... Unsre Freundschaft! Nun ja — von versunkenen Schiffen bleibt ja auch zuweilen etwas übrig — manchmal treibt noch ein buntes Segel ans Land oder eine hübsche Gallion. Und dann hat man ja noch das Wrack ..." (er lacht scharf).

Heinz (unsicher): „Du warst immer für mich der Interpret von Welten, zu denen ich sonst nie den Schlüssel gefunden hätte. Ich hänge nun einmal an dir. Es ist mir ein Genuß, dich anzuhören, wenn du von Dingen und Gefühlen sprichst — von Reisen und Bildern und Seelenzuständen —, alles gewinnt dann in meinen Augen ein andres Ansehen — ich würde die Stunden in deinem Atelier zu schwer entbehren — es ließe sich doch vielleicht ein Modus finden?" (Er sieht den andern bittend an).

Der Maler (halb gerührt, aber absichtlich sehr kalt bleibend): „Gut also! Verschone mich mit allen gebräuchlichen Förmlichkeiten! Erlasse mir dein Hochzeitsfest! Lade mich nicht bei deinen Kindern zu Gevatter! Erzähle mir nie von deinem Eheglück! Trage nur den Teil deiner Existenz zu mir, in dem wir uns berühren.

Laß uns Freunde à l'heure sein — mit großen Zwischenpausen meinethalben."

Heinz (kleinlaut): „Ich hatte gehofft, dich in unserm Heim —"

Der Maler (scharf unterbrechend): „Nein — mit euern Sonntagskalbsbraten verschont mich ... es sind Vettern genug da, die so etwas mögen. Und versucht es nie, mich als interessanten Junggesellen für Gesellschaften auszubeuten — und wenn ihr auch dreizehn seid. Werft mich nicht euern späten Mädchen als Opfer vor ... erlasse mir jede Form von Familiensimpelei ... und wenn du dich scheiden läßt, Heinz, so lasse mich kurz die Tatsache wissen — aber erspare mir die Details, weswegen es so kam ... So — und wenn du das alles beherzigst, werde ich immer für dich dasein, sobald du meiner bedarfst ..."

Heinz (rüstet sich zum Gehen): „Und gratulieren willst du mir nicht?"

Der Maler (streckt ihm die Hand hin — ehrlich): „Ich bedaure dich ... die Zeit ist also zu Ende, in der das Wort Symbolismus Zauber für dich hatte. Du bist ein Similisymbolist gewesen — weiter nichts ..."

Heinz geht eilig.

Er macht sehr leise die Tür zu.

Draußen im Vestibül: „Es war hart — wenn ich denke, wie vergnügt ich treppauf kam. Ich bildete mir sogar etwas ein auf meinen Roman — und nun hat er ihn so zerpflückt — hätte er noch länger auf mich hereingeredet — wer weiß — ich würde vielleicht die Verlobung eiligst mittels Rohrpostkarte gelöst haben

— aber ich liebe ja das Mädchen ... nun klingt mir das selbst wie eine fade Beteuerung, wie ein ganz vulgäres Geständnis ... ich komme mir ordentlich mesquin damit vor —"

Er jagt schnell treppab ins Freie ...

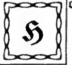
Der Maler: „Den Weg gehen sie alle." Er schreitet langsam auf und nieder, bleibt am Fenster stehen und läßt die Orchidee durch die weiche Innenfläche seiner Hand gleiten.

„Das einzig nicht Stillose ist, jung zu sterben — wie Raffael und Masaccio — Werke zu hinterlassen, die Jahrhunderte durchdauern — in einer kühlen, welschen Kirche begraben zu liegen zwischen antiken Tempelsäulen, unter den marmornen Blumengewinden eines Mino da Fiesole oder Desiderio da Settignano ..."

Er zieht den Vorhang zurück und sieht die Sonne zwischen den Kiefern des Grunewalds verbluten. Da fällt sein Blick auf eine eilige Gestalt, die sich unten in einen Taxameter stürzt ...

Tiefsinnig und überzeugt: „Schade ... schließlich sind doch alle Menschen immer noch viel dümmer als man denkt — —"

Après dîner


oher Saal einer Tiergartenvilla.

Viele Kunstschätze, viele Menschen, viel Licht. In der toten halben Stunde nach dem Diner zwischen Kaffee und Tee. Ueberall Separatunterhaltungen à deux und à trois...

Das helle, etwas bleiche, nur von oben herabfallende Licht wirft sorgsam berechnete Schatten neben die Bilder und Skulpturen, Meisterwerke aus großen Epochen der Kunstgeschichte, die zwischen den Gestalten der Gegenwart fast noch vornehmer und reservierter wirken als in den Sälen einer Galerie und um so unnahbarer erscheinen, je näher die aufgeputzten Gesellschaftsmenschen an ihnen vorüberstreifen.

Die Kunst wird hier sehr verschieden eingeschätzt: von einigen als störend empfunden, als unbequeme Beigabe des sonst so „netten" Hauses, von wenigen gewürdigt, von den meisten ignoriert...

*

Ein schönes blondes Mädchen aus der Provinz und ihre Berliner Cousine, ein langes, mageres Geheimratsgör, vor einem italienischen Madonnenbild in Betrachtung.

Das Geheimratsgör: „Mich wundert nur immer, wie dick die Kinder damals waren! So feist ums Handgelenk und die Beinchen so fett. Bei jedem Raffael ist man darüber ganz baff. Heutzutage heißt's doch

immer, Fett ist wertlos — die Ernährung muß für die Sehnen und die Ganglien sorgen — Lahmann — Gemüse — ‚rank und schlank‘ — meine Schwestern päppeln alle ihre Kinder auf diese Weise! So eins wie dies wäre ganz gegen ihre Prinzipien.“

Die Blonde (die sich weder für die Madonna noch für die Päppelfrage irgendwie interessiert, mit durch den Saal schweifendem Blick): „Sag mal, ordentlich die Cour gemacht wird einem hier wohl gar nicht?“

Die andre: „Nein, die jungen Herren sind zu bequem dazu oder zu müde, und von den alten kann man's ja kaum wünschen. In einem Haus wie diesem, sagt Mama, ist das ästhetische Wohlbehagen die Hauptsache, das einen zwischen so viel Kunstwerken überkommt —“

Die Blonde (enttäuscht): „Kunstwerke, na ja — aber offen gestanden, Henni, ein einziger Leutnant, der ordentlich ins Geschirr geht, wäre mir lieber —“

Die andre (an der Wand in ihrer Besichtigung weiterrückend): „Ich bitte dich, Leutnants kannst du doch zu Haus genug haben! Für Berlin mußt du andre Werte in Betracht ziehen. Sieh einmal auf dem Predell hier diese römischen Kaiserbüsten. Ach ja, Antoninus Pius! Commodus! Das waren noch Erscheinungen! Wie die Lebenden daneben abfallen! Sieh nur, Onkel Max da neben dem Hadrianskopf — sofort sieht er ganz idiotisch aus — er müßte da weggehen ...“

Die Blonde (aufrichtig): „Ich finde nun deinen Onkel Max hübscher als Hadrian ...“

Die andre (indigniert): „Aber wie kannst du? Der Stumpfsinn knallt ihm ja ordentlich aus den Augen.

Mama gibt das übrigens selbst zu. Sie sagt, er mache zu viel mit, und von all dem Oberlicht über den Dinertischen, in das der Gast hineinzusehen verdammt ist, bliebe schließlich so ein glasig stumpfer Ausdruck in den Augen der Leute hängen, die sich alle Abende in Gesellschaften stürzen — sie wußte sogar das lateinische Wort dafür. Hübsch? Ich weiß nicht, was ihr in der Provinz darunter versteht, ob ihr noch auf dem alten Friseurkopfstandpunkt seid? Für mich ist nur das Individuelle hübsch. Mama läßt mich alle Winter Führungen in den Museen mitmachen — so mit einem Kunstmenschen, der alles erklärt — daher hab' ich vielleicht richtiger sehen gelernt. Zum Beispiel den neben Onkel Max find' ich hübsch —"

Die Blonde (entsetzt): „Den? Meinen Tischherrn? Den mit dem langen Hals?"

Die andre (belehrend): „Ein Hals kann heutzutage gar nicht zu lang sein."

Die Blonde (überzeugt): „Ich finde einen Hals von solcher Länge doch schon mehr traurig ..."

Die andre: „Das nenne ich nun florentinisch! In Florenz waren zur Blütezeit alle Hälse auffallend lang. Sieh dir mal die Porträte der Medici an oder die Statuen des Donatello — es war gewissermaßen der Stil damals —"

Die Blonde (gelangweilt): „Du mengst immer deine Kunstgeschichte in alles ..."

Die andre (apodiktisch, mit der Lorgnette den Betreffenden aufs genaueste fixierend): „Ich versichere dir: es ist der Normalhals des Quattrocento ..."

*

Zwei Kriegsakademiker — der eine an einen prachtvoll geschnitzten Kirchenstuhl gelehnt, der andre nervös auf einem gewaltigen erzenen Türklopfer trommelnd, der aus dem Palast der Malatesta in Rimini stammt.

Der Aeltere (pedantisch, etwas vorwurfsvoll): „So ... bei Freudenheims waren Sie auch — Sie gehen wohl überhaupt gern in solche Häuser?"

Der Jüngere: „Gott — sehen Sie: drei Jahre sind's bloß an der Akademie — warum soll man da nicht! Der Mensch will doch auch ein paar Erinnerungen haben ... ich stehe in Bückeburg ..."

Der Aeltere: „Finden Sie es denn so angenehm in solchen Häusern?"

Der Jüngere (achselzuckend): „Angenehm ist anders ... man ist ja manchmal chokiert. Aber schließlich möchte man doch sein Gesichtsfeld erweitern. Es sind eben wirklich andre Welten ... ich will ja nicht leugnen, daß mir der Grönländer im Grund nicht ferner steht — aber (langsam, nach Argumenten suchend) sie ziehen sich so gut an."

Der Aeltere: „Ja, es ist alles so faisandiert, wie ja wohl Bismarck es nannte."

Der Jüngere: „Und dann wird da so viel geboten. Es wird aufgesagt ... von ersten Künstlerinnen ... oder irgendwer Berühmtes redet über Ethik oder über Nietzsche ... oder ein Franzose hält eine conférence ... ich glaube, sie bezahlen enorm dafür ..."

Der andre (weitertadelnd): „Ja, aber die Gesinnungen! Ich bitte Sie, diese Mädchen! Ich saß neulich neben so einer, achtzehnjährig, schön wie ein

Bild, schien auch ganz sympathisch schüchtern. Plötzlich kam sie mit folgender Frage: ‚Herr Leutnant, sind Sie auch pervers?' So wie man fragt: ‚Laufen Sie viel Schlittschuh?' ... Nein, es ist doch ... es ist einfach entsetzlich ..."

Der Jüngere: „Ja, aber man hat so was doch nicht zu verantworten ..."

Der Aeltere: „Berlin macht lax ..."

Der Jüngere: „Es ist nur für nachher. Der Mensch muß Erinnerungen haben ... ich war im Korps. Die gleichen Erinnerungen mit Tausenden teilen, das ist nichts ... wenn ich nachher wieder in Bückeburg bin ..."

Der Aeltere (tadelnd): „Aber darin liegt keine Logik ... sagen Sie: Sie wären doch nicht imstande, ein Mädchen aus solchen Kreisen zu heiraten?"

Der Jüngere: „Nein — das dürfte ich natürlich nicht — meine Familie würde außer sich sein. Heiraten tu' ich selbstredend sachgemäß."

Der Aeltere (im Prophetenton): „Und das Sachgemäße wird Ihnen dann hausbacken erscheinen, wenn Sie es vergleichen mit diesen von Bister angezogenen, von bildungswütigen Müttern verzogenen und gar nicht erzogenen Treibhauspflanzen." (Er zieht mißbilligend die Brauen zusammen und schüttelt das Haupt.)

Der Jüngere (ausweichend): „Ich rechne auch gar nicht darauf, glücklich zu werden. So — das wahre Glück ..."

Der Aeltere: „Sie sind Philosoph ..."

Der Jüngere: „Ach nein ... ich graue mich nur so vor Bückeburg —"

Der Aeltere: „Sie könnten ja wieder hierher kommandiert werden ..."

Der Jüngere (mit Bestimmtheit): „Ich werde nie wieder nach Berlin kommandiert ... durch Kriegsakademie fiel ich auch erst durch. Ich werde immer in kleinen Garnisonen bleiben. Dies jetzt ist der Höhepunkt meines Lebens."

Der Aeltere: „Wenn Ihre Tanten Sie hörten." —

Der Jüngere (abwehrend, den Türklopfer der Malatesta in Bewegung setzend): „Meine Tanten geht das nichts an ..."

Der Aeltere: „Aber die Damen geben Ihnen doch Zuschuß?"

Der Jüngere: „Des Namens wegen!" (Er sieht elektrisiert auf die Portiere, durch die soeben Elsa Rahel Ley, gefolgt von einem jungen „Kunstgewerbler", eintritt — voll Ueberzeugung): „Nein, es muß mal eine Zeit im Leben geben, wo man keine Rücksicht auf Tanten nimmt ..." Er läßt den Kameraden stehen und steuert energisch auf Elsa Rahel zu, die in ihrem phantastischen Reformkostüm mit weit hinter den Ohren herabhängenden Riesenmohnblumen wie eine Gestalt von Melchior Lechter oder L. v. Hofmann wirkt — unwahrscheinlich schlank und übertrieben eigenartig.

Der Aeltere, als Mann von strengen Grundsätzen, der nur das Korrekte gelten läßt und einen scharfen Argwohn gegen alles hat, was jenseits der gewohnten Linie ist, sieht ihm stirnrunzelnd nach und hebt sich von dem Relief der tanzenden Bacchantin, die über ihm ihre Zimbel schwingt, wie die personifizierte Mißbilligung ab — ein Savonarola im Waffenrock.

*

Am Kamin.

Ein wohlkonservierter Achtziger. Feiner, alter Politiker, ein Gesicht wie aus dem achtzehnten Jahrhundert — sehr ausgeklügelt, mit einem kleinen, berechneten Stich ins Altmodische gekleidet — lange, schlanke Hände, die er ab und zu fröstelnd in die Nähe der Holzscheite hält, die im Kamin unter dem vergilbten Marmorwappen eines römischen Adelsgeschlechts behaglich knistern.

Neben ihm eine langjährige Bekannte, der er in jedem Winter zahllose Male in den verschiedensten Salons begegnet und mit der er viele noch lebende Beziehungen und zahllose schon gestorbene hat.

Er (seufzend): „Und es ist schon mein viertes Diner in dieser Woche —"

Sie (lächelnd): „Aber man kann ja absagen —"

Er: „Nein, man kann eben nicht absagen. Das ist es. Unentrinnbar zieht einen solch eine Saison in ihren Strudel. Man kann nur zweierlei: ganz abseits stehen oder ganz hinabtauchen... den Mittelzustand, den man möchte, erreicht man nie. Sagt man irgendwo ab, so wird man wieder eingeladen — so oft, bis man einmal zusagt. Da ist es schon das einfachste, man geht gleich das erstemal."

Sie: „Ja — Sie! Es wird auch von allen Jagd gemacht auf Sie!"

Er (liebenswürdig ironisch): „Leider! Ich bin Tafelstück. Ich bin Renommiergast. Und ich bin wie Wein. Je älter ich werde, um so höher wertet man mich. Mein Gehör ist sehr scharf geblieben — oft genug hör' ich über den Tisch, wie man mich expliziert — und wie

manchmal lautet dann die Gegenrede: ‚Ach, der lebt noch? Das ist der wirkliche, der berühmte X.?‘ Ich bin wie eine in Spiritus gesetzte Merkwürdigkeit ... wir alten Herren stehen jetzt hoch im Kurs. Es leben nicht viele mehr, von denen man sagen kann: ‚Den haßte Bismarck‘ — oder: ‚Der wurde vom Kanzler hochgeschätzt ...‘ Es ist ein Nimbus, selbst wenn man gehaßt wurde. Das eine oder andre ist Ehrung ... Ja, und die ganz jungen Leute sehen einen oft so unverfroren genau an, so aufrichtig naiv, so wie es sich eigentlich gar nicht gehört für Gesellschaftsmenschen ... ich bin großes Tier a. D., Schaugericht für alle ... Und doch — belächeln Sie meine Schwäche ... gewissermaßen freuen mich diese Blicke auch wieder ... Die letzte Untugend, die wir ablegen, ist die Eitelkeit ... Ja, ich lebe noch — ergo muß ich auch auf Diners gehen —“

Sie (mit liebevollen Blicken den alten Herrn betrachtend, dessen feine Züge das Licht des Kaminfeuers seltsam verjüngt): „Und eigentlich tun Sie es auch ganz gern?“ —

Er: „Essen muß ich ja auch zu Haus, und dann sind die einsamen after dinner-Stunden nicht schön — dies stille Sitzen am eignen Kamin — dies Sehen in Flammen, die einem die Hände doch nicht warm machen — nein, da ist es schon besser, wenn man sich in Menge langweilt ...“

Sie: „Sie meinen: geteilt ist halb?“

Er: „Ja, das verhaltene Gähnen der andern freut mich. Ich gönne es ihnen.“

Sie: „Was finden Sie denn nun am schlimmsten:

das Gefühl, ehe man in eine Gesellschaft geht, oder die Empfindung nachher? Before? Oder after? Wann ist für Sie der schwerste Moment?"

Er (mit aufrichtigem Seufzer): „W ä h r e n d . . ."

*

Auf einem Diwan unter der Estrade, die voll Palmen steht . . .

Zwei sehr hübsche Damen, die wie dreißig aussehen und fünfzig sind. Die eine rotblond, die andre strohblond, enorm elegant und schmuckbehangen.

Frau Bernheim: „Habt ihr euch denn nun eigentlich taufen lassen?"

Frau Ley: „Nein — wir können ja nicht. Elsa bockt ja — sie will nicht —"

Frau B.: „Nein, so was . . ."

Frau L. (ganz sachlich, das Goldband von ihrer Zigarette wickelnd): „Sie hat neuerdings entdeckt, daß die wenigen Eigenschaften ihrer Angehörigen, die etwas wert sind, sämtlich von der semitischen Extraktion herrühren. Zu unsrer Ueberraschung produzierte sie plötzlich Visitenkarten, auf denen der Name Rahel neben dem Namen Elsa erschien und letzteren natürlich durch diese Nachbarschaft um sein germanisches Cachet brachte. Und wenn ich denke, welchen Wert wir seinerzeit auf dies urdeutsche Elsa legten! Tante Rahel konnten wir ja nicht übergehen — na, wir haben ja auch Gutes von ihr gehabt . . . aber daß sie so in den Visitenkarten noch mal aufleben würde, hätte sie wohl selbst nicht verlangt. Und wenn ich denke, wie erfinderisch wir durch Streichung eines Buchstabens unsern Namen erst

christianisiert haben — all diese Genialität war umsonst.“ (Sie raucht gelassen und mit großer Grazie . . .)

Frau B.: „Und vermögt ihr denn nichts über sie?“

Frau L.: Gar nichts. Unsre Eltern vermochten auch nichts über uns. Das liegt wohl in der Familie.“

Frau B.: „Will sie denn nicht heiraten?“

Frau L.: „Heiraten! Ich bitte dich! Etwas so Alltägliches — etwas, was jeder Portier tut... sie hat alle Quartale einen neuen Spleen. Jetzt macht sie überall Reklame für einen Ort, der Ascona heißt — irgendwo an einem italienischen See. Da läuft man in härenem Gewand, mit offenem Haar, Kränzen darin, ißt gar kein Fleisch und wird seelisch besser. Man bezahlt täglich zehn Mark, besorgt das Gemüse der Anstalt mit — alles unter der Spitzmarke: Rückkehr zur Natur — dahin will sie uns alle haben... Dabei ist sie knapp neunzehn...“

Frau B. (nachdenklich): „Rückkehr zur Natur — ja, das verlockte mich auch mal... Aber es gehört zu den Dingen, die man vierzehn Tage aushält und von denen man dann ‚Nie wieder!‘ sagt.“

Sie schweigen tiefsinnig, in langen Zügen rauchend.

Hinter ihnen, von dem mit Palmen vollgestellten haut-pas hinab tönt ein Unterhaltungsbruchstück in ihr Schweigen hinein . . .

Eine aigrierte Frauenstimme: „Dergleichen wirkt auf mich geradezu niederziehend. Auf Tage hinaus machen mich solche Eindrücke förmlich krank. Sie gehen mit mir wie Gespenster. Es ist eine grenliche Zeit, in der so was hochkommt — und man kann ja gar nicht umhin, Notiz davon zu nehmen.“

Frau B.: „Wovon spricht die Dankelberg?"

Frau L.: „Ich glaube von Hoffmannsthals ‚Elektra'. Ich war gestern mit ihr da, aber es hat gar keinen Sinn, sie modernisieren zu wollen — sie ist rettungslos vieux jeu . . ."

Frau B.: „Aber um eines Stückes willen wird sie sich doch nicht so haben?"

Frau L.: „Na, dann meinte sie vielleicht den letzten amerikanischen Theaterbrand — oder — wer weiß . . . die neuen Denkmäler — —"

*

Zwei junge Offiziere — ein Gardeinfanterist und ein kommandierter Husar — in der Saalecke nach eingehendem Tattersallgespräch.

Der Gardist: „Sagen Sie mal: ahnen Sie, wo Aschbecher sind?"

Der Husar: „Nee — ich hielt auch schon Ausschau..."

Der Gardist (seine halbaufgerauchte Zigarre ratlos zwischen den Fingern balancierend): „Man kann doch unmöglich auf diesen wunderbaren Teppich —"

Der Husar (auf eine Bronze deutend): „Da steht ja so was Grünes . . ."

Der Gardist: „Das Ding lassen Sie man — das ist 'ne Opferschale oder so was — womöglich explodiert es . . ."

Der Husar: „Steht da nicht ein Zylinder?"

Der Gardist: „Um Gottes willen — das geht doch nicht — das ist Borchardt-Friedrichstraße — so einer kostet seine fünfundzwanzig Mark — (er inspiziert den Zylinder) mit Monogramm — er gehört dem Kunstbonzen da am Kamin . . ."

—

Der Husar: „Aber durch all die Damen kann man auch nicht durch. Man ist wie festgekeilt …“

Der Gardist (sich seitwärts biegend): „Ich weiß schon — der einbeinige da — er hat 'ne Konsole unter sich — das geht!“

Gelassen streichen beide ihre Zigarrenasche an den schlanken Hüften des schwebenden Merkur von Giovanni da Bologna ab.

*

Alter Herr, „Wirklicher Geheimer Ober“, abends nach zehn immer sehr müde, aber von seiner Gattin erbarmungslos durch die Saison geschleift.

Die Kunstsachen kennt er seit lange, mag dergleichen nur im Tete-a-Tete, nicht wenn eine Gesellschaft sie umtobt und der Kontrast die Stimmung nimmt. Die Menschen sind ihm gänzlich einerlei. Er erfüllt automatenhaft alle Höflichkeitsformen — im übrigen schläft er mit offenen Augen, still an die Portiere gelehnt.

Plötzlich sieht er dicht vor sich ein fremdes, altes, vornehm geschnittenes Gesicht. Er rafft sich zusammen, verbeugt sich, stellt sich vor.

Das vornehm geschnittene Gesicht wird sehr verlegen und verschwindet sofort. Bald darauf sieht er es im Nebenzimmer wieder, über Seltersflaschen gebeugt, eingießend, Gläser aufstellend …

„Ah so —“ er blickt scheu herum, ob jemand seinen Mißgriff bemerkt hat …

Gottlob niemand — nur zwei Augen ruhen auf ihm, die Augen der Gattin, die das Unglaubliche, beinah

Unmögliche fertig bringt, ein Achselzucken in einen Blick zu legen. —

Er (für sich, grimmig): „Ich dachte, mal occhio gäb's nur in Italien — aber in Berlin W kommt's auch vor ...“

*

Ein bekannter Landschaftsmaler aus der vorsezessionistischen Aera im Gespräch mit einem jungen sehr vermögenden Dilettanten, der ab und zu Verse ohne jede Interpunktion veröffentlicht, Glasfenster mit lila Sonnenuntergängen entwirft, „müde Linien“ in Seide stickt und auf eine ungeheure Empfindsamkeit posiert; hübscher Mensch, cleanly shaved, auffallend glänzende Moiréseide auf den Frackklappen, Krawatte aus Mull.

Der Junge: „Nein, nein — ich hasse alles, was shoddy ist. Wollen Sie das etwa rechtfertigen: ein Berliner Hausentree — sagen wir Winterfeldtstraße, rechts ein Apoll aus Gips — links eine Klytia aus Gips — ein riesiger Makartstrauß dahinter und hellgrüne Säulen wie in Gesuiti zu Venedig.“

Der Alte: „Warum nicht? Ich habe die Chance, kurzsichtig zu sein. Ich sehe immer nur den undeutlichen Umriß der Dinge — nicht die störenden Details. Gut also: ich habe in solch einem Haus Besuch gemacht, bei sehr öden Menschen vielleicht, komme gelangweilt die Treppe herunter, sehe mit einem Male das wunderbare Profil des Apoll — dies ideale Stück griechischer Kunst — sehe etwas wie eine grünliche Säule, die mir mit Zauberschlag Italien suggeriert. Ich schließe halb die Augen — das Bild wächst sich aus, und ich komme

auf die Straße mit einer Ahnung von Schönheit im Bewußtsein —"

Der Junge: „Aber ich bitte Sie: ein Gipsapoll, ein Apoll mit Nähten! Und eine hohle Säule mit Kalkbewurf!"

Der Alte: „Verzeihung! Palladios Säulen waren oft auch nur aus Ziegelsteinen mit Kalkbewurf! Die Leute in Vicenza, die sich von ihm bauen ließen, waren keine Multimillionäre. Palladio baute relativ billig. Draußen in den Weinbergen — die Rotonda! Ich sah sie jetzt wieder im Oktoberglanz. Rotflammende Bäume auf grünsamtenem Rasen. Blauschillernde Pfauen, die um Hortensienbüsche stolzierten, selbstbewußt, als ahnten sie die Herrlichkeit des Farbenflecks, den ihr Gefieder da hineinbrachte. Und ein Himmel, dunkelblau, fast blaugrün wie bei der heiligen Cäcilie in Bologna — und in all das hineinkomponiert, weißgrau zersplittert, mit abfallendem Bewurf, dies Wunder von einer Villa in seiner genialen Vierteiligkeit, das zweimal durchgeschnitten vier gleiche Viertel ergeben würde. Und gerade da, wo der Mörtel abfiel, wo die schwärzlichen Untertöne des Gemäuers scharf neben dem in der Sonne blitzenden Weiß der noch unversehrten Kalkpartien standen — gerade da war die Wirkung am feinsten, am überraschendsten. Aber natürlich (er seufzt resigniert wie jemand, dem oft widersprochen worden ist), es steht der jungen Garde ja frei, die Rotonda des Palladio auch shoddy zu finden oder ‚Gschnas'."

Der Junge (etwas mitleidig): „Für mich gehört wirklich edles Material dazu, um die Wirkung als Kunstwerk hervorzubringen."

Der Alte: „Sie verringern die Zahl Ihrer Genüsse auf ein Minimum."

Der Junge: „Ich schwärmte einst auch für Palladio — aber ich habe ihn längst überwunden . . ."

Der Alte (kopfschüttelnd): „Ach Gott! Das Ueberwinden! Ich habe einen Großneffen von zwölf Jahren, der Goethe bereits überwunden hat. Es ist wie ein Sport heutzutage, seelische Gymnastik. Wie ein Herrenreiter Hindernisse nimmt, so nehmen die jungen Leute von heute die großen Ideale ihrer Väter! Sie betrachten sie, schätzen sie ab und — sind über sie hinaus. Gott, was kann man nicht alles überwinden, wenn man es recht in Uebung bekommt! Nur möchte ich wissen, wie es schließlich im Innern jener Menschen aussieht, hinter denen das alles liegt, was unser Leben ausgefüllt hat. Ich denke mir solch ein Inneres recht leer und öde, wenn man gewissermaßen nichts darin hat als das Reflektieren auf sich selbst — oder (etwas ungläubig) sind die eignen Ressourcen so groß?"

Der Junge mit den alten Augen sieht müde und kritisch vor sich hin. Ein schönes blondes Mädchen geht zwei Meter weit von ihm vorüber und wirft ihm über die Schulter einen schnellen Blick zu, den er gelassen einkassiert.

Der Alte: „Und diese Blicke aus Frauenaugen, diese kurzen, vielsagenden, in denen die Romantik eines ganzen Lebens liegen kann, verfangen auch die bei Ihnen nicht mehr?"

Der Junge: „Leidenschaftslosigkeit ist ein köstlicher Zustand! Ich habe nur einmal ein Mädchen gesehen,

das mir gefiel — ein Hindumädchen war's, nicht weit von Benares. Sie hatte noch nie einen Weißen mit Augen erblickt — ich war der erste für sie (er streicht sich seufzend mit der Hand über die Stirn), das waren Sensationen!"

Der Alte schweigt und besieht den Jüngeren immer interessierter, so wie man ein sehr merkwürdiges Tier, die Abart einer bekannten Gattung mustert.

(Für sich:) „Was muß das Hindumädchen für einen Begriff von unsrer Rasse gekriegt haben! Gewiß war er in weißem Flanell und stieg von einem Tier, das recht weich gesattelt war — diese Sorte reist sicher enorm bequem mit Schlafsäcken, Luftkissen, Hängematten en masse ..."

(Laut:) „So, also die Europäerinnen haben Sie auch schon überwunden?"

Der Junge (leise, sichtlich redemüde): „Ich kenne vielleicht zu viele zu genau — Bekanntes reizt mich nicht..."

Der Alte (ironisch, seinen romantischen Künstlerkopf zur Seite neigend): „Ich weiß schlechterdings nicht: soll ich sagen: Sie Glücklicher! oder: Sie Unglücklicher! Seien Sie aber froh, daß Ihnen Dante keinen Platz anzuweisen hat! Er würde Sie in die Hölle tun, dahin, wo die Lauen sitzen — und ob es dort so besonders angenehm ist, lasse ich dahingestellt ..."

Er wendet sich kopfschüttelnd: „Das ist ja ein ganz furchtbarer Jüngling ... ach! Und die Mutter war so nett —"

Der Junge (sieht ihm mißbilligend nach): „Dieser un-

bequeme Greis ist von einer Kindlichkeit der Begriffe ... kaum zu glauben ..."

*

In der Ecke des haut pas unter einem flämischen Altarschrein mit blaßschimmernden, verblichenen Goldleisten ...

Die Gattin eines Multimillionärs mit wunderbaren Perlen.

Anerkannte Schönheit, äußerst wohlkonserviert. Große, dunkle, törichte Augen, die wie an Drähten auf- und niedergeschlagen werden, vollbewußt, daß sie damit einen in diesen Kreisen berühmten Augenaufschlag zuwege bringen.

Träge, indolent, gutmütig.

Neben ihr ein entfernter Verwandter, dem gleichen wohlsituierten Familienclan angehörig, der sich jedoch von dem Typus Geldmensch, den die andern repräsentieren, durch einen starken Seelenzusatz von Idealismus vorteilhaft unterscheidet, der zwar auch gelegentlich wie die andern auf die Börse geht, aber sich nebenbei in seinen Mußestunden gern in höheren Lebensstockwerken aufhält.

Er spricht mit einer heiseren, sarkastischen, nicht unsympathischen Stimme, sehr schnell und leicht ...

Er: „Darin, gnädige Frau, haben Sie recht: unsre Sorts sind so ziemlich die gleichen — und diese Gleichheit der Lebensbedingungen macht für Sie und mich unsern Verkehr so besonders bequem. Wir segeln durch die Hochflut der Wintervergnügungen mit ganz gleichen Gallionen — wir legen auf die gleichen Menschen Wert, bevorzugen die gleichen Theater — und selbst das

Lavendelparfüm, das Sie in Ihr Vestibül sprengen lassen, ist mir das liebste in meinem Vestibül. Wir hassen sogar gemeinsam, und wenn mir jemand ganz unausstehlich ist, so bin ich sicher, bei Ihnen Verständnis für dies Gefühl zu finden. Wir haben beide ein gleich starkes Faible für glacierte Maronen, für einfarbige Vorhänge, für starkes, gänzlich monogrammloses Briefpapier — und worin sich sonst noch all die Sympathie unsrer Seele markiert. Aber diese Uebereinstimmung ist nur für Berlin zu erzielen — nie wieder, gnädige Frau, werde ich Ihre Reiseroute kreuzen! Fern von Berlin klaffen die Unterschiede. Den ganzen Apparat von Ansprüchen, den unsereins ans Leben macht, nehmen Sie auf Reisen mit sich — ich aber stoppe damit, sobald ich mir das Billett löse — ich schraube mir keine Idee zu hoch und bilde mir nicht ein, daß sich mir alles la präsentieren wird — Und darum genieße ich meine Reisen, während Sie, gnädige Frau, gestehen Sie es nur, Ihre Reisezeit doch mehr als unumgängliches Uebel auffassen, dem Sie sich nur unterziehen, weil man doch schlechterdings nicht immer an der Tiergartenstraße sitzen kann, und weil man doch notgedrungen im Winter von ein paar neuen, gutgeleiteten Hotels in fremden Ländern muß reden können!"

Sie: „Sie sind nachträgerisch. Sie können mir nicht vergeben, daß ich in Rom gesagt habe, ich hätte Heimweh nach Berlin ..."

Er: „Nein, ich vergebe Ihnen das auch nicht, denn Sie waren an Ihrer Enttäuschung selbst schuld. Sie kamen mit den üblichen Ansprüchen nach Rom, mit denen

Tausende sich jedesmal immer wieder den Anfangseindruck verderben. Mein Gott, was wollen denn die Leute? Erwarten sie denn, daß direkt vor dem Coupé die Sixtina liegen, daß der Zug etwa auf dem Forum halten, daß der Papst die Billette abknipsen soll? Warum befolgten Sie auch nicht meinen Rat? Die Bahn im Stich zu lassen und wie weiland über den Ponte molle einzufahren? Eine Postkutsche natürlich würde ich Ihren zarten Gliedmaßen nie zugemutet haben — aber Sie hätten sich ja immerhin ein Automobil nach Castel Giubileo bestellen können! Sie mögen sich nicht der geringsten Mühe um etwas unterziehen. Sie wollen immer gleich einen Extrakt vom Ganzen, den Zauber, der doch schließlich etwas ganz Abstraktes ist, da jeder doch seine eigne Empfindung hinzutun muß, wollen Sie auf Präsentiertellern entgegengetragen bekommen — bequem wie einen lemon squash, den Ihnen hier Ihr Diener serviert. — Und so ist es immer mit Ihnen auf Reisen. Sie gestanden es zwar nicht, aber ich sah es Ihren Augen an: die Nilfahrt war Ihnen drei Viertel zu lang! Die Tempel von Karnak hatten Sie sich viel kolossaler gedacht! Sie waren im stillen indigniert, daß die Memnonssäule nicht Ihnen zu Ehren klang wie ein Musikautomat, in den man zehn Pfennig wirft — und die alten, so weit zurückgreifenden Erinnerungen, die bis in biblische Vorzeit hineingehen, vermochten Ihnen auch keinen Schauer über die Seele zu jagen, seit Sie zu wissen glauben, daß die Bibel ein ziemlich modernes Buch, eine spätere Auflage des babylonischen Urtextes ist . . ."

Sie: „Ich begreife nicht recht, daß Sie es dann überhaupt auf unsrer Dahabye aushielten — bei den Cookleuten hätten Sie doch wahrscheinlich größere Enthusiasten gefunden!"

Er: „Ich glaubte, wenn Aegypten nicht bei Ihnen verfing, würde vielleicht Griechenland zu Ihnen sprechen — es gibt ja Menschen, denen alles Aegyptische ewig stumm bleibt, aber denen alles Griechische direkt zu Herzen geht. Gut, wir sahen es! Wir sahen die Akropolis im Mondschein, den Hymettos im Rosenrot eines idealen Sonnenaufgangs — ich las Ihnen in Mykene d'Annunzio vor, um Sie in Stimmung zu bringen — ich bearbeitete Ihre Seele literarisch und kunsthistorisch von früh bis spät — — aber als wir Griechenland verließen, als der letzte Küstenstreif blaß und fern im Aegäischen Meer versank, da las ich eine Art Verwunderung in Ihren Augen, die, in Worte umgesetzt, also lautete: ‚Und das ist das Land, um das so viel cas gemacht wird?'"

Sie: „Ich hatte es mir allerdings schöner gedacht!"

Er: „Ja — Ihre Ansprüche! Fast könnte ich Sie um Ihre Phantasie beneiden, die Ihnen jene Länder so herrlich im Traum zeigt, wie keine Wirklichkeit es erreichen kann. Aber Sie haben ja im Grunde gar keine Phantasie. Sie haben nur die Idee, daß, wenn Sie reisen, sich alles ebenso nach Ihren Wünschen gestalten muß wie Ihre Diners und Ihre Kleider und Ihr neues Haus. Teuerste Freundin, gehen Sie nie an den Nordpol! Sie werden nie ein Nordlicht sehen, das an Helligkeit Ihren Ansprüchen einigermaßen genügen könnte!

Reisen Sie nicht nach Ceylon! Es werden Ihnen ja nicht annähernd genug tropische Gewächse da sein, und wenn Sie auf irgendeine Weise durch irgendwelche spiritistische Verbindungen erreichen könnten, nach Hesperien zu kommen — ergreifen Sie die Gelegenheit nicht! Die Hesperidenäpfel würden Sie schwer enttäuschen — jede Meraner Calville von Borchardt schmeckt ja vermutlich besser."

Sie (sich pikiert in ihre Boa hüllend): „Sie haben wieder Ihren paradoxen Tag ..."

Er: „Und wissen Sie, weshalb mir Ihre Art, zu sehen, so interessant war? Weil ich mir sagte: so wärst auch du geworden, wenn du nicht durch eine gewisse Selbstzucht jener verdammten Blasiertheit entgegengearbeitet hättest, die leider der übliche Schlagschatten bei einem Sort wie dem unsern zu sein pflegt, wenn du nicht krampfhaft die Fähigkeit, zu bewundern, festgehalten hättest, die uns, denen doch au fond nichts imponiert, so leicht abhanden kommt! Ich will mir die Freude an der schönen Welt nicht dadurch verderben, daß ich sie mir noch schöner denke! Ich würde mir ja vorkommen wie jemand, der beim ‚Faust'lesen findet, Goethe hätte die Sache am Ende noch bedeutender gestalten können ..."

Sie (mit den schönen, runden Augen ihn hoffnungslos anschauend): „Sie sind mir heute in allem, was Sie sagen, mal wieder viel zu hoch ..."

Er (die Beine von sich streckend, die Hände in den Taschen, das Kinn auf die Brust gesenkt): „Da oberwärts von Lausanne ist doch der berühmte Tunnel. Wer

von Bern her kommt, sieht in dem Augenblick, wenn der Zug den Tunnel verläßt, tief unten zwischen den Bergen Savoyens und den Bergen des Jura plötzlich die blaue Flut des Lac Leman ausgeschüttet — es ist solch überraschender Moment, fast erschreckend. Das Auge, das vorher stundenlang ferne Schneeberge, reizende Alpentriften, graue, mauernumgürtete Stadtbilder gesehen hat, taucht staunend in die weite, berühmte Flut, überrascht wie in einem schwindligen Gefühl. Ich war vierzehn Jahre, als ich diesen Moment zum erstenmal erlebte — ich war trunken damals vor Begeisterung.

„Seither bin ich oft wieder durch diesen Tunnel gefahren — und mit gleichem Entzücken immer wieder — ja, mit gleichem Entzücken! Ich beobachtete mich genau.

„Und sehen Sie, gnädige Frau, wenn es mir nun passierte, daß ich mal bei diesem Anblick nicht mehr reagierte, daß ich stumpf bliebe und dächte: ‚Was ist denn schließlich dran' — ahnen Sie, was dann mein erster Gang in Lausanne wäre?"

Sie (neugierig): „Ja?"

Er: „Dann würde ich mir sofort einen Revolver kaufen und ihn bei mir selbst in Anwendung bringen — denn dann dankte ich für mein Leben, so angenehm mein ‚Sort' auch nach vielen Richtungen hin ist . . . Ja, denn wenn ich leben sollte wie Sie und Ihr Mann und Ihre Geschwister und meine Schwägerinnen — dann lebte ich lieber gar nicht."

Sie: „Aber wir befinden uns doch alle wohl . . ."

Er (seufzend): „Gott, ja — Sie gehören zu den Satten — und darum hungert Sie nicht . . ."

Sie: „Wissen Sie, daß Sie manchmal sehr unbequem sind mit Ihrer Philosophie?" (Sie trommelt etwas ungeduldig auf ihrem blonden Schildpattfächer und sieht ihn ein wenig ängstlich an.)

Er: „Sie haben mich gereizt, indem Sie taten, als wäre ich genau das gleiche wie Sie! Ich wollte nur feststellen, daß ich nicht so anspruchsvoll bin wie Sie und mir etwas darauf einbilde. Was würden Sie notabene sagen, wenn ich auch anfangen wollte, gewissen Freuden der Welt noch mehr Reiz abzuverlangen, als sie zu geben imstande sind? Wenn ich zum Beispiel eines Tags behaupten wollte, Ihre Augen wären mir nicht genügend groß? Oder die Spitzen Ihrer Finger nicht schlank genug?"

Sie: „Dann würde ich Ihnen einfach mein Haus verbieten ..."

Er: „Ja, aber Rom und Athen können sich nicht dagegen wehren, daß Sie hinkommen, um zu mäkeln —!"

Sie: „Ich gehe nächsten Sommer nur nach Baden-Baden."

Er: „Und ich nach Island ..."

Sie: „Und unsre Freundschaft —?"

Er: „Ich schlage vor, wir setzen sie als Winterfreundschaft fest — ich glaube, es bekommt ihr besser ..."

Sie: „Das nenne ich dann keine Freundschaft mehr!"

Er (mit dem Brustton der Ueberzeugung): „Aber warum nicht? Man hat doch auch Sommerpaletots und Winterpaletots?!"

*

In einem thronsesselartigen Stuhl, der an jene Stühle in römischen Palästen erinnert, in denen die Päpste zu sitzen pflegten, wenn sie bei den Massimi oder Colonna zu Gast waren (die dann dieser ehrenvollen Reminiszenz wegen umgekehrt gegen die Saalwand gestellt wurden, um nicht mit andern gemeinen Stühlen verwechselt zu werden) . . .

Hübsche, jungverheiratete Frau, die nur gekommen ist, weil ihr Mann so gern mitmacht, und die tausendmal lieber zu Haus wäre, wo gerade jetzt der halbjährige Artur sein Nachtfläschchen verabfolgt bekommt. Sie lehnt müde in dem Chorstuhl und starrt auf den Zeiger der großen Kirchenuhr, der gerade auf zehn rückt.

In Gedanken: „Jetzt kriegt er's — wenn die Minna die Flasche nur nicht wieder zu heiß gemacht hat! Es ist, als wäre ihr von all den Flaschen, die ihr durch die Hand gegangen sind, das richtige Gefühl abhanden gekommen! Sie muß sie an die Augenlider halten — zu heiß geht doch nicht — es verengt den Schlund . . . wenn doch nur aufgebrochen würde! Ich bin sonst wahrhaftig nicht ehrgeizig, aber darum möchte ich einen hohen Rang haben, um als erste aus diesen furchtbaren Gesellschaften davonlaufen zu können —"

Doktor Wibelborg ein gefürchteter Schwadroneur, der ein Faible für alles Zarte, Feine und Stille hat, gleitet mit einemmal neben ihr in einen Sessel —

Wibelborg: „Mit Interesse bemerke ich, gnädige Frau, daß Sie das Kolumbusbild gegenüber einer eingehenden Musterung unterziehen. Ist er vielleicht Ihr Lieblingsheld?"

Sie (ganz erschreckt über diese Zumutung, da alles Historische ihr durchaus fernliegt. Nur um etwas zu sagen): „O nein — im Gegenteil . . .“

Wibelborg: „Ich verstehe — Sie wollen mit dem Wort ‚im Gegenteil‘ offenbar fein andeuten, daß Sie keine Sympathie für Amerika haben und die Entdeckung an sich mißbilligen —“

Sie (konsterniert): „Vielleicht —“

Wibelborg (sich behaglich zu längerem Aufenthalt in dem Sessel einrichtend): „Wie gut ich Sie verstehe, gnädige Frau! Aber einen kleinen Tadel kann ich Ihnen nicht ersparen! Sie dürfen das, was späte Geschlechter, was die Menschenmosaik von allenthalben, die Utilitätsseelen, die Geldleute dem Renommee jenes Landes geschadet haben, nicht dem Entdecker anrechnen, der zuerst diesen ganzen Erdteil gewissermaßen aus den Wellen hob — der, von einem genialen Instinkt geleitet, auf den armseligen Karamellen, die Spaniens König mit halb ungläubigem Lächeln dem vermeintlichen Schwärmer zur Verfügung gestellt, die unbekannte Wasserstraße zog — einsam mit seinem Glauben, von Mißtrauen umgeben und Gefahr, immer das Auge nach Westen gerichtet, in die unabsehbare Wasserwüste hinaus — bis mit einemmal der Ruf des Jungen droben im Mastkorb jauchzend erscholl: ‚Land — Land!‘“

Er jubelt die letzten Silben förmlich und fuchtelt dabei mit den Handschuhen in der Luft, daß seine Nachbarin erschreckt zusammenfährt und ein Sandwich präsentierender Diener fast zu Hilfe springt.

Die junge Frau sucht flehend mit den Augen ihren

Mann, der unter dem haut pas zwischen Frau Bernheim und Frau Ley sitzt und aufs angelegentlichste redet und die Cour macht —

Für sich: „Nun ist er in seinem Element — Solche Damen sind ja überhaupt eigentlich sein Geschmack — die brünetten, die starken, die schlagfertigen. Aus Prinzip wollte er nicht in diese Kreise heiraten, aber ich bin ihm ja viel zu dünn an sich — ich bin ja wie ein Strich — wie ein blonder, blasser Strich. Im Kontrast mit jenen wird's mir so recht klar. Zu Haus vor dem Spiegel bin ich immer ganz mein Geschmack — aber diese großen, eleganten, feurigen Frauen verleiden mir mich selbst —"

Wibelborg: „Sie sehen so traurig-nachdenklich aus, gnädige Frau! Ja, so wird es auch mir jedesmal zumute, wenn ich vor einem inneren Auge das Blatt in der Menschheitsgeschichte aufrolle, auf dem mit Riesenlettern der Name Kolumbus steht. Er hatte vollbracht, was keiner vor ihm vollbrachte! Den fabelhaften Traum von einem neuen Indien hatte er verwirklicht... und was die Rothäute von Guanahani in seinen Augen lasen — das war nicht die Zukunft, wie die Cortez und die Pizarros sie später den armen, aus ihrem Frieden aufgeschreckten Völkern bereiteten — das war Edelsinn und Güte, das waren große Absichten einer großen Seele — und als Geschenk legte Kolumbus das entdeckte Land nieder vor dem Thron seines Königs, ein königliches Geschenk, aber nicht königlich gelohnt — Was war der Dank vom Haus Arragon?"

Wibelborg stößt die Frage hastig hervor, auf

die natürlich seine Partnerin gar nichts zu erwidern weiß.

Wibelborg ballt die Faust, und indem er mehrere Kolumbusreisen durcheinander bekommt, ruft er knirschend: „In Ketten bringt man den Entdecker nach Spanien zurück.“

Abermalige Unruhe des servierenden Dieners, der sich vorsichtshalber nähert.

Wibelborg nimmt ein Kaviarbrot.

Die junge Frau hat sich resigniert in ihr Geschick gefunden, hört gar nicht zu und denkt an ihre Angelegenheiten. Mechanisch spielt sie mit den vergoldeten Wappenemblemen an den geschweiften Lehnen des historischen Stuhls, der über wer weiß wie viele débâcles und Auktionen hinweg vom Tiber an die Spree geriet...

Für sich: „Richtig, morgen ist der Fünfzehnte, da muß ich das Wirtschaftsbuch wieder durchsehen. Es ist meine feste Ueberzeugung — die Köchin verbraucht zu viel Butter! Es ist mir rätselhaft, wie gestern ein Pfund draufgehen konnte... wir hatten doch ein Suppenhuhn — da braucht man ja höchstens zur holländischen Sauce was. Sie bekommt doch Kostgeld — aber sie ißt sicher von unsrer Butter mit. Ob ich mal was sage? Aber sie ist die Stärkere. Gestern hat sie mir gesagt, ich sollte sie nicht immerfort belügen — es ist ja eigentlich gegen meine Ehre, so was einzustecken —, aber was soll ich tun. Richard schwört auf sie. Keiner macht ihm ein Brathuhn so zu Dank —“

Wibelborg: „Es rührt mich ordentlich, gnädige Frau, daß Sie, die Sie so jung sind, so mitten im hellen Leben

stehen, dem tragischen Kolumbusschicksal ein so tiefes Verständnis entgegenbringen, wie es sich in ihren Augen ausspricht. Gewiß gehören Sie, so zart Sie sind, doch zu jenen Naturen, die sich heftig empören können über Ungerechtigkeit — sei es nun im Leben oder der Geschichte —"

Sie (für sich): „Wenn ich ihr kündigen will, sagte Richard, müßte ich eine andre Köchin auf meine Verantwortung mieten. Ach, mir graut so vor Vermietungsbureaus. Wie ich neulich auf einem war und ein so schrecklicher Mann kam — wie ein Henker sah er aus. Ich sagte ganz zaghaft, daß ich ein Mädchen mit guten Zeugnissen wollte — ‚Zeugnisse' herrschte er mich an — ‚bemißtrauen wollen Sie die Mädchen' — Wenn ich ihr kündigen will, muß ich's morgen tun, denn morgen ist der Fünfzehnte — Sie ist ja sechswöchentlich —"

Wibelborg (fährt sich durch die Haare, die er in reichem Maß besitzt): „Ein genuesischer Tuchwebersohn, der neue Welten an Könige verschenkte — es ist fabelhaft..."

Er schüttelt sich.

Sie (für sich): „Richard sieht her. Ob er nur gar kein Mitleid mit mir hat? Er muß den Menschen doch kennen. Er kennt ja alle hier. Frau Ley sieht auch her. Jetzt sagt sie etwas über mich. Gewiß, daß ich sehr niedlich wäre. Das sagen sie immer von mir. ‚Und so besonders weiblich!" fügen sie dann nach einer Pause ein wenig mitleidig hinzu. Richard ärgert sich dann immer. Zu Hause ist Richard so nett — in Gesellschaften ist er mir oft so fremd! Seine Mutter sagt,

seine bessere Seele hätte ihn zu mir hingezogen — ach Gott, manchmal habe ich das Gefühl, seine wahre Seele sitzt am liebsten zwischen Frau Bernheim und Frau Ley und macht da die Cour..."

Sie bekommt feuchte Augen —

Wibelborg (teilnehmend, mit fetter, winselnder Stimme): „Ich habe Sie aufgeregt — Ja, diese gigantischen Schicksale werfen ihre Schatten noch bis in unsre Tage! Der denkende Mensch leidet die Leiden der großen Märtyrer mitfühlend wieder —"

Sie (mit ihren Gedanken längst wieder bei der häuslichen Misere): „Ob ich mir heute abend das Anschreibebuch noch geben lasse? Aber dann schlaf' ich gewiß die ganze Nacht nicht — dabei fällt mir ein: gestern hatten wir ja noch Spinat hinter dem Suppenhuhn — an Spinat kommt ja auch ein Stück Butter — Ein halbes Pfund wäre auf diese Weise ja so ziemlich erklärt." —

Sie starrt wieder wie hypnotisiert den Uhrenzeiger an. „Wenn nur Artur ordentlich zugedeckt ist — wenn nur die Beinchen nicht unten rausgucken." —

Ihre Augen werden immer unglücklicher und geängstigter.

Die Hausfrau sieht es, kommt und erlöst sie von Wibelborg.

Die Hausfrau (freundlich wohlwollend): „Ich hörte ein paar Stichworte. Sie haben Amerika entdeckt. Das habe ich auch schon öfter mit Herrn Wibelborg tun müssen. Es greift an. Nehmen Sie nicht etwas starken Tee?"

Ada Seligmann, eine Erscheinung wie die Pariserinnen von de Feure — schön, ausgestattet mit sämtlichen Vorzügen, die Natur, Kunst und körperliche Trainierung zustande bringen — im Besitz all dessen „was Menschenbegehr" — eine Rassegestalt, die der leichte orientalische Anflug nur noch pikanter macht.

Sie lehnt lässig in den Diwankissen in einem märchenhaften Kleid, das ein genialer Künstler entworfen und ein kongenialer Schneider ausgeführt hat.

Da das vorhandene Herrenmaterial sie nicht verlockt, sitzt sie mit einer älteren Cousine zusammen — vielleicht auch deshalb, weil die dicke, unansehnliche, reizlose Cousine ihr so gut steht und ihr durch den Kontrast das ästhetische Wohlbehagen, das sie an sich selbst zu empfinden pflegt, nur erhöht.

Ueber ihnen breiten Palmen ihre Fächer aus — glatte, ganz gleichförmige Blätter, die so sehr zur äußersten Vollkommenheit gezüchtet sind, daß man sie fast für imitiert halten könnte, wenn nicht eine derartige Geschmacklosigkeit in diesem Haus ganz ausgeschlossen wäre.

Die beiden Cousinen haben gerade die ewige, brennende Frage aller Ledigen wieder einmal aufgerollt...

Ada: „Ich stehe der Frage ganz kaltblütig gegenüber. Einmal werde ich's tun — aber erst, wenn ich wirklich all das vom Leben gehabt habe, was man vernünftigermaßen von einem unverheirateten Dasein verlangen kann. Sieh mal: ich bin durchaus gegen das Opferbringen. Meine Natur ist darauf nicht eingerichtet. Erst wenn mein Zölibat mir einmal gar nichts mehr

wert ist — gut, dann opfere ich es einem Mann — so wie man ein falsches Geldstück auch lieber verliert als eins im Kurs."

Die Cousine: „Aber du warst doch mit Litzow nahe daran?"

Ada: „Nein — ich besah ihn nur."

Die Cousine: „Aber intensiv."

Ada: „Wird unsereins etwa nicht intensiv besehen? Ich leugne nicht: er hatte Reiz für mich. Aber nur wenn er sang. Sobald er den Mund zu hatte, war er mir greulich. Uebrigens heirate ich grundsätzlich keinen Offizier..."

Die Cousine: „Weshalb nicht?"

Ada: „Weil ich nicht will, daß der nachher meinethalben aus einem guten Regiment in ein minderes versetzt wird."

Die Cousine: „Aber das ist doch nicht immer so —"

Ada: „Fast immer. Mein guter Großvater war der alte Seligmann von der Firma Seligmann & Co. Ich kann mir Perrücken aufsetzen von Millionen Locken. Beim Militär vergißt man diese Tatsache doch nicht."

Die Cousine: „Aber deine Schwestern haben ja Offiziere geheiratet."

Ada: „Allerdings. Aber mit Ach und Krach. Alle Familienkonnexionen wurden aufgeboten, um es zu ermöglichen. Zwei Jahre nach seiner Heirat kam mein älterer Schwager von Wandsbek an die russische Grenze. Meinen andern Schwager graulten sie ganz heraus. Er stand in einer ganz kleinen Garnison, in der nur zwei Kompagnien lagen, wo es die andern Frauen ärgerte, daß

meine Schwester so sehr elegant war und so sehr gebildet. Denn siehst du: im Anprall mit blauem Blut sind es immer unsre Vorzüge, die uns zum Vorwurf gemacht werden. Ich danke für derartige Konstellationen. Ich brauche mich ja gar nicht in solche Lage zu begeben. Wenn ich in unsre Kreise heirate, habe ich es ja viel besser, kann an der Spitze marschieren und nutze meinem Ehemann, statt ihm zu schaden."

(Sie nestelt eine neue Zigarette aus ihrem silbernen Gehänge — sie raucht immer nur ihre eigne Marke „regie première" und hat das Gefühl eines ganz verpfuschten Tages, wenn sie zu einer andern Sorte hat greifen müssen.)

„Linda hat notabene ihre Heirat sehr bereut. Der teure Gatte warf ihr öfters jene Dinge vor, die er doch ganz genau gewußt hatte, als er sie nahm. Er verbot ihr tailor made zu tragen und mit ihrer Vielsprachigkeit zu plänkeln, und daß sie von Huysmans redete und dergleichen. Er zog regelrecht gegen ihre geistige Bildung zu Felde, redete immerfort vom ‚Rahmen des Regiments', in den sie sich partout hineinzwängen sollte, und warf ihr sogar vor, daß die Kinder mir ähnlich sahen — nicht seinen pergamentenen Schwestern. Es ist übrigens richtig. Sie sind etwas weniger reüssierte Auflagen meines Typs. Ich gönne es ihm. Unsre Rasse setzt sich eben überall durch. Aber ich danke für ähnliche Erfahrungen."

(Sie raucht in starken Zügen, legt die Linke an ihren schimmernden Goldgürtel und legt den schönen Kopf gegen das Polster.)

„Ich habe Familienbewußtsein. Vor allem verabscheue ich Lächerlichkeiten. Und Lächerlichkeiten kommen ja immer bei solchen Verbindungen vor. Zum Beispiel als Linda heiratete. Da war ein Regimentskommandeur, der enorme Schwierigkeiten machte, der alles getauft haben wollte — sogar rückwärts. Selbst Großpapa — denk dir: unsern Großpapa, der an die Achtzig ist, der sich doch immer äußerst wohl gefühlt hat beim Glauben seiner Väter, der nicht im Traum daran dachte... nur auf Wunsch eines Regimentskommandeurs — zum Dank dafür, daß der erste Leutnant in die Familie kam! Linda machte sogar einen Fußfall — ganz dramatisch. Zum Glück bekamen sie den Regimentskommandeur noch von der Idee ab..."

Die Cousine: „Aber Linda muß doch sehr glücklich sein. Sie strahlt ja immer."

Ada (von oben herab): „Linda strahlt aus Grundsatz — weil die Grübchen das hübscheste an ihr sind. Es ist ein festgefrorenes Strahlen. Sie strahlt bei jeder Gelegenheit, bei Kondolenzvisiten, im Nachtasyl — wo's paßt, und wo's nicht hinpaßt, Elsa ist mir lieber. Die schilt wenigstens zuzeiten ordentlich. Sie hat dann eine so amüsante Art, alle jene durchzugehen, die sie ‚auch hätte haben können'. Solche statistische Ueberblicke machen mir Spaß."

(Sie wird plötzlich ernsthaft und wippt mit der Spitze ihres Atlasschuhs nervös in den Chiffonvolants ihres Schlepprocks.)

„Das ist ja das Schlimme für uns, daß wir so viele haben können, wenn wir wollen! Und was man so

leicht bekommt, verachtet man so leicht. Das macht uns so blasiert, so unfähig zum rechten Herzenselan! Wir können uns ja viel zu viel kaufen: einen Leistikow und einen Leutnant — einen Laliqueschmuck und einen Grafen! So wenig ist da, was den Reiz des Unerreichbaren hat — diesen reizvollsten aller Reize..."

Die Cousine (erstaunt): „Du nimmst alles von einer merkwürdigen Seite..."

Ada: „Mal hatte ich ein Faible für jemand. Ach, ich war so glücklich, daß ich mal eins hatte, daß ich endlich sagen konnte: ‚auch ich!' Ich züchtete dies Faible förmlich liebevoll — wie andre Leute Hyazinthenzwiebeln oder Rosen von Jericho. Ach ja, ich hielt ‚ihn' für unerreichbar. Es war ein so neuer Reiz für mich, wenn ich ihn in Gesellschaften traf, mir sagen zu können: ‚Der nimmt dich ganz gewiß nicht! Unter dessen Füßen bist du Staub!' Ich glaube, ich liebte ihn wesentlich wegen dieser Ueberzeugung. Ich hatte reguläre Kätchen-von-Heilbronn-Gefühle damals... Eines Tags ließ er durch Dritte sondieren, ob ich wollte? Sofort erlosch mein Faible..."

Die Cousine: „Aber vielleicht liebte er dich?"

Ada (nach einer Pause): „Das konnte ich nicht mit Sicherheit feststellen. Dagegen hörte ich, daß er bald abgehen würde. Ich sollte also wohl den Frieden seines a. D. teilen. Im Dienst hätte er mich vielleicht doch nicht durchschleppen können. Es war gegen meinen Stolz. Ich hab' ihn lange betrauert — in Feuerrot notabene."

Die Cousine: „Sah er gut aus?"

Alda: „Nicht eigentlich. Vielleicht würdest du überhaupt erstaunt sein, wenn ich seinen Namen nennen würde."

Die Cousine: „Kenne ich ihn?"

Alda: „Und ob! In hundert Häusern, wo wir verkehren, reißt man sich um ihn und verwendet ihn mit Vorliebe als blondes, germanisches, repräsentatives Tafelstück. Er kultiviert die haute finance mit Vorliebe."

Die Cousine (sieht erstaunt ins Leere): „Der? Aber der ist doch reichlich öde..."

Alda (träumerisch): „Er war so viel far, far away. Er kennt die Erde von rechts und links, von oben und unten. Er ist wochenlang auf fernen Meeren gefahren, auf arabischen Pferden durch die Täler von Kaschmir geritten, hat die bunten Ziegeltürme von Siam wie ein unwahrscheinliches Phantom zwischen sandigen Hügeln liegen sehen...

„Sobald ich ihn ansah, sah ich das alles mit. Wenn ich Menschen liebe, liebe ich eigentlich nur ganz abstrakte Dinge an ihnen, ihre früheren Erlebnisse, Zustände, in denen sie einst gewesen, Gedankenwelten, die sie beschäftigen."

Die Cousine: „Dann liebst du ja bloß Imponderabilien?!

Alda: „Gewissermaßen ja. Sieh mal, ich könnte mich für einen alten', schlecht angezogenen, ganz schweigsamen Professor sehr energisch erwärmen, sobald sein spezielles Gebiet mich anzöge. Ich will zum Beispiel sagen: Psalmen. Ich würde dann gar nicht mehr den armen Erdensohn an ihm bemerken, ich würde König

David die Laute schlagen hören und ihm das als Wert anrechnen, was diese Gedanken mir suggerierten. Oder jemand, der sonst ein gutes Buch geschrieben hat — etwa über die Renaissance. Es würde in meinen Augen immer ein Hauch von Florenz um ihn sein. Ja, solch einen gewissen Nimbus liebe ich. Und nun denke einmal daran, was in dieser Hinsicht ein Offizier bietet! Sein Bild bringt eine Perspektive von Plätzen herauf: Rennplätze, Reitplätze, Kasernenplätze. Ueber diese Plätze führt dich seine Unterhaltung, bis dir schwindelt. Er erzählt dir nichts, was du nicht schon weißt — Bestenfalls war er mal in Wien oder Paris. Am orientiertesten ist er in Badeorten. Alles, was am Leben geheimnisvoll ist, scheint ihm unbekannt. Er hat gar nichts Mystisches. Natürlich nicht — einen mystischen Leutnant könnte man ja auch gar nicht brauchen... aber ist denn nicht das unsichtbare Drumherum — die geistige Ideenwelt eines Menschen viel wertvoller als das, was man faßt, sieht und greift, und was doch meistens verzweifelt unoriginell ist?"

Die Cousine: „Ich konstatiere aber, daß es doch eine Zeit gab, in der Litzow in großer Gnade bei dir stand."

Ada (gelassen, etwas ungeduldig): „Wie ich schon sagte: wenn er sang! Ich liebte die Texte, die er sang, denn unbewußt sang er meine Lieblingslieder. Wenn er sang, hatte er etwas Mystisches — sobald er sprach, war er sofort wieder ganz kommiß. Und da du zugeben wirst, daß ich ihn in der Ehe doch nicht beständig singen lassen könnte, mußt du zugeben, daß ich weise tat, nicht auf ihn zu reflektieren —"

Die Cousine (aufrichtig überzeugt): „Aber du bist doch ein bißchen verdreht…"

Ada: „Manchmal denk ich's selbst. Jedenfalls ist's nun nicht mehr zu ändern — Ich bin wohl zu früh mit Bildung überfüttert worden. Gute Stunden kosten viel Geld — die allerteuersten wurden uns zugänglich gemacht — folglich genossen wir den besten Unterricht. Alle Erziehungsmomente wurden zu früh auf uns losgelassen. Mit dreizehn Jahren tanzten und ritten wir nicht bloß perfekt, sondern bekamen bereits Unterricht in Philosophie. Unsre Lehrer paukten ganz brillant ein. Oft denk ich: wenn ich doch nur billigere, schlechtere Lehrer gehabt hätte, daß nicht so viel hängen geblieben wäre. Ich bin ein Wechselbalg von allen Gebieten, vollgepfropft mit Bildung und habe Achtung vor Bildung und bin überbildet. Selbst die Kunst des Flirts erlernten wir früher als andre, da die Eltern uns immer auf die großen Sportplätze mitnahmen, wo wir als die kommende Jugend schon mit großen Egards behandelt wurden, als wir noch nicht mehr Jahre hinter uns gebracht hatten als gerade ein Dutzend. Kein Wunder, daß uns das abhanden kam, was man normale Gefühle nennt…"

Die Cousine: „Ja, ja, ihr hattet alles so exzeptionell — Und besonders du, der immer schon die professional beauty vorausprophezeit wurde…"

Ada: „Leider… so daß es mir fast schwer gemacht wurde, nachher das auch zu halten, was ich angeblich ‚versprochen' hatte. Der viele Sport, den man mich treiben ließ, hat meine Züge zeitweise gröber gemacht,

als nötig war — wirklich à la hauteur fand ich mich erst, als ich das Radeln aufgab. Radeln schadet der Haut und macht die Arme eckig —"

Die Cousine: „Du sprichst so objektiv über dich..."

Ada: „Natürlich studiere ich die weibliche Psyche am eingehendsten an mir selbst... Die Widersprüche in unsereinem amüsieren mich geradezu. Zum Beispiel wenn ich brennend jene Mädchen beneide, die sich in irgendeine frische Kasernenhofblüte so recht flottweg verlieben können, und wenn ich sie im gleichen Moment verachte, daß sie nicht wie ich ‚im reinen Feuer mit dem Salamander' leben."

Die Cousine: „So hast du wirklich gar kein Interesse jetzt?"

Ada: „Nein. Du glaubst nicht, wie banal ich die meisten Männer finde, die so durch den Berliner Winter laufen. Sie kommen mir immer vor wie Stadt-Meißner Porzellan — einige auch wie Ausschuß — und ich fühle mich als echte Ware erster Güte. (Sie lächelt müde und elegisch.) Du hast recht — ich liebe au fond nur Imponderabilien..."

Die Cousine: „Dann müßte aber ein alter Adelsname gerade besondere Anziehung für dich haben. Der suggeriert doch auch manches."

Ada: „Solch ein Name würde in meinen Augen all seinen aristokratischen Flair in dem Moment verlieren, wenn ich ihn erheiratet hätte — Wahrhaftig, es geniert mich gar nicht, Seligmann zu heißen — aber Bernstorff, geb. Seligmann, oder Arnim, geb. S. — das würde mich genieren. Allein die Visitenkarte würde mir unästhetisch

scheinen — und die Stelle im Gotha — den Ereignissen vorauseilend — mein dereinstiger Grabstein! Und da wir schon einmal dabei sind, noch eins: in eine Familiengruft, wo sich vermutlich sämtliche Ahnherrn in ihren Zinksärgen umdrehten an meinem Hochzeitstag — da möchte ich nicht hinein! Wenn ich mein Leben lang so viel auf guten Geschmack gehalten habe, will ich nicht im Tod etwas von zweifelhaftem Geschmack tun — zumal ich den alten Herren unter ihren Wappenschildern gewissermaßen recht geben würde mit ihrer Auffassung

„Linda und Else sind anders — die gönnen es ihren jetzigen Ahnherren geradezu — sie freuen sich darauf, hätte ich fast gesagt... aber ich habe eben ein subtileres Empfinden..."

Sie seufzt tief auf, und da die ältesten Damen aufbrechen, erhebt sie sich mit einem leisen Gähnen und steht in ihrer orchideenhaften Schlankheit wie ein raffiniertes Luxusprodukt da — wie eins jener feinen, fragilen Kunstgläser, die viele bestaunen und doch wenige nur besitzen möchten...

*

Die letzten Gäste sind gegangen.

Hausherr und Hausfrau, die den ganzen Abend keinen Blick gewechselt haben (sie sehen sich überhaupt nie mehr an, obwohl sie in sehr guter Ehe leben), allein im leeren Saal, in dem plötzlich die Kunstwerke, von bläulichem Zigarettendampf eingenebelt, etwas starr Geheimnisvolles bekommen haben, wie Wesen, denen man unrecht tat, indem man sie zu einem unzusagenden Verkehr zwang...

Die Hausfrau: „Nun?"

Der Hausherr: „Die Spargelspitzen waren zu heiß. Du übertreibst es. Natürlich detestiere ich kaltes Gemüse, aber bei dir bekommt man's doch immer zu dampfend. Schließlich sind unsre Gäste doch keine Feueresser von Beruf..."

Die Hausfrau: „Und die Trüffeln?"

Der Hausherr (zuckt finster die Achseln): „Du hattest dich so damit... aber ich sagte schon neulich: es ist kein rechtes Trüffeljahr — ich rieche es ja sofort der ersten an, die mir von der neuen Ernte unter die Hände kommt — ich täusche mich da nie..."

Die Hausfrau: „Und die Menschen?"

Der Hausherr (gähnend und der Tür zustrebend): „Ach! Ich könnte jahrelang ohne die alle leben..."

Ab.

Die Hausfrau klingelt rasch dreimal hintereinander.

Der erste Bediente, der den englischen Butler markiert, erscheint.

Die Hausfrau (ihre sonst so liebenswürdige Stimme zu tadelnder Schärfe erhebend): „Lieber Scholz, Sie müssen vorsichtiger werden mit der Auswahl der Lohndiener! Sie können wirklich nicht jeden beliebigen heranholen! Ich weiß ja, heute ist Schloßball, und da sind die meisten mit glattem Kinn vergriffen — aber so was wie heute dürfen Sie nicht wieder aufbieten —

„Ich sah, wie Exzellenz von Kron sich dem alten Kabalka vorstellte — dergleichen ist im höchsten Grad peinlich. Und dann der junge Mensch mit dem ausgezogenen Schnurrbart —

„Es geht nicht — es war doch früher nicht so ... ich muß Ihnen schließlich dies Ressort abnehmen —

„Lassen Sie neue Livreen in den Hausfarben machen und stecken Sie da die Leute hinein —“

Mit strengem Blick fortrauschend:

„Die Lohndiener dürfen nicht wie Gäste aussehen ...“





